



N11< 44164809 021

UB Tübingen

Für die Menschen bestellt



SPES. A. 2



2

~~18 B 823~~

Z A 2592

ISBN 3870651334

© 1978

Bernward Verlag GmbH, Hildesheim

Gestaltung: Prof. Paul König, Hildesheim

Titelfoto: Ewald Breloer, Hildesheim

Satz u. Druck: Druckhaus Benatzky GmbH, Hannover

Bindearbeiten:

Bercker Grafischer Betrieb GmbH, Kevelaer

[Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart]

[Bd 45]

Für die Texte und Bilder Menschen aus dem bestellt Bistum Hildesheim

Herausgegeben von Franz Josef Wothe,
in Zusammenarbeit mit
Heinz-Josef Adamski, Friedrich Knipping,
Josef Nowak, Karl Sievert.

Bernward



+ Heinrich Maria Jensen.
Bischof von Hildesheim.

Heinrich Maria Janssen
Bischof von Hildesheim

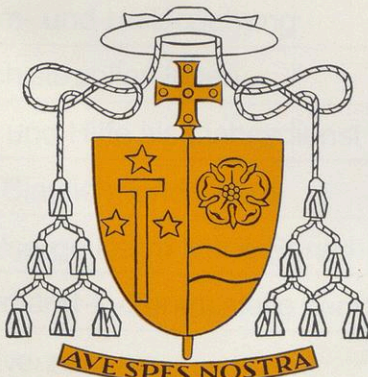
Geboren am 28. Dezember 1907 in Rindern bei Kleve/Niederrhein.

Am 29. Juli 1934 in Münster durch Bischof Clemens August, Graf von Galen, zum Priester geweiht, anschließend ab 8. September 1934 Vikar und Kuratus an St. Antonius in Schneidemühl, 1945 vertrieben. Nach Tätigkeit in der Seelsorge in Bronnzell bei Fulda und als Kaplan in Ochtrup/Westfalen ab 1949 Pfarrer und Dechant in Kevelaer.

Am 3. Februar 1957 durch Papst Pius XII. zum Bischof von Hildesheim ernannt und am 4. Mai 1957 in Hildesheim zum Bischof geweiht.

Im gleichen Jahr wurde Bischof Heinrich Maria Janssen Beauftragter der Fuldaer Bischofskonferenz für die Vertriebenen- und Flüchtlingsseelsorge, 1967 auch Beauftragter für die Nomadenseelsorge. Von 1962 bis 1965 Teilnahme am Zweiten Vatikanischen Konzil und von 1971 bis 1975 an der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Mitglied der Pastorkommission der Deutschen Bischofskonferenz.

Ehrendomkapitular der Domkirche von Münster. Ehrendomherr der Kathedrale von Luxemburg. Ehrendomherr der Münsterkirche zu Essen. Träger des Großen Verdienstkreuzes mit Stern des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland, der Plakette für Verdienste um den Deutschen Osten und das Selbstbestimmungsrecht, der Ehrennadel in Silber (1969) und in Gold (1971) für besondere Verdienste in der Heimatarbeit durch den Heimatkreis Schneidemühl. Ehrenbürger der Stadt Kevelaer und der Heimatgemeinde Rindern.



Reichgegliederte Landschaft	11
Von Arminius bis zur großen Vertreibung	17
Niedersachsen und das Bistum Hildesheim	24
Stammväter der Diözese	27
Der Dom – Herz und Mitte des Bistums	34
Kunst im Schatten der Kathedrale	41
Kostbare Handschriften und Drucke	55
Zeichen des Glaubens der Vorfahren	61
Der lange Weg durch die Jahrhunderte	73
In der Sorge um den Norden Europas	80
Deutsche Katholikentage in Hannover	83
Unvergessene Seelsorger	87
Widerstand selbst bis zum Tod	89
Was im Weltkrieg zerstört wurde	92
170 neue Gemeinden entstehen	95
281 Kirchen mußten gebaut werden	96
Der Bischof und die Weihbischöfe	102
Der Generalvikar und das Generalvikariat	106
Diözese in Maß und Zahl	108
Der Bischof als Richter	110
Das Priesterseminar	111
Die finanziellen Grundlagen der Kirche	113
Kirche im Großraum Hannover	115
Das Stift Hildesheim	118
Das Eichsfeld	122
Pilgerndes Gottesvolk	126
Das Bildungswesen der Kirche	129
Familienbildungsstätten	134

Lebendige Gemeinde	135
Jugend im Bistum	139
Das Ende der Vereinsmeierei	142
Die Katholischen Schulen im Bistum	146
Synode – auf Zukunft angelegt	153
»Alle Macht den Räten«	155
Die Zusammenarbeit der Kirchen	157
Das Wirken der Orden in der Diözese	161
Musica sacra	164
150000 Bücher suchen Leser	167
Kirchliche Publizistik	168
Studentenseelsorge im Bistum	169
Seelsorge unter Soldaten	171
Alt sein in der Gemeinde Christi	173
Siedlungswesen und Wohnungsbau	177
Zigeunerseelsorge	179
Gefängnisseelsorge im Dienst der Versöhnung	183
Der Kindergarten als Bildungsstätte	185
Wenn eine Mutter Ferien braucht . . .	188
Kindererholung groß geschrieben	189
Dienst am kranken Menschen	191
Heim- und Heilerziehung	193
Auch sie sollen leben . . .	195
Rat und Hilfe als Liebesdienst	197
Mit Blaulicht und Sirene	199
Seelsorge kennt keine Sprachgrenzen	201
Friedland – »Zentralstelle der deutschen Not«	203
Bildverzeichnis	211

»Für die Menschen bestellt...«

(Hebr. 5,1)

Dieses Wort aus dem Hebräerbrief, das dem Buch den Titel gab, spricht vom geheimnisvollen Wesen des Hohenpriesters Jesus Christus. Er ist aus den Menschen genommen und für die Menschen bestellt in ihren Angelegenheiten vor Gott.

Wir glauben, dem Wort keine Gewalt anzutun, wenn wir es auf die Kirche beziehen; denn auch die Kirche ist, wie der Hohepriester Christus, für die Menschen bestellt. Nach dem Heilsplan Gottes ist das Wirken der Kirche ein fortwährender Dienst an den Menschen.

Das Bistum Hildesheim ist Teilkirche der katholischen Weltkirche und vermittelt als Diasporabistum – oft unter erschwerten Umständen – den Menschen das Heil. Sie ist »für die Menschen bestellt«.

Unsere Diözese wurde im neunten Jahrhundert gegründet. Eine lange Tradition mit Dokumenten, die Zeugen einer ruhmvollen Geschichte sind,

zeichnet die Diözese aus. Wer das heutige Leben im Bistum darstellen will, kann an dieser Geschichte und ihren großartigen Zeugnissen nicht vorbeigehen; denn mehr als in vielen anderen deutschen Diözesen mit weitaus kürzerer Tradition machen diese Zeugnisse einen Teil des Lebens der heutigen Diözese Hildesheim aus. Unser Bistum trägt die Last großer Geschichte, die immer Erbe und Aufgabe zugleich ist.

Das Buch will einen Einblick vermitteln in das, was die Diözese in Vergangenheit und Gegenwart an Leben aufzuweisen hat, wobei sich die Autoren darüber im klaren sind, daß kirchliches Leben im Letzten nicht dargestellt werden kann. Es bleibt verhüllt im Geheimnis des Glaubens...

Der Wunsch nach einem Buch dieser Art ist schon oft geäußert worden, zumal andere deutsche Diözesen mit ähnlichen Veröffentlichungen in den letzten Jahren vorangegangen sind. Die Voll-

endung des siebzigsten Lebensjahres des Bischofs von Hildesheim, Heinrich Maria Janssen, der seit zwanzig Jahren das Bistum leitet, gibt den äußeren Anlaß, dieses Buch herauszugeben. Möge es bei vielen Lesern – gerade in der weiten Diaspora – die Liebe zur Kirche stärken und ihnen eine frohe Zuversicht für die Zukunft der Kirche von Hildesheim vermitteln.

Die Autoren haben allen Grund, vielen zu danken, die die Herstellung des Buches ermöglichten. Das Bischöfliche Generalvikariat subventionierte die Drucklegung. Der Verlag gab sich große Mühe, dem Buch eine würdige Ausstattung zu geben. Bei der Arbeit halfen Domkapitular Heinrich Schenk, Geistlicher Rat Willi Stoffers und vor allem im Bildteil Frau Ingeborg Arntz. Ihnen und vielen anderen sei herzlich gedankt.

Franz Josef Wothe

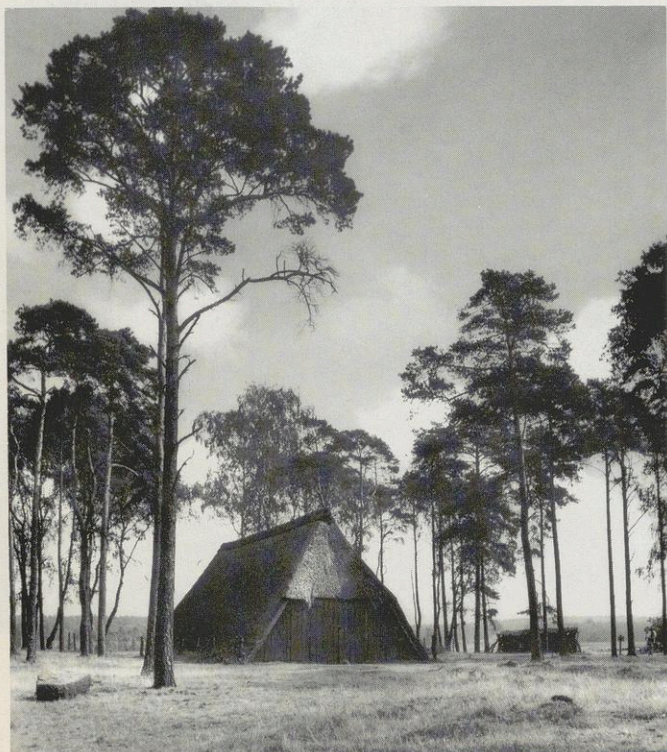
Reichgegliederte Landschaft



Das Weserbergland ist altes Kulturland. Wer die Höhen besaß, herrschte über das ganze Land.



Ein Heer von Fischkuttern an der Nordsee weist darauf hin, daß viele Menschen im Dienste der Fischerei stehen. Cuxhaven ist ein Hauptplatz der Fischindustrie.



Wo die Lüneburger Heide unberührt blieb, findet man die charakteristischen Schafställe.

Die weitflächige Diözese Hildesheim ist die räumlich größte im Gebiet der Bundesrepublik Deutschland. Sie reicht von Cuxhaven im Norden bis Hannoversch-Münden im Süden, und von der Weser im Westen bis an die Elbe im Osten. Die größte Entfernung von der Nordsee beträgt rund 290 Kilometer, die größte von Bremen bis Schnackenburg etwa 185 Kilometer.

Politisch liegt das Bistum ganz im Gebiet des Bundeslandes Niedersachsen und umfaßt dessen Ostteil. Von den 47.371 Quadratkilometern des Landes entfallen allein 33.500 Quadratkilometer auf den Raum des Bistums. Es ist damit größer als Belgien mit 30.506 Quadratkilometern und die Niederlande mit 32.336 Quadratkilometern.

Geographisch wird der Raum des Bistums von zwei Großlandschaften bestimmt, im Norden von der norddeutschen Tiefebene, die etwa die Hälfte des Gesamtgebietes ausmacht, im Süden von den Mittelgebirgen, durchströmt von der Weser, Leine, Innerste und der Oker.

Hoch im Norden liegt Cuxhaven an der Spitze eines Landdreiecks, dessen beide Seiten von den hier bereits zur See gewordenen Mündungen der Weser und der Elbe gebildet werden. Der Küste vorgelagert sind die Insel Neuwerk und die nur zur Ebbezeit trockenen Sände im Wattenmeer. Es handelt sich dabei nicht um in geschichtlicher Zeit im Meer versunkene Reste ehemaligen Festlandes, sondern wie auch bei der ostfriesischen Inselkette im Westen um von den Fluten aufgespültes Gelände, dessen Struktur durch Gezeiten und Sturmfluten ständigem Wandel unterworfen ist. Wäre das küstennahe Festland nicht durch Deichbauten gegen Überflutungen abgesichert, wäre es ebenso dieser unmittelbaren Bedrohung durch das Meer ausgesetzt.

Der oft viele Kilometer weit ins Innere reichende Landsaum unmittelbar an der Küste und auch beiderseits der Mündungsgebiete der Weser und Elbe ist die

Marsch. Sie hat meist fruchtbaren und weidegünstigen Boden, entstanden durch Meeres- und Flußanschwemmungen. Unterschieden werden im Bistumsbereich die Unterweser- und die Elbmarschen. Die sehr fruchtbaren und lehmigen Gebiete im unteren und oberen Leinetal und an der Aller sind ebenfalls Marschregionen.

Das in Meeres- und Flußmündungsnähe hinter der Marsch meist langsam ansteigende, vielfach sandige und deshalb wenig fruchtbare Land heißt Geest. Zwischen Weser und Elbe erstreckt sich breit die Stader und die Nienburger Geest. Diese geht im Süden, etwa zwischen der Allermündung in die Weser und der unteren Elbe, in die anfangs der Geestlandschaft noch ziemlich verwandte Lüneburger Heide über.

Die früher einmal von weiten Heidekrautflächen und Wacholdern geprägte hügelige Heidelandschaft mit Mooren und Wiesen in den Niederungen wird zunehmend durch Kiefern- und Birkenwildwuchs (Grund: fehlender Verbiß durch Heidschnucken) gefährdet und durch systematische Aufforstung mit Kiefern, und neuerdings mit Mischwald, durch Anlage von Truppenübungsplätzen, Erdölförderungsanlagen, Ackerwirtschaft und nicht immer planvolle Ansiedlungen ihres ursprünglichen Charakters beraubt. Im Naturschutzpark am Wilseder Berg (169 m) ist aber ein Stück Heidelandschaft unverfälscht erhalten geblieben.

Das sich den Niederungen nach Süden hin anschließende Bergland umfaßt mehr als fünfzig Einzelgebirge und Bergzüge. Keines dieser Gebirge gleicht dem anderen. Neben schildförmig aufgewölbten Buckelgebirgen (Solling, Elm) finden sich langgestreckte bewaldete Geländefalten, oft mit steil herausragenden Klippen (Ith, Bodensteiner Klippen im Hainberg, Süntel). Hier dominieren die Laubwälder, stellenweise auch die Fichte. Nirgend anderswo in Deutschland gibt es soviel Abwechslung in den Gebirgsformen wie hier zwischen



Oben:
Das Kreuz des deutschen Ostens, ein monumentales Mahnmal auf den Uhlenklippen bei Bad Harzburg, das an die Vertreibung der Millionen von Deutschen aus den Ostgebieten erinnert.

Unten:
Mehr als 500 Kilometer lang ist die Zonengrenze des Landes Niedersachsen. Und diese Grenze liegt völlig im Bereich des Bistums Hildesheim. Dabei sind sechs Gemeinden seit mehr als 30 Jahren vom Bistum

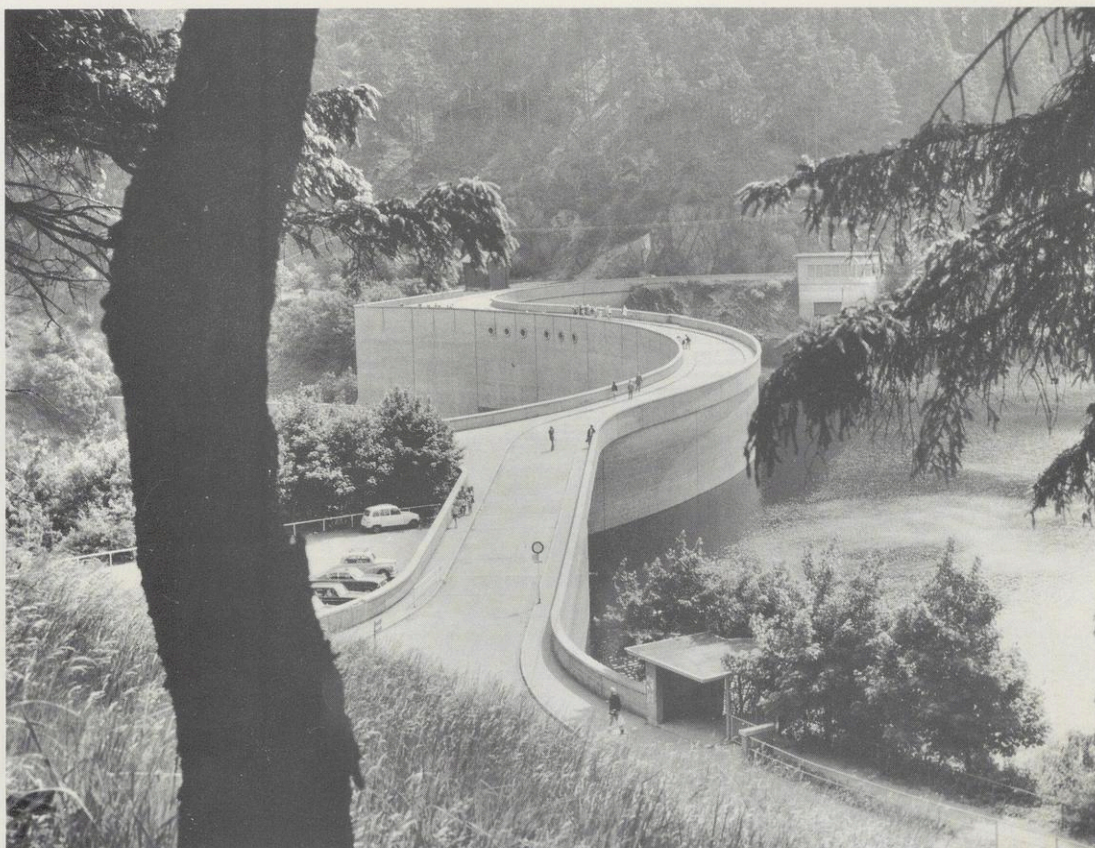
abgetrennt. In regelmäßigen Abständen werden die Grenzsperrungen zwischen West und Ost von Wachttürmen aus kontrolliert.



dem Ost-West-Verlauf des Mittellandkanals und dem Harz.

Wie ein Fremdling ragt der Harz, mit seinen abgerundeten, vom Brocken überragten Höhen unvermittelt aus verhältnismäßig niedriger Umgebung aus den anderen Bergzügen im Südosten Niedersachsens heraus. Zahlreiche Gewässer haben schroffe Kerbtäler in seine Flanken geschnitten. Diese haben sich als denkbar günstig für die Anlage von Talsperren erwiesen. Die herausragenden Kuppen im niedersächsischen Anteil des Gebirges wie der Wurmberg, 971 m, und der Bruchberg, 928 m, aber auch die anderen Berge tragen dichten Wald. Weitgespannte Hochflächen gibt es bei Clausthal-Zellerfeld. Künstlich angelegte Kanäle und Teiche inmitten der wiesenreichen Hochebene und auch die alten Schächte bei Clausthal-Zellerfeld und im Rammselsberg bei Goslar erinnern daran, daß erst vor kurzem der seit tausend Jahren im Harz betriebene Erzbergbau zum Erliegen kam.

Aus all diesem wird deutlich, daß Niedersachsen ein Gebiet mit sehr unterschiedlich geprägten Landschaften ist. Dem entsprechen auch die großen Unterschiede in der landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen Nutzung des Bodens und ebenso die großen klimatischen Verschiedenheiten. Ein Hinweis auf den Beginn der Apfelblüte mag das belegen. Wenn die ersten Blütenknospen im Moseltal bereits am 25. April aufgebrochen sind, dann ist das gleiche in Hildesheim und Rinteln erst am 1. Mai der Fall, am 5. Mai in und um Braunschweig, Hannover und im Bereich der Oberweser, am 10. Mai in Duderstadt, Dannenberg, am 15. Mai in der Lüneburger Heide und im Solling und am 20. Mai endlich auch im Oberharz.



Oben:

Im Harz gibt es viele Talsperren und Stauseen, die weite Teile Norddeutschlands mit Trinkwasser versorgen. Die Sperrmauer der Okertalsperre ist ein gewaltiges Bauwerk, das elegant in die Landschaft eingebettet wurde.

Rechts:

Die Quelle der Rhume im Vorgebiet des Harzes fördert von allen Flußquellen Deutschlands die größte Wassermenge an die Oberfläche der Erde und bildet anmutige Teiche.





Typisch für die nördlichen Mittelgebirge ist der Randcharakter. Von hier öffnet sich der Blick in die norddeutsche Tiefebene.

Von Arminius bis zur großen Vertreibung

Die Frage nach den Menschen, die das Hildesheimer Land vor der Gründung des Bistums bewohnten, ist nicht leicht zu beantworten. Die Landesbewohner nannten sich Sachsen schon bevor Karl der Große König der Franken war. Er regierte von 768 bis 814. Einige Jahrhunderte vorher lebten hier die Cherusker. Ihr hochberühmter Stammesfürst war Arminius, der die drei Legionen des römischen Feldherrn Varus im Teutoburger Wald vernichtete. Leider weiß bis heute niemand, wo denn dieser Wald lag und ob es der war, der heute so heißt. Die engere Heimat der Cherusker wird heute zwischen Weser und Oker vermutet. Seit der preußische Musketier Armbrecht im Jahr 1868 am Hang des Hildesheimer Galgenbergs einen sicher spätrömischen Silberschatz entdeckt hat, treten immer wieder Forscher auf, die das alte Schlachtfeld in der Nähe Hildesheims suchen. Was aus den Cheruskern geworden ist, vermag niemand so recht zu sagen. Sie wurden wohl von den aus

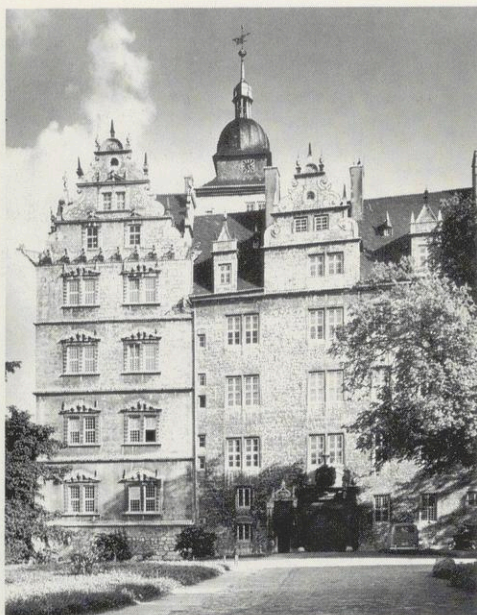


Der älteste Bodenfund aus geschichtlicher Zeit dürfte für das Bistumsgebiet der Hildesheimer Silberfund sein, ein römisches Tafelsilber, das aus 60 Stücken besteht, darunter aus dem sog. Maskenbecher. Einige von ihnen sind wahre Kunstwerke mit reicher Ornamentik, getrieben, graviert und sogar vergoldet. Ein Teil des Schatzes mag noch aus augusteischer Zeit stammen.



Das Bistum Hildesheim in seinen alten Grenzen, eingebettet zwischen die Diözesen Minden, Verden, Halberstadt und Mainz. Im Westen gehörte Hannovers grüne Lunge, die Eilenriede, noch zu Hildesheim,

im Osten ein Teil Braunschweigs mit dem Dom. Im Süden reichte das Bistum bis Alfeld, Seesen und Goslar, im Norden bis Celle und Isenhausen. Umfang damals 5.560 qkm, heute 33.500 qkm.



Oben links:
Vor 1938 verband sich der Name Wolfsburg mit dem am weitesten im Osten gelegenen Wasserschloß der Weser-Renaissance. Als Burg ist es schon in einer Urkunde von 1135 erwähnt. Der Name Wolfsburg ging dann 1946 auf die Volkswagenstadt über.



Oben rechts:
Blick aus der Luft auf das Volkswagen-Werk. Seine Kraftfahrzeuge, die den härtesten Bedingungen gewachsen sind, werden auch von den Missionaren in Südamerika und Afrika hochgeschätzt.

Unten rechts:
Papst Paul VI. nimmt in Gegenwart des Bischofs Heinrich Maria von Hildesheim eine Spende von 10 Volkswagen für die Missionen in Empfang.



Wolfsburgs erste katholische Kirche konnte erst 1951 gebaut werden. Vor 1945 war dort Kirchenbau verboten. 1976 feierte die Sankt-Christophorus-Gemeinde den 25. Jahrestag der Kirchweihe.



Holstein nach Süden vorrückenden Sachsen überlagert. Dieses Schicksal widerfuhr auch vielen andern germanischen Volksgruppen, die unter der Vorherrschaft der Sachsen zu dem gleichnamigen Volk zusammengewachsen waren, als der dreißigjährige Krieg zwischen Franken und Sachsen stattfand. Das in der östlichen Hälfte des Sachsenlandes liegende Bistum Hildesheim hatte mithin von Anfang an sächsische Bewohner. Auch das im Jahr 1824 entstandene große Diasporabistum war dem Volkscharakter nach sächsisch. Das slavische Erbe war durch die welfische Ostpolitik schon im hohen Mittelalter verdrängt worden. Wenn es auch vom Eichsfeld und vom Harz her thüringische Einflüsse gab, bis ins erste Viertel des 19. Jahrhunderts waren die alten katholischen Gemeinden des Bistums so sächsisch und damit so gleichartig wie die evangelischen. Das änderte sich dann im Verlauf des nunmehr beginnenden Industriezeitalters. Die neuen katholischen Gemeinden entstanden

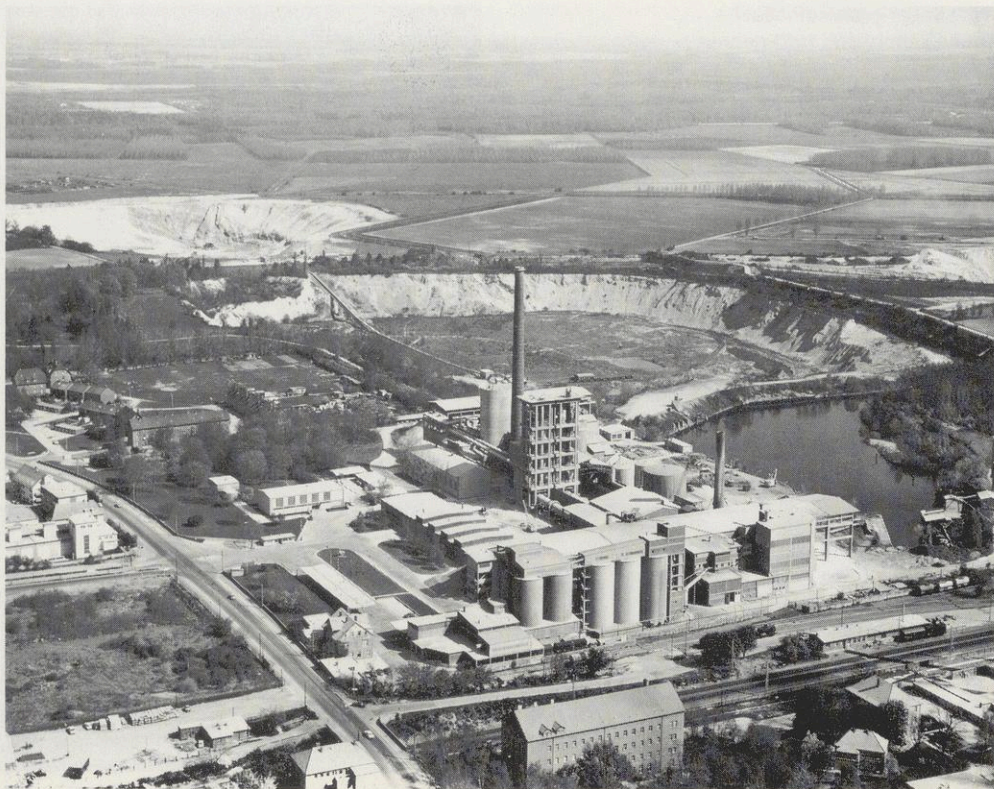
da, wo Industrieanlagen und militärische Standorte katholische Arbeiter, Soldaten und Beamte benötigten.

In dem Raum zwischen Elbe und Weser, auf den sich die Bistümer Bremen, Halberstadt, Hildesheim, Minden und Verden ganz oder teilweise erstreckt hatten, war nach der Reformation nur Hildesheim als katholisches Bistum übrig geblieben. An die Gründung von katholischen Missionsstationen und Gemeinden konnte zaghaft erst wieder in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gedacht werden. Als der Welfenherzog Johann Friedrich katholisch wurde, errichtete er in seiner Hauptstadt Hannover eine Hofkirche. Seine Residenz erfüllte er mit künstlerischem Leben. Dazu gehörten französische Schauspieler so gut wie italienische Sänger und Musiker. Sie bildeten zusammen mit deutschen Beamten und Soldaten die erste katholische Gemeinde. Wenn es um ihre Soldaten ging, dann brachten die Landesherren ohne Unterschied der Konfession mehr Ver-

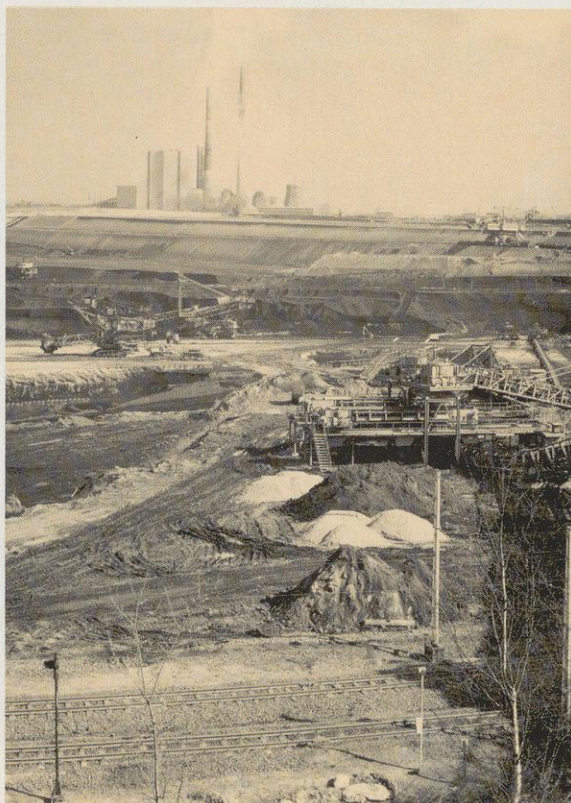
ständnis als sonst für die Notwendigkeit katholischer Seelsorge auf. Bildungsstätten wie die Universität in Göttingen oder die Ritterakademie in Wolfenbüttel wurden auch von katholischen Studenten besucht und trugen so zur Gründung von Gemeinden bei. In Celle waren es Diplomaten und Beamte, in Braunschweig die Besucher der Märkte, die katholischen Gottesdienst wünschenswert erscheinen ließen. Man braucht auch nicht zu verschweigen, daß die gekrönten Häupter zeitweilig bereit waren, eher ihren eingesperrten als ihren in Freiheit lebenden katholischen Untertanen die Wohltat geordneter Seelsorge zukommen zu lassen. So entstanden in der Nachbarschaft von Gefängnissen und »Kettenstrafanstalten« Zellen katholischer Mission. Überall aber konnte sich katholisches Gemeindeleben nur unter sehr großen Mühen entfalten. In Hannover galt zwar eine kurfürstliche Erlaubnis zum Kirchenbau, aber einen Bauplatz zu erwerben, das kostete Jahre unsäglichlicher Anstrengungen. In Braun-

schweig mußte die erste katholische Kirche hinter Husarenställen versteckt werden. In Göttingen durfte die Kirche keinen Turm haben. Ihr war behördlicherseits vorgeschrieben, wie ein ganz gewöhnliches Privathaus auszusehen.

Alle diese Merkwürdigkeiten ließen sich nach Beginn des Industriezeitalters nicht mehr aufrechterhalten. Der geschichtliche Zufall wollte es, daß das kleine Bistum Hildesheim zur selben Zeit, nämlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, zur großen Diasporadiözese wurde. Allerdings war der Gewinn an Gemeinden und Seelen nicht eben groß. Außer dem katholischen Eichsfeld kamen nur sechs Gemeinden an das Bistum: Braunschweig, Celle, Göttingen, Hannover, Helmstedt und Wolfenbüttel. Aber nun setzte sich, wenn auch langsam und zäh, die staats- und kirchenpolitische Toleranz durch. Garnisonstädte wie Hameln, Uelzen, H.-Münden, Northeim, Nienburg und Verden erhielten katholische Gemeinden, desgleichen Clausthal mit seiner Bergakademie und Holzminden mit seiner Baugewerkeschule. Der stärkste Antrieb zur Gründung katholischer Gemeinden und Kirchen ging von der zunehmenden Industrialisierung aus. In Hannover-Döhren, in Harburg-Wilhelmsburg und an der Unterweser zogen die Wollfabriken eine große Zahl von Arbeitern an. In Misburg, Stade, Warstade war es der Zement nebst der Ziegelbrennerei. In jenen Gründerjahren kamen zahlreiche Eichsfelder, Westpreußen, Schlesier, auch Polen und Böhmen in die norddeutschen Industrieorte. An der Unterweser zogen auch Schiffsbau und Fischerei Arbeiter an. Wieder anders waren die Verhältnisse im Osten des Landes gelagert. Der Kreis Helmstedt war von der Braunkohle geprägt. In Jerxheim, Offleben, Süplingen und Wolsdorf entstanden katholische Gemeinden und Kirchen. Daneben wurde Seelsorge in Mineralbädern und Luftkurorten wie etwa in Bad Harzburg notwendig. Harburg und Lehrte waren



Oben:
Die Portland-Zement-Fabrik in Misburg. Der Blick von oben zeigt das Industriewerk vor den Abbau-Anlagen und der Seen-Bildung. Portland-Schichten, das sind Kalke, Tone, Mergel und Oolithe, die sich zur Zementfabrikation eignen.



Unten:
Helmstedt – Stadt an der Zonengrenze. Braunkohle wird hier gefördert. Über den Abbau der Kohle im Grenzgebiet gibt es Vereinbarungen zwischen der DDR und der Bundesrepublik Deutschland.

Rechte Seite:
Salzgitter, Deutschlands merkwürdigste und kontrastreichste Großstadt. Im Jahr 1942 aus 29 Landgemeinden gebildet, mit Erzbergbau, Eisenhütten und Walzwerken ausgestattet, wächst Salzgitter zusehends zur Industriestadt zusammen, ohne daß darum – und noch auf lange Sicht – der ländliche und landwirtschaftliche Charakter verloren ginge.

zu Eisenbahnknotenpunkten geworden. Katholische Beamte verlangten nach Seelsorge und Kirchenbau. Die industrielle Entwicklung nahm zwischen den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts einen neuen Aufschwung. In Salzgitter wurde Eisen gefördert und Stahl gekocht. In Wolfsburg wurde Europas größte Automobilfabrik gegründet mit späteren Zweigbetrieben in Braunschweig und Hannover. Eine große Anzahl von Arbeitern aus dem In- und Ausland wurde angelockt und angeworben. Bald genug kam es zu Dienstverpflichtung und zu modernen Formen der Zwangsarbeit. In diesem bunten Völkergemisch Seelsorge auszuüben hatte sich die wandernde Kirche zur Aufgabe gesetzt. Kirchliches Leben begegnete hier heute kaum noch darstellbaren Schwierigkeiten. Es wurde von den nationalsozialistischen Machthabern methodisch unterdrückt. Erst nach dem Zusammenbruch am Ende des zweiten Weltkrieges war es möglich, in Wolfsburg und Salzgitter rund 20 katholische Gemeinden und Kirchen zu gründen. Auch außerhalb der typischen Ballungsgebiete gab es Zuzug nach Niedersachsen. So erlebte Hildesheim mit seinen Bosch-Blaupunkt-Werken eine schwäbische Invasion, die heute noch mundartlich erkennbar ist. Aber der hundertjährige Zustrom von in- und ausländischen Arbeitskräften im Industriezeitalter war doch nur ein kleines Vorspiel dessen, was dem Land und dem Bistum Hildesheim durch ein geradezu revolutionäres volkspolitisches Ereignis bevorstand. Es war die Vertreibung der Ostdeutschen aus ihrer Heimat. Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges mußten die Deutschen ihre Heimat, und so weit sie katholisch waren, ihre Heimatbistümer Ermland, Danzig, Breslau, Prag, Olmütz und die Freie Prälatur Schneidemühl verlassen. Mit ihnen kamen einige Millionen von Flüchtlingen nach Westdeutschland.





Niedersachsen wurde erstes Anlauf-land. Am Ende der Vertreibung und Fluchtbewegung zählte das Land zwei Millionen Bürger mehr als vorher, darunter etwa 700.000 Schlesier, 400.000 Ostpreußen, 350.000 Mitteldeutsche, 270.000 Pommern, 170.000 Westpreußen, 60.000 Sudetendeutsche und 50.000 Danziger. Von diesen vertriebenen ostdeutschen Mitbürgern entfielen über 400.000 katholische auf das Bistum Hildesheim. Seine Seelenzahl stieg von etwa 250.000 auf rund 800.000. Es ist aber geraten, mit dem Ausdruck »Fremde« vorsichtig umzugehen. Die Geschichte erlaubt sich die merkwürdigsten Sprünge. Wer vermag schon zu sagen, wie viele der Vertriebenen als Nachkommen jener Ansiedler anzusehen sind, die schon im hohen Mittelalter in den Osten gerufen wurden und dort eine Vielzahl deutscher Städte und Dörfer gründeten. Niemand weiß genau, wie viele Stammesverwandte nach Jahrhunderten in die niedersächsische Heimat zurückgekehrt sind. Noch eine Anmerkung sei erlaubt. Viele meinen, erst nach dem zweiten Weltkrieg und nach dem Aufschwung der Wirtschaft habe Deutschland den Zuzug von großen Gastarbeitermassen erlebt und müsse sich erst seitdem mit deren Problemen beschäftigen. Diese Ansicht ist irrig. Im Jahr 1917 beispielsweise gab es im Bistum, das heute etwa 60.000 Gastarbeiter zählt, rund 30.000 Polen, Slovenen und Italiener, die in Landwirtschaftsbetrieben, Zuckerfabriken, Konservenfabriken, Ziegeleien und andern Industriezweigen beschäftigt waren. Schließlich wäre noch festzustellen, daß Deutsche aus den Ländern des Ostblocks noch auf viele Jahre hinaus ihre neue Heimat in Niedersachsen finden werden. 30.000 katholische Spätaussiedler sind heute schon Hildesheimer Diözesanen.



Links oben:
In zwei Geschossen führt die Straße vom Zentrum der Landeshauptstadt Hannover zum Hauptbahnhof und unter diesem hindurch zur Oststadt.

Die Passerelle, wie die Anlage genannt wird, bietet Raum für Verkaufsgeschäfte, Ruhebänke, Brunnen sogar, läßt den Menschen freier atmen und erspart ihm Motorenlärm.

Links unten:
Zur Bohnenernte in Niedersachsen spannt der fröhliche Landmann, wie es im Liede heißt, nicht mehr sein Rößlein an. Familienmitglieder, Knechte und Mägde brauchen sich nicht mehr tagelang zu bücken. Eine einzige Maschine fährt den Segen der Erde ein.

Bremerhaven ist für die Personenschiffahrt Deutschlands Tor zur Welt. Auch die Kapazität des Frachthafens ist beachtlich, besonders in der Containerverladung. Hier Blick auf den alten Hafen.

Niedersachsen und das Bistum Hildesheim

Niedersachsen als selbständiges Land trat erst am 1. November 1946 in die Geschichte ein. Name und Begriff sind freilich viel älter. Sachsen hieß das Herzogtum zwischen Elbe und Ems schon zur Zeit Karls des Großen. Nach dem Sturz Heinrichs des Löwen im Jahr 1180 wurde sein Herzogtum zerstückelt. Der Name Sachsen begann dann elbaufwärts zu wandern und war zu Beginn des 15. Jahrhunderts in der Markgrafschaft Meißen angekommen. Deren Herren nannten sich nun Herzöge und Kurfürsten von Sachsen. Damit wurde aus dem bisherigen Sachsenlande schon aus rein geographischen Gründen »Nieder-Sachsen«. So hieß seit 1512 einer der zehn Reichskreise, zu dem auch das Fürstentum (Fürstbistum) Hildesheim gehörte. Dieses wurde 1802/03 säkularisiert und gehörte von da an nacheinander zum Königreich Preußen, zum Königreich Westphalen, zum Königreich Hannover bis 1866 und dann wieder zum Königreich Preußen. Bismarck hätte gern eine preußische Provinz Niedersachsen gegründet, hatte aber kein Glück damit. Nicht viel anders ging es Hugo Preuß, dem Schöpfer der Weimarer Verfassung. Auch aus seinem Plan, ein Reichsgebiet Niedersachsen zu errichten, wurde nichts. Es dauerte nochmals fast drei Jahrzehnte, bis im Jahr 1946 auf den Trümmern des Deutschen Reiches und Preußens bei entschiedener Nachhilfe der Britischen Militärregierung aus den Ländern Hannover (der früheren Provinz), Oldenburg, Braunschweig und Schaumburg-Lippe das neue Land Niedersachsen zusammenwuchs. Landeshauptstadt wurde Hannover. Parallel zu diesem staatspolitischen Weg verläuft der kirchenpolitische. Sein Ausgangspunkt ist die Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Bis zum Jahr 1802 war das Bistum Hildesheim ungefähr in den Grenzen geblieben, die ihm die Karolinger gesetzt hatten. Das Gebiet reichte über ein paar Landkreise alten Zuschnitts nicht hin-

aus. 1802 marschierten die Preußen ein, setzten den letzten Fürstbischof – als Fürsten, nicht als Bischof! – ab, eigneten sich sein Land an und dazu das ganze Vermögen des Bistums, des Domkapitels und sämtlicher Stifte. Auch kaum ein Kloster blieb in der Folgezeit verschont. Seither führte der König von Preußen auch den Titel »Fürst von Hildesheim«. In seinen letzten Lebensjahren ahnte der greise Bischof Franz Egon sicher schon, was vielleicht noch ihm, gewiß aber seinen Nachfolgern bevorstand: die Ausdehnung des Bistums auf einen großen Teil Norddeutschlands. Diese wurde auch in dem 1824 geschlossenen Vertrag zwischen dem Hl. Stuhl und dem Königreich Hannover beschlossen. Die Grenzen des größeren Bistums Hildesheim wurden so beschrieben, daß sie sich mit dem Gebiet des Königreichs rechts der Weser deckten. Damit fiel das ganze ehemalige Bistum Verden nebst Teilen der früheren Erzbistümer Bremen-Hamburg und Mainz und des Bistums Minden an Hildesheim. 1834 kam durch Anschluß Braunschweigs an die neuen Bistums-grenzen noch ein Teil des Bistums Halberstadt hinzu. Bei der Besitzergreifung des ehemaligen Bistums Hildesheim ging eine ganz präzise Rechtspflicht auf das Königreich Hannover über. Nach dem Regensburger Reichstagsbeschluß, der die weltlichen Fürsten ermächtigte, ihre geistlichen Brüder zu berauben, war den neuen Herren der ehemals kirchlichen Länder und Vermögen aufgegeben, den Bischöfen und Domkapiteln angemessenen Lebensunterhalt zu garantieren, und zwar durch entsprechende Einkünfte aus agrarischem Besitz. Anders konnte man sich das damals nicht vorstellen. Bischöfe und Domkapitulare sollten ferner mit kircheneigenen Wohnungen ausgestattet werden. Das beschlagnahmte Kirchengut wanderte von einer Hand in die andere, die genannte Rechtspflicht desgleichen. Statt des Grundbesitzes wurden der Kirche will-

kürliche Zahlungen aus der Staatskasse bewilligt. Wohnungen wurden zwar zugewiesen, sie blieben jedoch Staatseigentum. Letzter Erbe des enteigneten Kirchenguts und der unerfüllten Rechtspflicht wurde schließlich das 1946 gegründete Land Niedersachsen. Die Lage war dadurch nicht einfacher, daß ein Jahr zuvor der für staatseigen gehaltene Dom nebst den Wohnungen der Domherren zerstört worden war. Man mußte in neue rechtliche Erwägungen eintreten, um mit dem Schutt auf dem Domhof auch den juristischen Ballast aus über 150 Jahren Geschichte wegzuräumen.

Im Jahre 1950 gab das Land Niedersachsen der Kirche von Hildesheim die Grundstücke des zerstörten Domes, des zerstörten Bischofhauses und des Magdalenenklosters zurück. Im selben Jahr wurde mit dem Wiederaufbau des Domes begonnen. Ein Vergleich, bei dem das Land den größeren Teil der Baukosten auf sich nahm, machte dem schon begonnenen Prozeß ein Ende. In den Jahren danach erschwerte vor allem die Schulfrage ein Einvernehmen zwischen Bistum und Staat. Am 26. Februar 1965 konnten aber der Apostolische Nuntius Erzbischof Bafale und der niedersächsische Ministerpräsident Dr. Georg Diederichs das in langen Beratungen zustandegekommene Konkordat unterzeichnen. Dem Bistum wurden die inzwischen wiederaufgebauten Wohngebäude zurückerstattet, dazu auch das frühere Fürstbischöfliche Palais, das als Justizgebäude gedient hatte und nun Sitz des Bischöflichen Generalvikariats wurde. Das Land löste die historisch bedingten Baulasten an Kirchen und Kirchengebäuden durch eine einmalige Zahlung ab. Das Domkapitel wurde durch zwei nichtresidierende (nicht in der Bischofsstadt wohnende) Domkapitulare erweitert. Katholische Privatschulen und katholische Erwachsenenbildung wurden in das staatliche Förderungsprogramm einbezogen. Die Dotation für das Bistum und der Zuschuß für die Pfarrbesoldung wurden

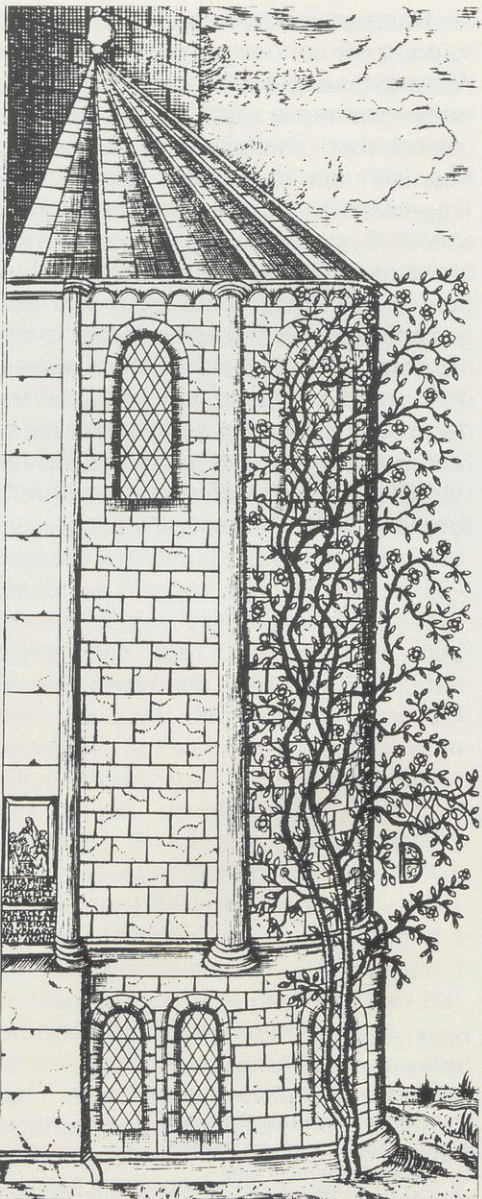
der Höhe nach festgelegt und an die Besoldung der Landesbeamten gekoppelt. Wichtigstes Ergebnis späterer Verhandlungen waren die sogenannten Konkordatsschulen, das sind vollgegliederte Hauptschulen in privater (kirchlicher) Trägerschaft. Dem alten humanistischen Gymnasium Josephinum verbleibt der Charakter einer öffentlichen Schule. Die Trägerschaft ging aber angesichts der traditionellen Verbindung mit dem Bischöflichen Stuhl auf diesen über. Auf dieser Basis kam es zum Friedensschluß zwischen dem jungen Land Niedersachsen und dem uralten Bistum Hildesheim. Die Geschichte ist nur noch Erinnerung, keine Anklage mehr.



Oben rechts:
Der Apostolische Nuntius Erzbischof Corrado Bafile (inzwischen zum Kurienkardinal ernannt) und Ministerpräsident Dr. Georg Diederichs unterzeichnen das Konkordat zwischen dem Hl. Stuhl und dem Land Niedersachsen in Hannover am 26. Februar 1965. Hinter dem Nuntius stehen die Bischöfe von Osnabrück und Hildesheim.

Unten rechts:
In der rechten Bildhälfte sieht man das ehemalige Fürstbischöfliche Palais, das im Konkordat vom Land dem Bistum zurückgegeben wurde, und das heute Sitz des Bischöflichen Generalvikariats ist.





Oben:
Der Rosenstock an der Apsis
des Domes.
Stich von Joh. Ludw. Brandes
um 1700.

Links:
Kreuzgang am Dom mit 1000-
jährigem Rosenstock in
Hildesheim.

Rechte Seite:
Das Heiligtum unserer lieben
Frau. Reliquienkapsel aus dem
9. Jahrhundert. Fuß gotisch.

Bistum Hildesheim – wann und wie hat das einmal angefangen? Welche Männer und welche Umstände sind an dem Vorgang des Werdens und Wachsens beteiligt gewesen?

Trügen die Anzeichen, die darauf hindeuten, daß sich auf den Hügeln oberhalb der Innerste mit ihrer Öffnung zur Norddeutschen Tiefebene in grauer Vorzeit germanische Heiligtümer befunden haben? Die Patrozinien der ältesten Kirchen Hildesheims ließen einen solchen Schluß zu. Die Frühlingsgöttin Freia hätte der jungfräulichen Gottesmutter ihren Platz abgetreten, St. Michael wäre als Seelengeleiter in eine bessere Welt Wodan gefolgt und der heilige Streiter Mauritius hätte die Opferstätte des Kriegsgottes Ziu eingenommen. Die Fundstelle des römischen Silberschatzes am Galgenberg könnte den Hinweis auf ein germanisches Heiligtum auch auf diesem Hügel geben. Folgt man diesen Annahmen, dann läßt sich sagen, daß es von Urzeiten her sakraler Boden ist, auf dem Hildesheim steht.

Grabungsfunde haben ergeben, daß schon vor der Gründung des Bistums Hildesheim auf dem Domhügel und auf dem Moritzberg christliche Kapellen errichtet worden waren, die jedoch in den Sachsenkriegen Karls des Großen zerstört wurden. Es stellt sich die Frage, ob bereits Bonifatius oder seine Jünger hier gelehrt haben.

Als erste wirkende Persönlichkeit tritt Kaiser Ludwig der Fromme in das – wenn auch noch getrübte – Licht der Geschichte des Bistums. Erinnerte er sich der religiösen Bedeutung Hildesheims für die Sachsen und gedachte er der früheren Christianisierungsversuche, als er den Missionsmittelpunkt Ostfalens vom Königshof Elze (aulica) hierher verlegte?

Sagenumwoben ist der Anfang! Es ist die Märe vom Rosenstrauch, der das in ihm zurückgelassene Marienreliquiar nicht eher wieder freigibt, bis der Gottesmutter eine Kapelle errichtet ist. Man erzählt sich diese Geschichte nicht nur

in Hildesheim, sondern auch anderswo. So in Reims. Und die alten Geschichtsquellen Hildesheims sprechen von Reims als der »Mutter unserer Kirche«. Kamen die ersten beiden Bischöfe, Gunthar (815? – 834) und Rembert (834 – ?), von dort? Vom dritten Bischof Ebo (845 – 851) weiß man es genau. Er mußte wegen seiner Stellungnahme in den Auseinandersetzungen Ludwigs des Frommen mit seinen Söhnen den erzbischöflichen Stuhl in Reims verlassen und sich in das entlegene Hildesheim zurückziehen. Seine Kenntnisse in Fragen der Organisation und Verwaltung kamen dem jungen Bistum sehr zugute.

Zurückgeblieben ist aus der Gründungszeit ein Marienreliquiar, ehrwürdigstes und geschichtsträchtigstes Heiligtum des Hildesheimer Domes, – und jener rätselhafte Wildrosenstock an der Apsis des Domes, der das Geheimnis seiner unerschöpflichen Kraft nicht preisgibt. Merkwürdig seine fast magische Anziehung, die er auf alle Hildesheimbesucher ausübt, die vielfach stärker ist als die aller Kostbarkeiten des Hildesheimer Domes. Selbst viele Hildesheimer glauben an seine Zauberkraft, seitdem er nach dem furchtbaren Inferno des 22. März 1945 inmitten einer Trümmerwüste kräftige junge Schößlinge aus seiner Wurzel trieb und zum Zeichen der Hoffnung wurde.

Der erste in der Reihe der großen mittelalterlichen Bischöfe, die zugleich auch als bedeutende Staatsmänner die Geschicke des Reiches mitbestimmt haben, ist Bischof Altfried (851 – 874). Er hat deutlich sichtbare Spuren seines Wirkens bis in unsere Zeit hinterlassen. Der erste großräumige Dombau ist sein Werk. Unter seinem Episkopat erfolgte die Gründung der Klöster Gandersheim und Lamspringe. Zur eigentlichen Pflegestätte seiner Verehrung wurde das von ihm auf eigenem Grund und Boden errichtete Frauenkloster Essen, in dessen Stiftskirche – heute Kathedrale des jungen Ruhrbistums – er seine letzte Ruhe gefunden hat.

Dann gibt es auch manche knorrigen Männer auf dem Hildesheimer Bischofsstuhl, die in der einen Hand das Schwert halten und mit der anderen den Krummstab führen. Ein solcher war sicherlich Bischof Othwin (954 – 984), der mit Otto I. nach Italien zog und Zeuge seiner Kaiserkrönung wurde. Er wäre wohl nicht erwähnenswert, wenn er seinen Diözesanen aus dem Süden nicht etwas ganz Besonderes mitgebracht hätte: nämlich die Gebeine eines Heiligen. Zwar hatte er mit diesen Pavia ein wenig überhastet verlassen müssen, weil man ihm die Reliquien nicht freiwillig überlassen hatte. Dafür wurde er aber um so freudiger von den Hildesheimern empfangen, die sich glücklich schätzten, nun auch einen wundertätigen Heiligen in ihren Mauern zu haben. Sein Landsmann Rainald von Dassel hat das hundert Jahre später großzügiger und mit mehr Würde gehandhabt, als er den Mailändern die Gebeine der hl. Dreikönige nahm und sie nach Köln über-





Oben:
Bischof Bernward legt das
Kostbare Evangeliar auf den
Altar (um 1015). Im Hintergrund
vermutlich die Eingangshalle
der St.-Michaelis-Kirche.

Rechte Seite links:
Bischof Godehards Hirtenstab.

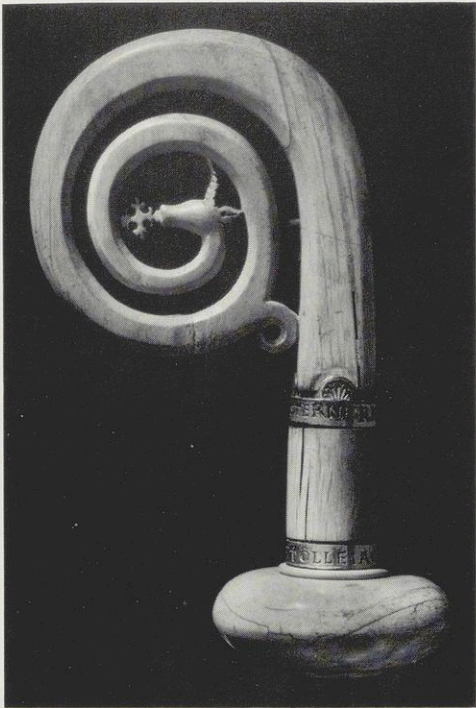
Rechte Seite außen:
St.-Michaelis-Kirche
Westliches Querhaus mit
Vierungsturm und Treppen-
haustürmen sowie dem
erweiterten Westchor mit
Kryptaumgang.

führte. Im Gegensatz zu diesen noch immer im Dom zu Köln hochgefeierten Männern aus dem Morgenland ist es um den heiligen Epiphanius, der im Prunksarkophag unter dem Hochaltar des Hildesheimer Domes ruht, ein wenig still geworden, seitdem er als Bistumsheiliger seine Assistenzstellung neben der Gottesmutter an den hl. Bernward hat abtreten müssen.

Die hohe Zeit des Bistums Hildesheim führten zwei Männer herauf, die weit über Hildesheim hinaus im Bewußtsein der Menschen lebendig geblieben und gleichsam zu Symbolfiguren des Bistums geworden sind: St. Bernward (993 – 1022) und St. Godehard (1022 – 1038). Man wird sich hüten müssen, diese beiden Bischöfe einem gewissen Klischee zu unterwerfen, das man sich in späterer Zeit von heiligen Kirchenmännern gemacht hat, und wie es das im Jahre 1893 vor dem Dom aufgestellte Bernwardsdenkmal zum Ausdruck bringt. Die Persönlichkeitsbilder dieser beiden Männer sind so völlig verschieden, daß man von ausgesprochenen Gegensätzen sprechen kann.

Schon ihre Herkunft macht es deutlich. Bernward ist sächsischer Edeling, Godehard Sohn eines bayrischen Dienstmannes. Bernward ist vielseitig gebildet, künstlerisch veranlagt, für den diplomatischen Dienst bestimmt und wird als Erzieher des noch unmündigen Königs Otto III. an den hochkultivierten Hof der aus Byzanz stammenden Kaiserin Theophanu berufen. Godehard, in klösterlicher Zucht aufgewachsen, abhold allem weltlichen Tun, ist ein schlichter, strenger Mönch, der als Abt der Klöster Nieder-Altaich, Tegernsee und Hersfeld mit Unnachgiebigkeit der Entartung wehrt und mit eisernem Willen die genaue Beachtung der Klosterregeln erzwingt.

Bernward, als junger Mann von wenig mehr als 30 Jahren zum Bischof von Hildesheim erkoren, übt eine so vielfältige Tätigkeit aus, daß es dem heutigen Menschen schwerfällt, sich von ihm,



seiner äußeren Erscheinung und seinem Wesen, eine Vorstellung zu machen. Es kann keinen Zweifel an seiner tiefreligiösen Grundhaltung geben. Sie war das unerschütterliche Fundament seines Wesens. Da er als Mensch seiner Zeit noch ungebrochen und ungespalten war, schloß die persönliche Frömmigkeit auch alles weltliche Tun mit ein. Es ergab sich noch kein Widerspruch, daß der Bischof Herrschaft ausübte, Verwaltungsarbeit leistete, Kunstwerkstätten unterhielt, politisch und diplomatisch wirksam war, ja mit dem Schwert in der Hand an der Spitze seiner Heerschar in die Schlacht zog und Prozesse gegen seinen Erzbischof führte. Alle Tätigkeit zum Nutzen und Segen seines Bistums wurde als göttlicher Auftrag gesehen. Ob Bernward heute noch einen Heiligsprechungsprozeß durchstehen würde, der 170 Jahre nach seinem Tode bereits nur mit Hilfe von Ergänzungen zur Thangmarschen Lebensbeschreibung seitens der Mönche von St. Michael erfolgreich beendet werden konnte? Man weiß es nicht. Aber das ist gewiß: er war eine so überragende und vielschichtige Persön-



lichkeit, daß die Maßstäbe, mit denen üblicherweise Menschen – und auch Heilige – gemessen werden, bei ihm nicht ausreichen.

Godehard war schon betagt, als er durch ein Spiel des Zufalls Bischof von Hildesheim wurde. Vermutlich wäre er es nicht geworden, wenn er sich beim Ableben Bernwards nicht im Gefolge Kaiser Heinrich II. in der Nähe Hildesheims, auf der Pfalz Grona (bei Göttingen) befunden hätte. So erkor ihn der

Herrscher spontan zum Nachfolger auf dem Hildesheimer Bischofsstuhl, wohl wissend, daß es keinen Geeigneteren geben konnte, das letzte Bollwerk der Ottonischen Epoche zu erobern als den treuen Freund und bewährten Kirchen- und Klosterreformer Godehard. Dieser sträubte sich gegen die Berufung und bat den Kaiser, ihm zu gegebener Zeit ein bayerisches Bistum zuzuweisen, wenn er ihn schon zum Bischof erheben wolle. Aber es half ihm nichts, er mußte

die Reise nach Hildesheim antreten. Es bleibt wohl immer ein Geheimnis, wie sich der Bayer seinen sächsischen Diözesanen hat verständlich machen können. Vermutlich hat er mehr das Herz und die Hand sprechen lassen als den Mund, besonders den Armen und Hilfsbedürftigen gegenüber. Aber seinen bayrischen Dickschädel hat er in das Bistum Hildesheim mit eingebracht. Das bekam der Mainzer Erzbischof zu spüren, der in falscher Einschätzung der Lage erneut nach Gandersheim griff. Und auch in Hildesheim merkte man bald, daß statt der feinnervigen Hand Bernwards die asketisch-knochige Faust Godehards regierte. Unwiderruflich setzte sie den Schlußstrich unter die bernwardinische Ära. Die Kunstwerkstätten hat er offensichtlich sofort schließen lassen. Die hochgebildeten, vielleicht auch ein wenig überheblichen Kölner Benediktiner hätte er am liebsten aus ihrer gepflegten Atmosphäre auf dem Michaelishügel in die Waldeinsamkeit Wrisbergholzens vertrieben. Es wäre durchaus möglich anzunehmen, daß die Überführung der Bernwardstüren in den Dom ein demonstrativer Akt Godehards war. Sein Wahlspruch »Stürze die Trotzen! – Regiere die Stehenden! – Erhebe die Liegenden!« spiegelt am deutlichsten Godehards Wesen wider. Dieser impulsive Mann konnte unendlich zornig sein, wenn er auf Hochmut und Widerstand stieß, und er konnte unendlich gütig sein gegenüber denen, die seiner Hilfe bedurften. Sein besonderes Anliegen galt der Seelsorge des kleinen Mannes. So wurde er zum großen Kirchenbauer im Bistum Hildesheim. Der romanische Kirchturm in der St.-Andreas-Kirche erinnert noch heute daran, daß er den Hildesheimer Bürgern ihr erstes Gotteshaus geschaffen hat.

Bernward und Godehard – beide sind zur Ehre der Altäre erhoben worden. Seit fast tausend Jahren ist ihr Andenken in Hildesheim immer lebendig geblieben. Die Feste zu ihren Ehren gehören seit eh

und je zu den Höhepunkten im Jahresfestkreis des Bistums.

Und doch – so verschieden diese beiden Heiligen als Menschen und Kirchenmänner waren, so unterschiedlich ist auch die Pflege ihres Gedächtnisses. Bernward ist Hildesheimer geblieben. In den Werken seiner Kunst ist er immer ganz gegenwärtig. Wer sie berührt, weiß, daß seine Hand auf ihnen auch einmal geruht hat. Wer sie betrachtet, kann nachvollziehen, was er gedacht hat. Durch St. Michael weht – trotz der Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte – noch immer der Hauch seines Geistes. Seine Kunst, die einer Epoche den Namen gegeben hat, hat Hildesheim weltberühmt gemacht. Menschen aller Länder und Kontinente kommen zu ihr gewallfahrtet.

St. Godehards Geist hat die Grenzen des Bistums Hildesheim weit überflogen. Man feiert ihn als Heiligen im ganzen abendländischen Raum, bis hinauf in den Firnschnee der Alpen, wo einer der wichtigsten Alpenpässe seinen Namen trägt, und bis in die glutvollen Ebenen Ungarns hinunter, wo eine Stadt sich nach ihm nennt.

Die beiden größten romanischen Kirchen Hildesheims, die weithin das Stadtbild bestimmen, St. Michael und St. Godehard, beide Benediktiner-Abteikirchen, die eine ottonische Reichskirche, die andere Reformkirche, sind die Pflegestätten des Gedächtnisses an diese beiden großen Bischöfe der sächsischen Kaiserzeit in Hildesheim.

Fast auf den gleichen Tag vor fast 900 Jahren (23. März 1046 – 22. März 1945) brach über Hildesheim eine ähnlich große Katastrophe herein. Der Altfried-Dom und der ganze Dombezirk fielen einer Feuersbrunst zum Opfer. Den Bischöfen *Azelin* (1044 – 1054) und *Hezilo* (1054 – 1079) oblag die Aufgabe, den Wiederaufbau durchzuführen. Und das in einer politisch sehr bewegten Zeit, da die Herrscher aus dem Hause der Salier Glanz, aber auch große Not über das Reich brachten. Mit Hilfe seines Dompropstes Benno hat Hezilo den

neuen Dom errichtet. Aber noch zwei andere Kirchen in Hildesheim tragen die Handschrift dieser beiden Männer: St. Mauritius auf dem Moritzberge und Heilig Kreuz, letztere »aus einem Hause des Krieges (Befestigungswerk) zu einem Haus des Friedens« umgebaut. Azelin und Hezilo haben dem Dom Lichterkronen geschenkt, von denen die größere heute über dem Hochchor der wiedererrichteten Kathedrale schwebt.

Der Dombrand hatte zur Folge, daß das Domkapitel die strenge klösterliche Wohn- und Lebensgemeinschaft aufgab und sich immer mehr zu einer selbständigen und selbstbewußten Körperschaft entwickelte. Bischof Adelog gab ihm im Jahre 1179 mit dem »Großen Privileg« die Verfassung, die für Jahrhunderte die Rechtsgrundlage für die Stellung des Domkapitels bildete, und die jeder neu gewählte Bischof in den »Wahlkapitulationen« anerkennen mußte.

Nach Beendigung des Investiturstreites, der dem Hochstift Hildesheim sehr zugesetzt hatte, fanden unter den Bischöfen *Berthold I.* (1119 – 1130) und *Bernhard I.* (1130 – 1153) die Reformbestrebungen, die von den Klöstern Cluny und Hirsau ausgingen, nachhaltige Förderung im Bistum. Dabei erinnerte man sich des Bischofs Godehard, der bereits hundert Jahre zuvor diese Ideen verfochten und verwirklicht hatte. Bischof Bernhard erreichte auf dem Konzil zu Reims im Jahre 1131 die Heiligsprechung Godehards. Erstaunlich ist der Widerhall, den sie im ganzen Abendland auslöste. Eine Welle der Godehardverehrung brandete auf. Das Grab des neuen Heiligen im Hildesheimer Dom wurde das Ziel eines nicht-abbrechenden Pilgerstroms, auf den man hier gar nicht vorbereitet war. Diese Begeisterung war es wohl, die Bischof Bernhard veranlaßte, seiner Klostergründung zu Ehren Godehards im Süden der Stadt eine Kirche beizugeben, deren Ausmaße den Dom und St. Michael in den Schatten stellten. Der überregionale, gleichsam europäische Rang die-



Oben links:
Der sel. Bischof Bernhard mit
einem Modell seiner Gründung,
der St.-Godehardi-Kirche, in der
Hand.
(Chorgestühl der
St.-Godehardi-Kirche).

Unten links:
Grabmal des Bischofs Adelog
im Kreuzgang des Domes.

Oben:
St.-Godehardi-Kirche
Blick vom Osten

ses Zentrums der Godehardverehrung ergibt sich aus dem Miteinander niedersächsischer, französischer und Hirsauer Stilelemente beim Bau dieser Kirche. Der seliggesprochene Bischof Bernhard fand im Chor seiner Gründung die letzte Ruhestätte.

Unter den Bischöfen Berthold und Bernhard wurden im Bistum noch andere Klöster – wie z. B. Riechenberg, Clus, Amelungsborn, Georgenberg in Goslar und Marienrode – als Pflegestätten der Reform gegründet.

In die unruhige Zeit der Auseinandersetzungen zwischen Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen fällt die Regierungszeit des tatkräftigen Bischofs *Adelog* (1171–1190). Unter ihm erfuhren die St.-Godehardi-Kirche in Hildesheim und der St.-Blasius-Dom in Braunschweig ihre Vollendung. Von größerer Bedeutung war seine Tätigkeit als Bauherr in der St.-Michaelis-Kirche, wo er durch eine Erweiterung des Westchors im Stil der Stauferzeit den Grundriß Bischof Bernwards sprengte und durch die Einziehung schlanker Säulen, versehen mit verschiedenartigen, reich gestalteten Kapitellen, die statische Ruhe des Innenraums in nach oben gerichtete Bewegung auflöste. Von der Ausstattung, die er der Kirche gab, erinnern außerdem noch eine Chorschranke und die Holzdecke mit dem Jesseboom an diesen kunstsinnigen Bischof.

Die neugestaltete St.-Michaelis-Kirche gab den festlichen Rahmen für die Heiligsprechung Bischof Bernwards durch Papst Cölestin III. im Jahre 1192 und die Erhebung seiner Gebeine.

Die letzten beiden Bischöfe des Mittelalters, deren Wirkung sich weit über die Grenzen des Bistums Hildesheim erstreckt und von reichsgeschichtlicher Bedeutung ist, sind *Konrad I.* (1194–1198) und *Konrad II.* (1221–1246). Beide standen im Banne des Kreuzzugsgedankens. Der erste hat selbst im Jahre 1195 an einem Kreuzzuge teilgenommen, der jedoch infolge des frühen Todes Kaiser Heinrich VI. scheiterte.

Bischof Konrad II. warb als eifriger Prediger für den von Kaiser Friedrich II. gelobten Kreuzzug und gewann unter anderen hochgestellten Persönlichkeiten den Landgrafen Ludwig von Thüringen, den Gemahl Elisabeths, der in Apulien einer Seuche erlag.

Bischof Konrad II. war es auch, der nach der Ermordung Konrads von Marburg auf päpstliche Weisung den Heiligsprechungsprozeß Elisabeths fortführte. Seinem Einsatz ist es zu verdanken, daß ihre Heiligsprechung am Pfingstfest des Jahres 1235, vier Jahre nach ihrem Tode, in Perugia erfolgen konnte.

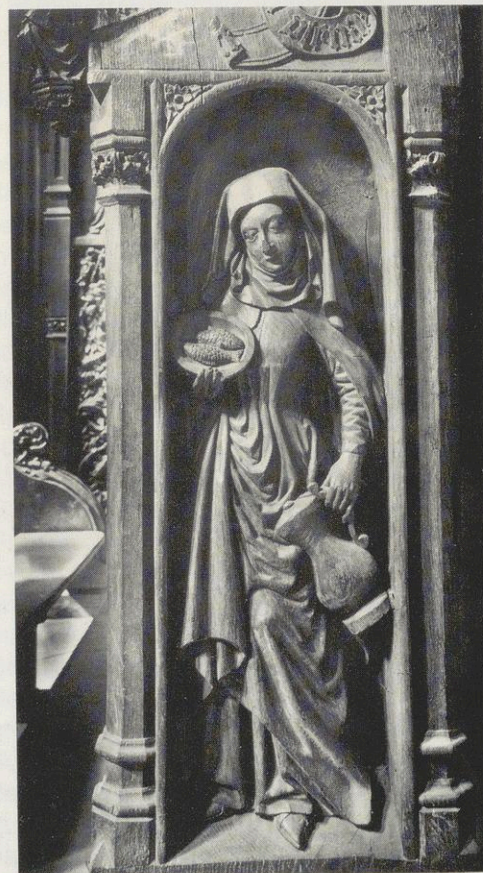
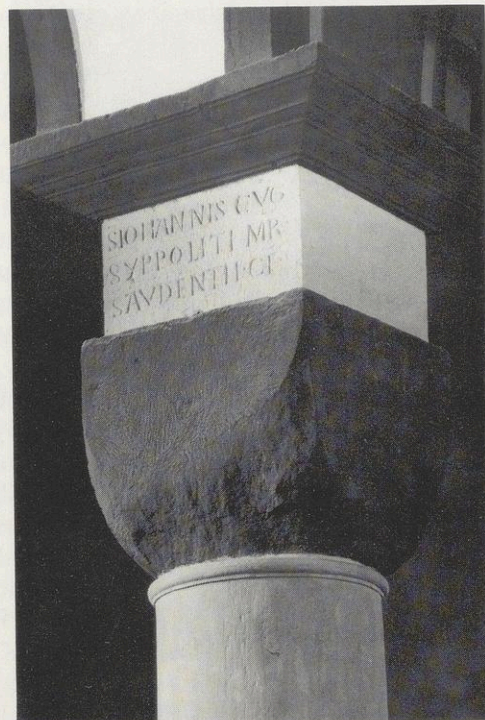
Im selben Jahr 1235 verschaffte Konrad dem Hochstift Hildesheim die völlige Unabhängigkeit von der herzoglichen Gewalt.

Mit dem Untergang der Stauer und der Schwächung der Reichsgewalt zugunsten der Landesfürsten und der aufstrebenden Städte nahm auch die große Zeit ihr Ende, da bedeutende Kirchenmänner auf dem Hildesheimer Bischofsstuhl die Geschicke des Reiches maßgeblich mit geprägt und ihrem Bistum Ansehen verliehen haben.

Oben:
St.-Michaelis-Kirche
Bernwardinisches Würfelkapitell

Unten:
Die Heilige Elisabeth
Eine anmutige Darstellung am Chorgestühl der St.-Godehardi-Kirche.

Rechte Seite:
St.-Michaelis-Kirche
Adelogg-Kapitell

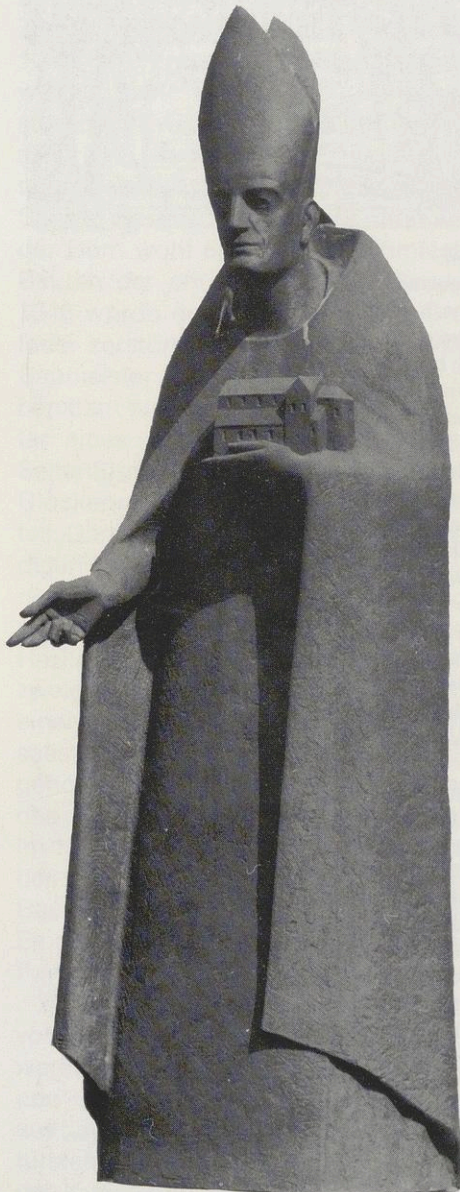




Der Dom – Herz und Mitte des Bistums



Unten:
Der hl. Altfrid, von einem zeit-
genössischen Künstler
gesehen. Standbild in Altfrids
westfälischer Heimat Essen.



Wer den Dom zum ersten Mal betritt und im westlichen Mittelschiff stehend zum Altar schaut, der weiß wohl kaum sofort zu sagen, wovon er so stark angerührt wird. Es ist vermutlich der Raum an sich. Mittelschiff, Querhaus und Chor bilden ein großes räumliches Kreuz in den Proportionen, an die wir uns seit der Frühzeit der christlichen Kunst gewöhnt haben. Es sind die des lateinischen Kreuzes.

Die Basis des Kreuzesstammes ist gleichzeitig der Weg zum eucharistischen Altar. Die Hochwände ringsum werden als steinernes Gefäß des Kreuzes empfunden. Hier wurde ein Baugedanke Wirklichkeit, der in den nächsten tausend Jahren den Kirchenbau beherrschte. Der Hildesheimer Dom kann sich an Größe und Weite nicht mit den Bauten am Oberrhein messen. Er war eben kein Prunkwerk für ein christliches Land, sondern ein Vorwerk im Osten des Frankenreiches für eine kleine Gemeinde und ein kleines Bistum. In seiner elfhundertjährigen Gestalt aber bleibt er dem Auge und Ohr jederzeit faßbar. Der Mensch kommt sich nicht verloren vor, sondern daheim. Der Blick verliert sich nicht in der Flut des Details. Er wird eingefangen von der großen Form nur für das Wesentliche, für den Herrn und seine Opferstätte. Diese Wirkung wird durch einige wenige monumentale Akzente verstärkt.

Nicht so sehr der Ästhet, nicht so sehr der Kunstfreund ist von diesem Gotteshaus so rasch ergriffen, der einfache, schlichte Mensch ist es zuerst, der fromme Beter und Sänger, der sich in diesen Kirchenraum sofort eingegliedert fühlt. Ein neunjähriger Junge aus Schwaben, der den Dom zum ersten Mal betrat und bis dahin nur moderne Kirchen kannte, flüsterte seinem Mentor halb sehnsüchtig, halb demütig zu: Hier möchte ich einmal ministrieren. Er wußte noch nichts von der geometrischen Klarheit der Konstruktion, nichts von der geordneten Reinheit ihrer Linien, er verspürte nur das glückhafte Verschmelzen

der Seele mit dem Raum. Nichts in diesem Dom lenkt vom Gedanken an das Vaterhaus ab. Sicher ist er nicht mehr der gleiche, der im 9. Jahrhundert gebaut wurde, aber der Raum ist derselbe geblieben. Der ursprüngliche Baugedanke wurde im 20. Jahrhundert wieder zum Leben erweckt. Und darum verstehen wir es, wenn Altfrids Kathedrale noch 200 Jahre nach dem Tod des großen Bischofs den Chronisten so begeisterte, daß er die Hauptpatronin des Doms, die Muttergottes, zur legendären Mitarchitektin ernannte.

Wir wissen nicht genau, wann das Wunder von Mariae Schnee aus Rom über die Alpen nach Hildesheim wanderte, wir wissen nur, daß es um das Jahr 1100 herum geschehen war. Als Papst Liberius (352 – 366) in Rom die Kirche Groß Sankt Marien (Santa Maria Maggiore) errichten wollte, kam er lange nicht mit dem Grundriß zurecht, bis dieser dann eines Morgens auf dem Bauplatz im frisch gefallenem Schnee aufgezeichnet erschien. Diese Legende hat der Hildesheimer Geschichtsschreiber nicht ohne eine besondere Bewandnis auf den Dombau übertragen. Einige Jahrzehnte vorher war der Dom Altfrids einer vernichtenden Brandkatastrophe zum Opfer gefallen. Sie war so schlimm, daß der damalige Bischof Azelin den Mut zum Wiederaufbau verlor und westlich vom zerstörten Dom eine neue Kirche zu bauen begann. Der Baugrund trug aber die Last der Mauern nicht. Der nächste Bischof Hezilo kehrte daher reumütig zum alten Grundriß zurück. Vielleicht hält die übertragene Legende diesen Tatbestand fest.

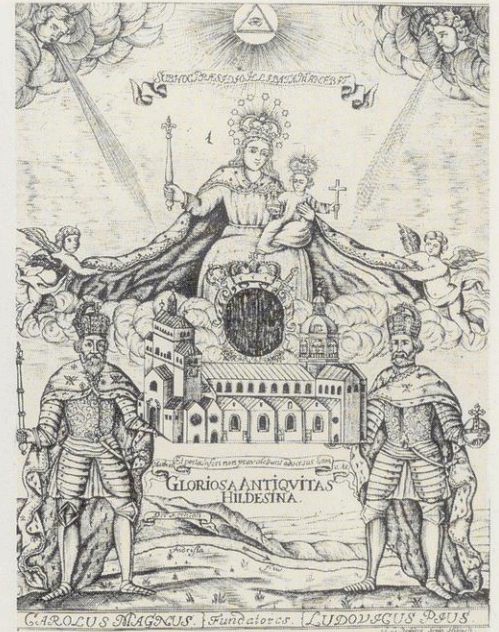
Zuerst, in grauer Vorzeit vor 1200 Jahren, stand auf dem Hildesheimer Domhügel nur ein kleiner Rundbau, eine von Kaiser Ludwig dem Frommen erbaute Marienkapelle. Etwas später kam ein der hl. Cäcilia geweihter, vom ersten Bischof Gunthar erbauter Dom hinzu. Er hatte keinen langen Bestand. Den heute über 1100jährigen, von 852 bis 872 erbauten Dom weihte der vierte Bischof Altfrid der



Hauptpatronin des Doms und Bistums ist die Himmelskönigin, hier in einer Darstellung des weltberühmten Hildesheimer Taufbeckens. Besonders reizvoll ist die zärtliche Geste des göttlichen Kindes, das mit der Hand an das Kinn der Mutter

faßt. Das in Bronze gegossene Taufbecken dürfte in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden sein.

Rechte Seite oben: Das nördliche Paradies des Doms mit der westlichen Turmfront, wie sie noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu sehen war.



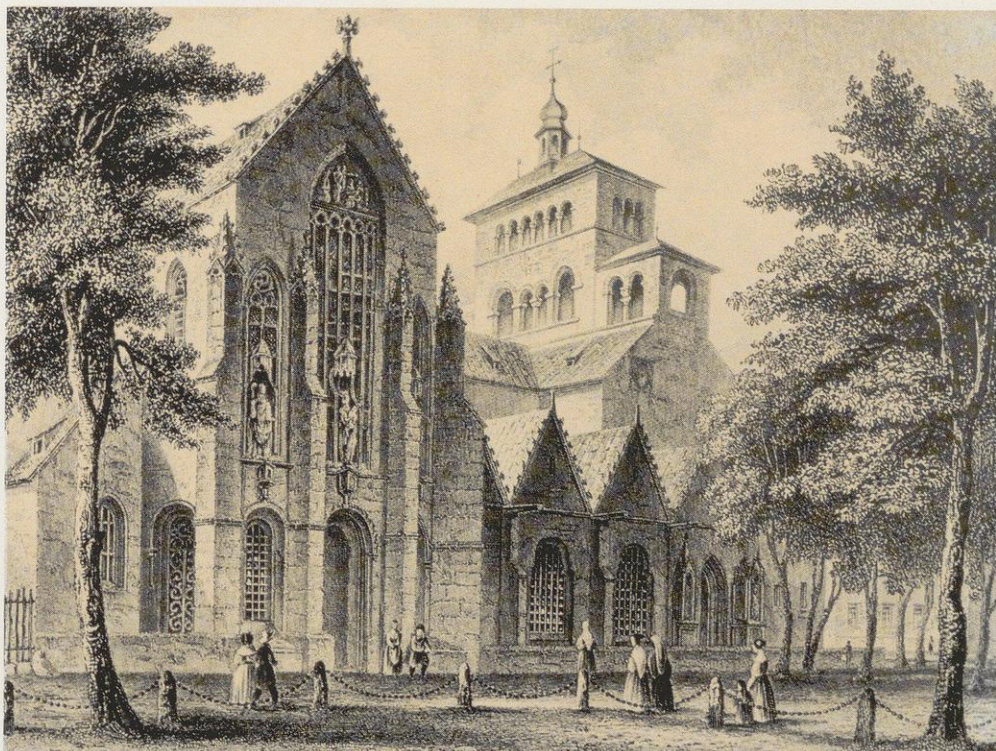
Oben:
Die geistigen Mitgründer des Doms, Karl der Große und Ludwig der Fromme. Wenn auch beide bei der Grundsteinlegung längst verstorben waren, so hat doch der Vater das ostsächsische Bistum geplant, das der Sohn Ludwig dann gegründet hat. Daher tragen beide Kaiser den Dom auf ihren Händen. Über ihm schwebt die Gottesmutter mit dem Kind. Im Gegensatz zu dem unbedeutenden Barocktürmchen war der Dom bis ins 18. Jahrhundert mit einem wuchtigen Kuppelturm über der Vierung ausgezeichnet.

Rechte Seite unten:
Erst im Jahr 1945 verlor der Dom das Barock-Gewand, das ihm italienische Maler und Stukkateure übergeworfen hatten. Der große Radleuchter des Bischofs Hezilo aus dem 11. Jahrhundert hängt heute nicht mehr im Mittelschiff, sondern in der Vierung. Im Hintergrund ist der Renaissance-Lettner sichtbar. Er steht heute in der Sankt-Antonius-Kirche. Dadurch ist der Blick durch das Mittelschiff bis zur Ostapsis frei geworden.

Mutter des Herrn, wohl auch deshalb, weil Hildesheims ältestes Heiligtum, Ludwigs Marienkapelle, Baubestandteil des Doms geworden war. Altfrid war Mönch in Corvey gewesen und hatte von dort die Kenntnis von karolingischem Kirchenbau mitgebracht.

Die Jahrhunderte sind am Hildesheimer Dom nicht spurlos vorbeigegangen. Fünfmal wurde er von schweren Eingriffen betroffen, zweimal von Katastrophen aus höherer Gewalt, dreimal auf Grund zeitbedingter Veränderungen. Zuerst ließ Bischof Godehard (1022 – 1038) die dreischiffige Eingangshalle, wie sie heute wieder nach Entfernung störender Zwischenwände in Corvey zu sehen ist, wegräumen. Er wollte wohl mehr Licht für das Mittelschiff gewinnen. Stünde diese Vorhalle noch, dann wäre der Dom wohl einer der berühmtesten Bauten der christlichen Welt. Im Jahr 1046 wurde der Dom durch ein Großfeuer zerstört. Bischof Hezilo und sein Baumeister Benno von Schwaben gaben dem Westteil nunmehr den Charakter eines riegelartigen Vorbaus ohne Seitentürme, aber mit einem durch Glockengeschosse überhöhten Mittelteil. Damit war dem nach 1945 notwendigen Neubau das Vorbild gesetzt. Man nimmt an, daß auch der Kreuzgang, der sich dem Dom östlich anfügt, das Werk Hezilos und Bennos ist. Sie machten ihn zweigeschossig und gaben ihm damit einen im Norden seltenen architektonischen Reiz. Seine zierlichen Arkaden gehören zum Schönsten, das die Kunst des runden Bogens hervorgebracht hat. Im 15. Jahrhundert erhielt die Nordseite des Doms ein Schmuckstück gotischer Baukunst in Gestalt einer dreischiffigen Eingangshalle, die sich den romanischen Formen nahtlos einfügt.

In der Zeit des Barock wurde der Dom von zwei Bauherren neu gestaltet. Es waren die Fürstbischöfe Joseph Clemens und Clemens August, beide von Haus aus bayerische Herzöge, beide auch Kurfürsten von Köln. Joseph Clemens ließ den Kuppelbau über der Vierung nieder-





Beim Wiederaufbau (1950 – 1960) wurde der romanische Charakter des Mittelschiffs

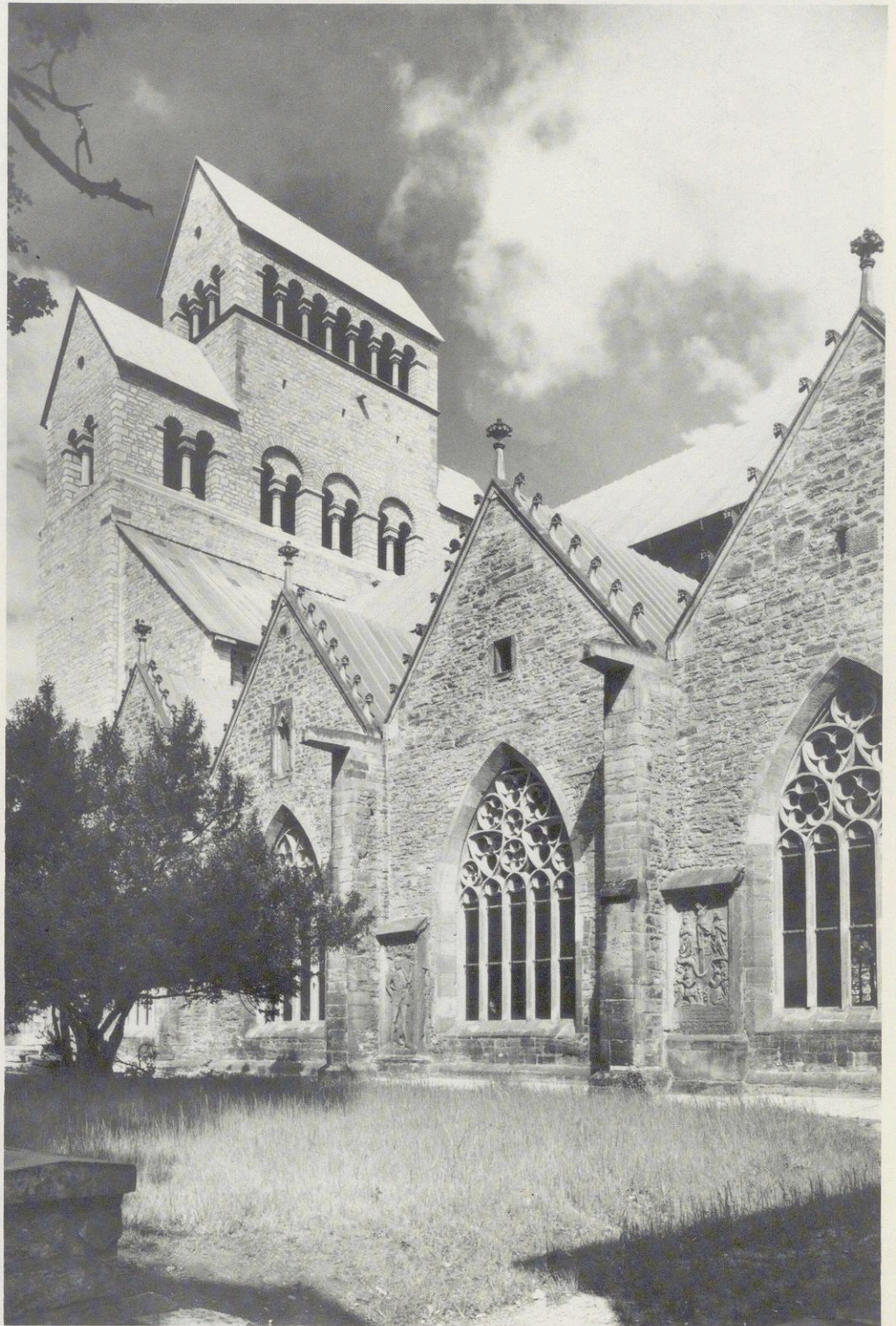
nach Möglichkeit wiederhergestellt.

legen, sicher nicht aus eigenem Antrieb. Wieder dürfte der schlechte Hildesheimer Baugrund seine fatale Rolle gespielt haben. Der Dom hatte damit seinen monumentalen Akzent im Osten eingebüßt. Joseph Clemens begann dann dem Zeitgeist zuliebe den Dom mit Stuck und Malerei zu verzieren. Sein Nachfolger Clemens August, dem Deutschland originäre Barockbauten von höchstem Glanz verdankt, ließ den ganzen Dom von italienischen Stuckateuren modernisieren. Die Säulenkapitelle aus karolingischer, salischer und staufischer Zeit wurden abgehauen und durch neue aus Gips ersetzt. Die alte romanische Form war unter dem barocken Überwurf nur noch schwer erkennbar.

Ein noch schlimmerer Schlag wurde dem Dom hundert Jahre später versetzt, von staatlicher, nicht von kirchlicher Seite. Als sich an der westlichen Turmfront Bauschäden zeigten, wurde dieser Bauteil von der hannoverschen Baubürokratie niedergelegt. Vergebens hatten Bischof und Hildesheims Katholiken den Wiederaufbau der Turmfront verlangt. An seine Stelle traten zwei schmale Türme in reinster Baukastenmanier. Der Dom hatte nun auch seinen zweiten monumentalen Akzent verloren. Gleichzeitig war er, wenn auch ohne bösen Willen, aus der Zahl der bedeutenden romanischen Kathedralen ausgestrichen worden. Diese Bausünde konnte erst nach einem weiteren Jahrhundert wiedergutmacht werden. Am 22. März 1945 sank der Dom in Schutt und Asche, zerstört durch einen Bombenangriff. Fünf Jahre später sollte der Wiederaufbau beginnen. Kirche und Staat standen vor derselben Frage wie Bischof Hezilo im Jahr 1054. Sollte man auf Altfrids Grundriß in alter oder neuer Form gründen? Sollte man Altfrids Grundriß verlassen und ganz neu, ganz modern bauen? Sollte man, wie es auch anderswo geschehen war und immer wieder geschah, das uralte romanische Erbe aus den Tagen Ludwigs des Deutschen und Heinrichs IV. erneuern und damit be-

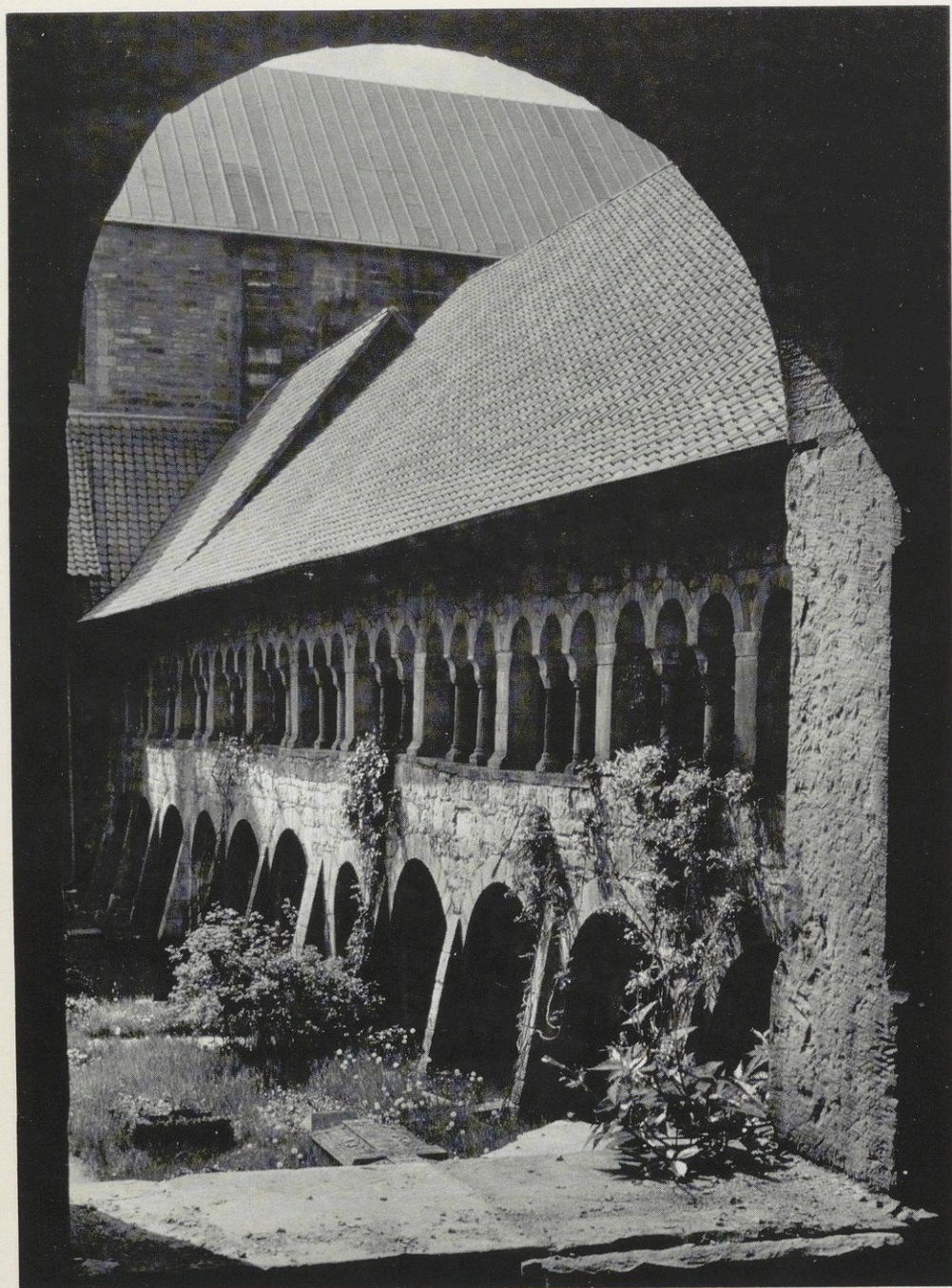
wahren? In dieser Situation beschlossen Kirche und Staat, vertreten durch Erzbischof Joseph Godehard Machens und Regierungspräsident Wilhelm Backhaus, dem Beispiel Hezilos und Bennos zu folgen.

Die geistige und formale Rückkehr zum 11. Jahrhundert war dem Dombaumeister Wilhelm Fricke anvertraut. Das Geheimnis der Maße und Abstände mußte nicht erst ergründet werden. Es lag vor aller Augen immer noch entschleiert da. Die Gliederung des Baukörpers brauchte nicht oder kaum verändert zu werden. Die neuen liturgischen Gebote waren leicht und unaufdringlich zu erfüllen. Das alte Raumgefüge und Raumgefühl hat dabei nicht gelitten, sondern gewonnen. Nichts hindert das Auge, in der mathematischen Konzeption die Schönheit und in der Schönheit den Sinn für die Ordnung zu erkennen. In zweifacher Hinsicht hat der Dom auch die Aussagekraft eines Denkmals. Er ist das Gefäß der Tradition mit starken Anklängen an das Frührot des Christentums in unserem Land, er ist aber auch als Opfer einer furchtbaren Heimsuchung im Weltkrieg Zeichen der Besinnung auf den Kern des Glaubens und auf das Wesen des Gottesdienstes. Aller aufgelegten Dekoration entkleidet ist er nichts als reiner Raum des Herrn. Wandflächen, Decken, Säulen harren stumm der nahen oder auch ganz fernen Stunde, da sie eine neue Gestalt empfangen. Es hat keine Eile damit. Vielleicht ist es gerade der schlichte Ausdruck dieses Gotteshauses, das den Menschen so froh und so fromm macht.



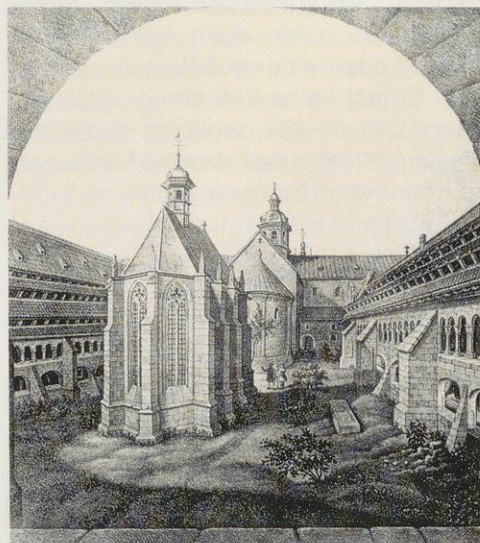
Der Dom nach dem im Jahre 1960 vollendeten Wiederaufbau.

Vorbild war der Hezilodom des 11. Jahrhunderts.



Das Obergeschoß des romanischen Kreuzgangs, das einzige seiner Art nördlich der Alpen, ist mit zierlichen Säulengalerien geschmückt. Sie haben, wenn auch leicht gerötet oder geschwärzt, den Feuersturm im März 1945 heil überstanden.

Die alte Lithographie zeigt die beiden Seitenflügel des zweigeschossigen romanischen Kreuzgangs. Über den zierlichen Arkaden erheben sich die Dächer und Luken der großen Kornspeicher. Agrarwirtschaft war im Mittelalter auch das Rückgrat der kirchlichen wie klösterlichen Verwaltung.



Vor der Zerstörung des Hildesheimer Domes hat man häufig seine Uneinheitlichkeit im Stil, die vielfachen Eingriffe in die Bausubstanz im Laufe der Jahrhunderte und die überreiche Fülle der Ausstattungsstücke aus den verschiedensten Epochen, beklagt. Besonders störend empfand man den Renaissance-Lettner, der den Hochchor vom Kirchenschiff trennte, und die in Norddeutschland wenig geschätzten barocken und rokokohaften Stilelemente.

Kennzeichnend für den Geist beim Wiederaufbau kriegszerstörter Gotteshäuser in den fünfziger Jahren war im Sinne der liturgischen Bewegung das Bemühen, im architektonisch streng und schmucklos gestalteten Kirchenraum die zentrale Stellung des Altars betont hervorzuheben.

So ist es auch zu verstehen, daß bei der Planung des Wiederaufbaus des Hildesheimer Domes die Frage nach der Wiedereinbringung der geretteten Ausstattungsstücke und einer ihrer sowohl religiösen als auch künstlerischen Bedeutung zukommenden Plazierung gegenüber der Hervorhebung des Altarraumes eine untergeordnete Rolle spielte: Der Blick des Gläubigen wird beim Betreten des Domes unmittelbar auf den Hochchor mit dem Altar gezogen. In ihn eingeschlossen ist der goldschimmernde Prunkschrein des ersten Bistumsheiligen, des hl. Epiphanius, der in Form einer Halle mit Satteldach gestaltet ist. Die Mitte der Längsseite nimmt ein segnender Christus hinter einer zinnenbewehrten Mauer, flankiert von zwei Türmen, ein. Über ihm auf der Dachseite die auf Christus weisende Hand Gottvaters. Rechts und links neben ihm stehen die fünf klugen und die fünf törichten Jungfrauen. Der Schrein ist um 1140 geschaffen worden.

Dem Auge am anziehendsten erscheint die majestätische Lichterkrone des Bischofs Hezilo (um 1060), die als ein Abbild des himmlischen Jerusalem über dem Altar schwebt. Sie ist der größte der auf deutschem Boden noch erhaltenen

vier romanischen Radleuchter. Die Krone stellt eine mit Zinnen versehene Stadtmauer dar, die durch zwölf kleinere Tore und zwölf größere Türme von runder und quadratischer Form unterbrochen wird. Die Zugänge zur heiligen Stadt, die Tore, sind je einem der Apostel geweiht. Die Türme tragen die Namen von Propheten und Tugenden. Das theologische Programm, das sich auf die Geheime Offenbarung des hl. Johannes gründet, und seine Beziehung zu Leben und Werk Bischof Hezilos wird aus den umlaufenden Inschriften deutlich.

Es muß für unsere Vorfahren ein tiefes Erlebnis gewesen sein, wenn die Lichterkrone im flackernden Licht der 72 Kerzen erstrahlte, im Glanz von Gold und Silber (der Leuchter war ursprünglich mit silbernen Engelfiguren besteckt) schimmerte und das ständig wechselnde Schattenspiel den Eindruck geschäftiger Lebendigkeit in dieser schwebenden himmlischen Stadt erweckte!

Wie ein Baumstamm erhebt sich unterhalb des Chorraumes im südlichen Querhaus Bischof Bernwards monumentaler Bronzeguß der Christussäule. Auf einem breiten, spiralförmig nach oben sich schlingenden Bande ist das Leben Christi von seiner Taufe im Jordan bis zu seinem sieghaften Einzug in Jerusalem in Reliefs dargestellt. Es ist das Epos vom auserwählten göttlichen Volkskönig, der seine Jünger um sich schart und große Wundertaten vollbringt. Eingebildet in das Christusgeschehen ist die Geschichte Johannes des Täufers und die Parabel vom reichen Prasser und armen Lazarus.

Immer steht Christus, der an Größe alle andern Personen überragt und durch den Kreuznimbus besonders herausgehoben ist, im Mittelpunkt jedes, auf ihn bezogenen Vorganges. Die eindringliche Geste ist die unüberhörbare Sprache, die auch vom einfachen Menschen verstanden wurde.

Durch die vier Figuren am Fuße der Säule, die die vier Paradiesströme symbolisieren – nur eine ist noch unversehrt

erhalten geblieben – wird die Säule gleichsam als der Baum der Erlösung in den Mittelpunkt der Welt gestellt.

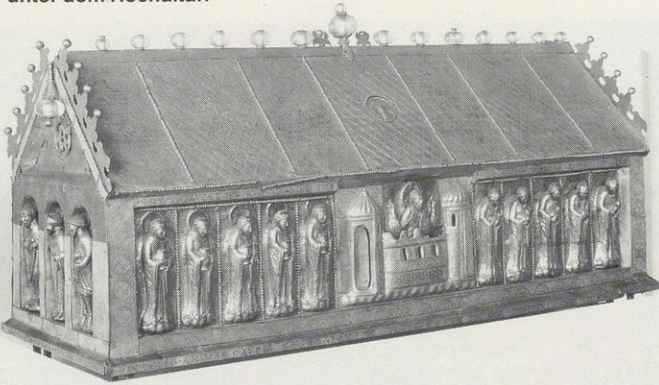
Das ursprüngliche Kapitell und das dieses krönende Kreuz sind verlorengegangen. Bischof Bernward hat die Säule für die St.-Michaels-Kirche geschaffen, in der sie hinter dem Altar im Ostchor eine zentrale Stellung einnahm. Bewahrt vor dem Schicksal, eingeschmolzen zu werden, kam sie – nach kurzem Aufenthalt auf dem Domhof – an den heutigen Standort im Dom.

Die beiden andern großen Bronzegüsse Bernwards waren ebenfalls für St. Michael bestimmt, wurden aber bereits unter seinem Nachfolger, St. Godehard, in den Dom überführt.

Die beiden Türen enthalten je acht Darstellungen, auf der einen die Erschaffung des Menschen und seine Verstrickung in Sünde und Tod, auf der andern die Menschwerdung Christi, sein Sühnewerk und seinen Triumph über Sünde und Tod.

Im Gegensatz zur episch-breiten Erzählweise der Säule ist hier die Aussage dramatisch-bewegt. Jeder Vorgang ist im Augenblick seiner höchsten Verdichtung festgehalten. Die bis zur Vollplastik sich vom Untergrund lösenden Personen fordern den Betrachter heraus zu betroffener Anteilnahme am jeweiligen Geschehen. Man spürt, daß hier ein wortgewaltiger Prediger am Werke ist, der seine Zuhörer packen und überzeugen will. In eindringlicher Weise stellt er einander gegenüber den Sündenfall und den Kreuzestod Christi, den gerechten Richter (Gottvater) und den unge rechten Richter (Pilatus), die Menschenmutter Eva und die Gottesmutter Maria, den Mord Kains und die Menschwerdung Christi. Aber auch zartere Töne versteht er anzuschlagen, wenn er die Freude des Ostermorgens zur Freude der von Gott geschaffenen Menschen oder das bescheidene Glück der Menschen nach ihrer Vertreibung aus dem Paradiese zur Huldigung Marias und ihres Kindes durch die drei Magier in Beziehung zu-

Der Schrein des hl. Epiphanius
unter dem Hochaltar.



einander setzt. Die Geschlossenheit der dargestellten Vorgänge wird in besonderer Weise durch das Einbeziehen des pflanzlichen bzw. architektonischen Beiwerks in das Geschehen bewirkt.

Die Zeitlosigkeit der bernwardinischen Monumentalwerke läßt sich nicht überzeugender nachweisen als an dem Verhalten aufgeschlossener junger Menschen unserer Tage ihnen gegenüber, die sich von dieser herben, keinem Schönheitsideal unterworfenen Kunst besonders angezogen fühlen.

Kommt man von den bernwardinischen Großwerken zum Taufbecken in der letzten Kapelle der Nordseite, das als das »hervorragendste Beispiel des romanischen Mittelalters« bezeichnet wird, so wird einem deutlich, welch überreiche Fülle von Möglichkeiten der Interpretation religiöser Glaubensinhalte und des handwerklich-künstlerischen Gestaltungswillens in diesem Zeitalter zur Entfaltung kam. Das zweihundert Jahre jüngere Taufbecken, eine Hildesheimer Arbeit um 1225, atmet den Geist der staufischen Epoche. Die monumentale Einfachheit und gedankliche Klarheit ist einer geistigen Durchdringung und Verknüpfung theologischer und philosophischer Erkenntnisse gewichen. In Verbindung damit hat ein Humanisierungsprozeß ohnegleichen stattgefunden. Die verheißungsvolle Knospe hat sich zu einer köstlich-wunderbaren Blüte, die sich symbolisch im Knauf des Taufbeckens ausdrückt, erschlossen.

Benötigt man zum Betrachten der Türen und der Säule einen gewissen

Bernwards Christussäule und
Hezilos Radleuchter.



Die Bernwardstüren

Abstand, um die großformatigen Darstellungen mit dem Auge zu erfassen, so verlangt das Taufbecken, daß man nahe herantritt, um alle Einzelheiten wahrzunehmen. Die vier Trägerfiguren, auf denen der Taufkessel fast schwerelos ruht – Sinnbilder zugleich der vier Paradiesströme und der vier Kardinaltugenden –, sollen deutlich machen, daß das Leben der Christen getragen sein soll von Gerechtigkeit, Klugheit, Tapferkeit und vom rechten Maßhalten. Die Beherrschung dieser fundamentalen Tugenden ist die Voraussetzung zur Übung der ihnen übergeordneten drei christlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe. Daß von diesen dreien die Liebe »die größte« ist, wird mehrmals ausgesagt, am stärksten in dem Bilde der Misericordia, einer edlen jungen Frau, die die Werke der Barmherzigkeit übt. Gern möchte man in ihr die »hohe frau« der ritterlichen Zeit, die Landgräfin Elisabeth von Thüringen, sehen.

Der Hinweis auf die lebenspendende Wirkung des Wassers erfolgt in Gegenüberstellungen von Vorgängen aus dem Alten und Neuen Bunde. Mittelpunkt allen Geschehens ist die Taufe Christi im Jordan, durch die sie zum Sakrament erhoben wurde. Daß die Tränen der Reue und das Blut der Märtyrer in gleicher Weise dieses Sakrament vermitteln wie das Taufwasser, wird an der büßenden Magdalena und am bethlehemitischen Kindermord offenbar gemacht.

Das vielfältige Wechselspiel in den Darstellungen des Taufbeckens gipfelt in der Feststellung, daß der in der Taufe erworbene Glaube auf Christus und Maria, dem blühenden Stabe Aarons und der Patronin des Domes, gegründet ist.

Gemessen an ihnen sowie auch an den Conpatronen, den Heiligen Godehard und Epiphanius, fühlt sich der Stifter dieses einzigartigen, gedankenvollen Kunstwerkes, der Domherr Wilbern, ganz klein und unbedeutend.

Die künstlerische Ausführung der Figuren geht bis ins Detail. Die Gewandung entspricht dem Stil der Zeit des





Das Taufbecken

Künstlers. Am deutlichsten sieht man das an dem Ritter im Kettenpanzer, der die Tapferkeit verkörpert, und an der Darstellung des Königs und der Frauen mit ihrem Kopfputz in der Szene des bethlehemitischen Kindermords.

Von den elf Ausstattungsstücken des Hildesheimer Domes aus romanischer Zeit verdient noch der in der Krypta aufgestellte Prunkschrein des hl. Godehard besondere Erwähnung, zumal auch wegen seiner Bedeutung als Ausgangs- und Mittelpunkt der Godehardverehrung. Er hat wie der etwas jüngere Epiphaniussarkophag ebenfalls die Form eines Hauses mit Satteldach. Doch im Gegensatz zu diesem ist er in seinem Zierrat auf eine Längsaufstellung hin ausgerichtet, so daß die beiden Schmalseiten vornehmlich zur Schau gestellt werden sollen. Auf der einen befindet sich ein thronender Christus, umgeben von den vier Evangelistensymbolen, assistiert von Maria und Johannes dem Täufer, auf der andern der hl. Godehard, zwischen dem sel. Bischof Bernhard, dem Erbauer der St.-Godehardi-Kirche, und einem ungenannten Bischof.

Die zunächst geplante Wiederaufstellung des Brabenderschen Renaissance-Lettners – ein Geschenk des Domherrn Arnold von Fridag an den Dom – unterblieb aus architektonischen Gründen. Er wurde in die an den Domkreuzgang angrenzende St.-Antonius-Kirche überführt.

Das Programm dieses »großartigsten dekorativen Werkes der nordwestdeutschen Renaissance« (Elbern) ist von liturgischer Bedeutung. Das Erlösungswerk Jesu Christi wird in Verbindung mit den Vorbildern und Hinweisen aus dem Alten Testament den Gläubigen vor Augen geführt.

Alles Geschehen am Lettner ist ausgerichtet auf das ihn krönende gotische Kreuz auf dem Scheitelpunkt des sich am höchsten nach oben wölbenden Bogens, zu dem in unmittelbare Nähe die Aufrichtung der ehernen Schlange des Alten Bundes gesetzt ist. Die beider-

seitig über- und nebeneinander angeordneten Bildpaare sowie die Architektur und die Assistenzfiguren führen – gleichsam zwingend – zu dieser Mitte hin.

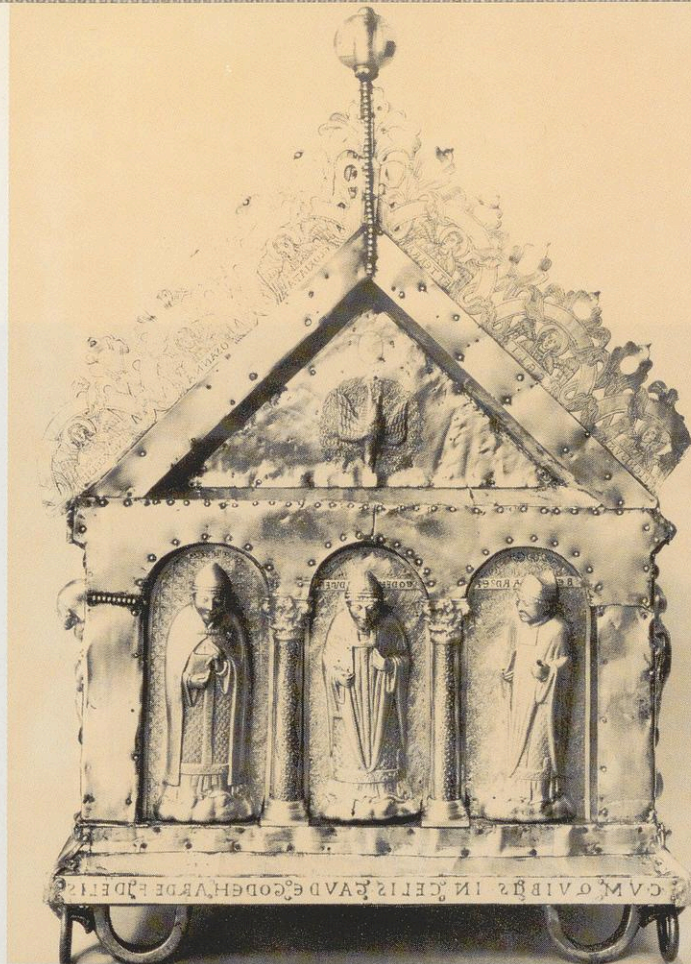
Bemerkenswert ist, daß auch dieses Kunstwerk des Domes – wie das 300 Jahre frühere Taufbecken – einen mariologischen Bilderzyklus enthält und damit die Beziehung zur Dompatronin hergestellt wird.

Der weiche Baumberger Sandstein gab dem Künstler Brabender gen. Beldensnyder die Möglichkeit, sein großes Können beim Modellieren der zahlreichen Figuren und des reichen architektonischen und ornamentalen Beiwerks voll zur Entfaltung zu bringen.

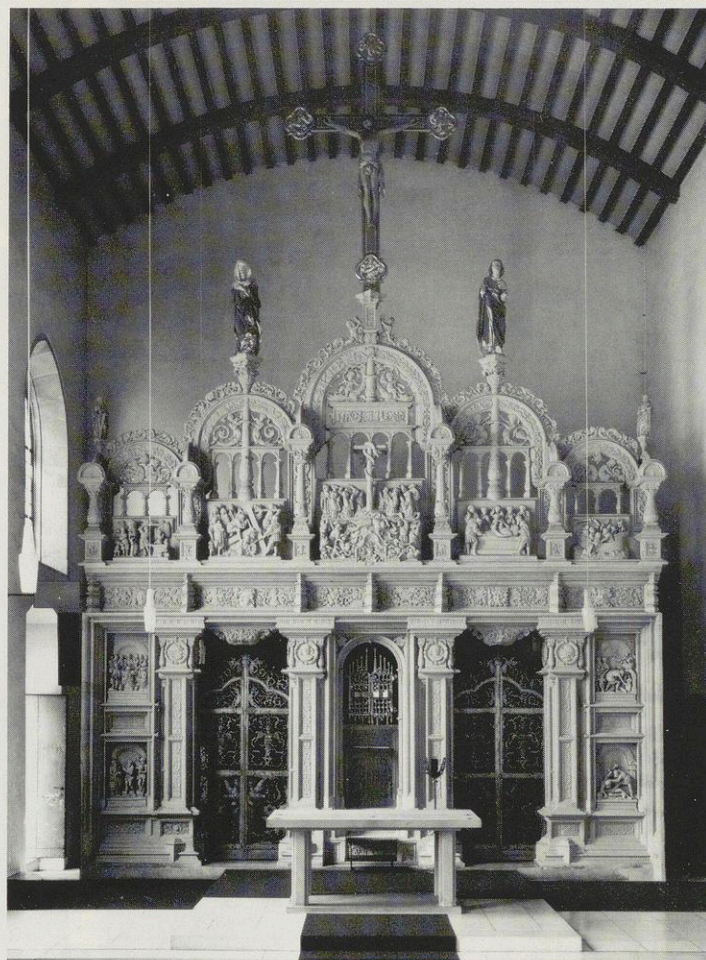
Die gotischen Holzfiguren der Kreuzigungsgruppe sind mit viel Feinsinn und Einfühlungsvermögen in das Renaissancewerk eingefügt worden. Die »köstlichen« (Elbern) schmiedeeisernen Gittertüren verleihen dem Werk den letzten Hauch von Vollkommenheit.

Der Domschatz

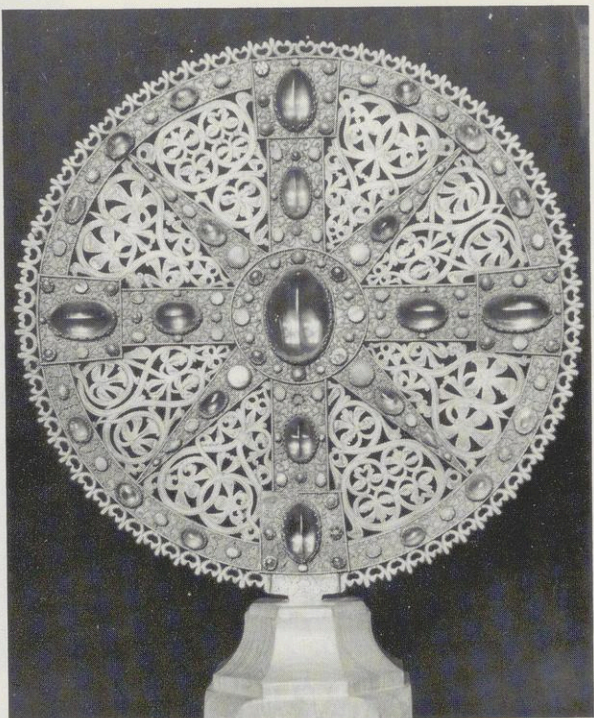
Wenn alle Kostbarkeiten, die dem Dom als der Mutterkirche des Bistums im Laufe von mehr als tausend Jahren zum liturgischen Gebrauch und zum Schmuck geschenkt worden sind, noch vorhanden wären, ein Schatzhaus von gewaltigen Ausmaßen wäre nötig, sie zu bergen. Daran gemessen enthält die kleine Schatzkammer nur wenige Überbleibsel, die von der Hochherzigkeit und Frömmigkeit der Stifter und dem künstlerischen Gestaltungsvermögen der zu meist anonym gebliebenen Handwerker beredtes Zeugnis ablegen. Die meisten Stücke sind durch Abnutzung, Raub, Veräußerung in Notzeiten und infolge der Neuerungssucht unverständiger Zeitgenossen verlorengegangen. Geblieben sind im wesentlichen jene Gegenstände, die ihrem Material nach von geringem Wert sind, deren großer künstlerischer Wert erst später erkannt wurde. Und doch wären auch sie nicht



Der Schrein des hl. Godehard, untere Schmalseite.



Brabender gen. Beldensnyder, Lettner



mehr vorhanden, wenn der letzte Fürstbischof, Franz Egon von Fürstenberg, den preußischen Befehl, den Domschatz vor dem heranrückenden Heer Napoleons in die für uneinnehmbar gehaltene Festung Magdeburg in Sicherheit zu bringen, nicht ignoriert hätte. Die Domkapitel von Paderborn und Münster, die die Warnungen Franz Egons in den Wind schlugen und dem Befehl nachkamen, haben kein Stück ihrer kostbaren Sammlungen zurückerhalten. Im 2. Weltkrieg hat der Domdechant Stolte den Domschatz vor dem befürchteten Zugriff der Nationalsozialisten und vor der Vernichtung durch feindliche Bomben bewahrt.

Nach Aachen hat der Hildesheimer Dom die größte Sammlung an liturgischen Geräten, Reliquiaren usw. aus romanischer Zeit. Barock und Rokoko, die in den meisten Kirchenschätzen dominieren, sind nur mit wenigen Stücken vertreten.

Die St.-Michaelis-Kirche

Bischof Bernwards St.-Michaelis-Kirche war der vollendetste und ausgewogenste Kirchenbau der Ottonischen Zeit (kurz nach dem Jahre 1000 begonnen). Sie ist eine dreischiffige Basilika mit zwei Querhäusern und zwei gleichgewichtigen Chören im Osten und Westen mit apsiden Abschlüssen. Ein Bau von harmonischer Geschlossenheit! Das Quadrat der Vierung ist das Maß, das sich in der Kirche immer wiederholt. Eine Besonderheit von Einmaligkeit sind die Engelschöre als Abschlüsse der Querhäuser – sichtbarer Ausdruck, daß die Kirche den neun Chören der Engel geweiht war, wobei dem Hauptpatron, dem hl. Erzengel Michael, der Westchor (zugleich auch Kaiserchor) zukam.

Im Äußeren stellte sich St. Michael auf dem Hügel über der Innersteniederung als mächtige, mit sechs Türmen bewehrte Gottesburg dar.

Beim Wiederaufbau der Kirche nach den schweren Kriegszerstörungen im

Linke Seite außen:

Den ersten Rang unter den Muttergottesdarstellungen des Domes nimmt die Goldene Madonna ein, die wahrscheinlich aus der Werkstatt Bischof Bernwards stammt und zu den ältesten plastischen Muttergottesbildern des Abendlandes zählt.

Maria sitzt in streng frontaler Haltung auf dem Thron und hält ihr Kind, ebenfalls frontal, auf ihrem Schoß.

Von besonderem Reiz ist die Goldbekleidung der Skulptur in ihrer feinen Musterung und Gewanddrapierung. Die Köpfe sind nach alten Vorlagen neu gefertigt.

Dieses größte Marienheiligtum nach dem Heiligtum unserer lieben Frau genoß zu allen Zeiten höchste Verehrung.

Linke Seite oben:

Bei der Erhebung der Gebeine Bernwards nach seiner Heiligsprechung im Jahre 1194 wurden die Leuchter in seinem Grabe vorgefunden (um 1000; im Domschatz).

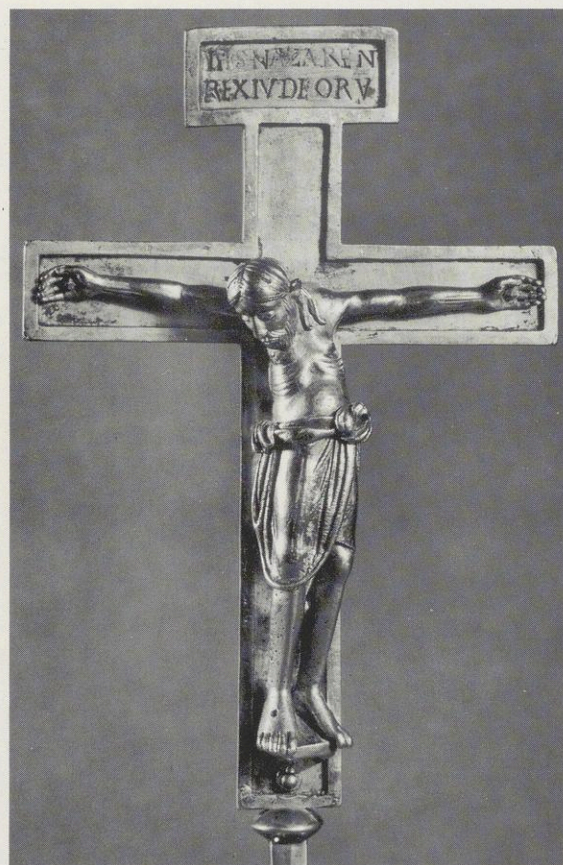
Es wird das Ringen des Menschen (Jüngling–Mann–Greis) mit dem Bösen und sein Streben nach dem Licht (Christus) gezeigt. Während er auf dem einen Leuchter ganz auf dieses Tun ausgerichtet ist, läßt er sich auf dem andern davon durch die Versuchungen der Welt abhalten.

Linke Seite unten:

Kostbarkeiten von besonderer Seltenheit sind drei romanische Scheibenkreuze (Flabellen), die noch heute bei Prozessionen vorangetragen werden. In ihrer Form erinnern sie sowohl an germanische Sonnenverehrung – durch das hervorgehobene Kreuz ins Christliche umgedeutet – als auch an byzantinische liturgische Fächer.

Auffallend bei den mit Kristallen, Edelsteinen und Perlen verzierten Kreuzen ist der reiche ornamentale Schmuck.

(Um 1120; im Domschatz)



Eine ergreifende Darstellung des Kreuzestodes Christi! Die Hände sind waagrecht ausgestreckt. Der Körper ist stark nach links ausgebogen. Das leidvolle bärtige Haupt neigt sich tief, bis auf die Brust herab. Das Lendentuch ist geknotet und hängt lang herunter. (Um 1008; im Domschatz)



Das prunkvollste Stück der Domschatzkammer ist das große Bernwardskreuz, ein Gemmenkreuz mit vorspringenden quadratischen Feldern an den Enden der Kreuzesarme. Diese sowie auch die Mitte sind mit Bergkristallen besetzt. In dem mittleren sind Kreuzpartikel, in dem oberen ist das Brustkreuz Bernwards eingeschlossen. 250 Perlen und Edelsteine – darunter 12 antike Gemmen – sind in kunstvoller Anordnung angebracht worden. Besonders beeindruckend ist das aus gedrehten Goldfäden gefertigte

Filigranmuster, mit dem das ganze Kreuz übersponnen ist. In seinem heutigen Zustand herrschen die Stilelemente der Zeit um 1150, in der eine Restaurierung stattgefunden hat, vor.

Jahre 1945 hat man weitgehend den Bernwardsbau, der im Laufe der Zeiten schwere Einbußen erlitten hatte, wiederhergestellt. Doch hat man behutsamerweise die Veränderungen des Baukörpers durch Bischof Adelog wegen ihrer hohen Qualität unangetastet gelassen.

Der staufische Westchor ist bereits so sehr in den Ottonischen Bau eingebunden, daß er nicht mehr wegzudenken ist. Das gilt auch für die Adelogsäulen mit ihren herrlichen Kapitellen und vor allem für die einzigartige, einem farbenfrohen Teppich vergleichbare Holzdecke mit ihrer Darstellung des Jesseboms, des Stammbaums Christi. Von der ehemals reichen Ausstattung der Kirche ist nur wenig übriggeblieben. Aus den Werkstätten Bernwards ist kein Stück mehr vorhanden.

Von hohem künstlerischen Rang ist die Adelogsche Chorschränke im westlichen Querhaus. Über einer freien Wandfläche, an der das Chorgestühl aufgestellt war, zieht sich ein Fries mit girlandenförmigem Blattwerk entlang, in dem sich phantastische Doppelwesen tierischer und menschlicher Natur befinden. Darüber erhebt sich eine Galerie mit zwölf Arkaden, deren Säulen verschiedenartig gestaltet sind. In den Zwickeln sitzen Engelsfiguren mit ausgebreiteten Flügeln und Schriftbändern in den Händen. Den Abschluß bildet ein Fries mit einem verschlungenen Bandornament. Eine Überraschung erlebt man beim Betrachten der Rückseite. Hinter der glatten Wand erblickt man sieben Relieffiguren edelster Herkunft. Sie stehen in einer angedeuteten Bogenhalle mit Flachkuppeln, deren Zwickel mit reichen Architekturdarstellungen gefüllt sind. Die Mitte nimmt die Muttergottes ein. Ihr sich zuwendend die Apostel Petrus (links) und Paulus (rechts). Daran schließen sich nach links außen der Apostel Jakobus und der hl. Benedikt, nach rechts außen der Apostel Johannes und der hl. Bernward mit dem Modell der St.-Michaelis-Kirche an. Das



St.-Michaelis-Kirche, Holzdecke: Der schlafende Jesse

klassische Ebenmaß der Figuren in ihrer Bewegung, der Gewandbehandlung und nicht zuletzt in der – trotz der Beschädigungen erkennbaren – ausdrucksvollen Modellierung der Gesichter läßt darauf schließen, daß hier einer der großen Meister des Hochmittelalters am Werke war.

Die Krypta, seit der Reformation von der Kirche getrennt und den Mönchen des weiterbestehenden Benediktinerklosters überlassen, birgt als ehrwürdigste Stücke den Steinsarkophag Bischof Bernwards und die dazugehörige Grabplatte, die schon zu seinen Lebzeiten auf sein Geheiß angefertigt wurden. Auf dem dachförmigen Sargdeckel sind neun Brustbilder von Engeln wiederum ein Hinweis auf die neun Chöre der Engel, denen die Kirche geweiht ist – zwischen züngelnden Flammen eingemeißelt. Die umlaufende

Inscription ist dem Buch Job (»Ich weiß, daß mein Erlöser lebt . . .«) entnommen. Auf der Stirnseite befindet sich in einem Medaillon das Lamm Gottes, daneben links drei, rechts vier Flammen. Auf der Grabplatte erwächst aus einem Baumstamm ein Kreuz mit fünf Medaillons: in der Mitte das Lamm, umgeben von den vier Evangelistensymbolen. Die Inschrift lautet in der Übersetzung: »Ich, Teil eines Menschen, war Bernward. Jetzt bin ich hier umschlossen vom Schauer der Gruft. Asche nur bin ich und Staub. Ach, des erhabenen Amtes hab' ich nicht würdig gewaltet. Friede gib, Herr, meiner Seele! Singt ihr Amen dazu!«

Die Gebeine des hl. Bernward sind nach seiner Erhebung zur Ehre der Altäre mehrfach in Prunkschreine umgebettet worden. Das Haupt befindet sich in einem Kopfreliquiar im Domschatz. Der zuletzt angefertigte Ehren-

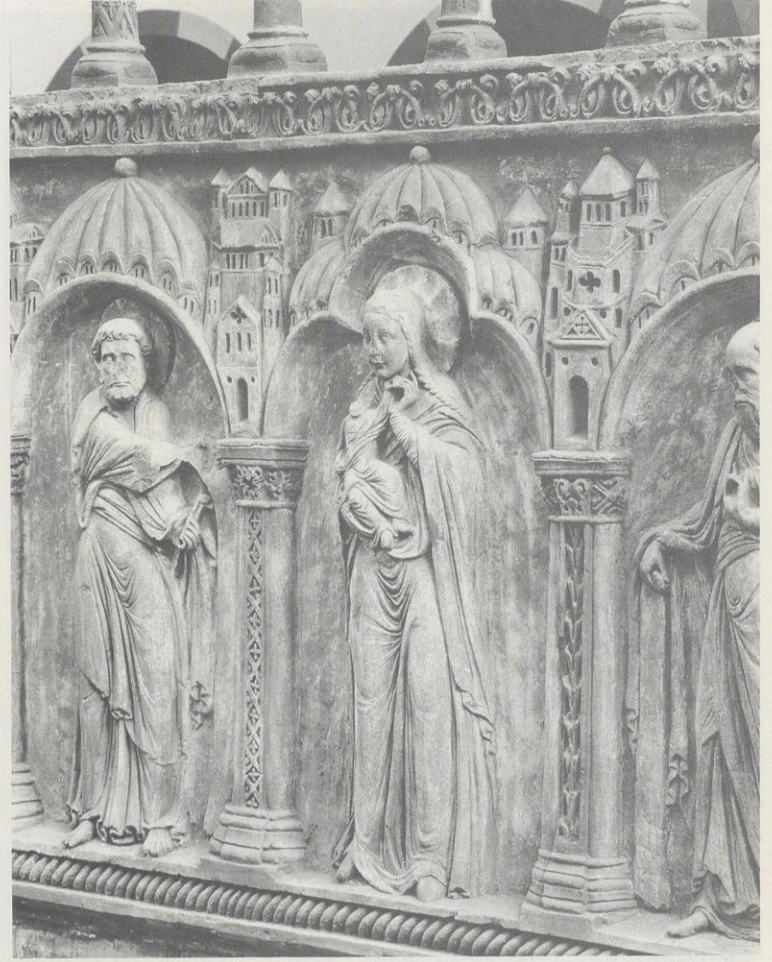


Linke Seite:
St.-Michaelis-Kirche: Engels-
chor



St.-Michaelis-Kirche:
Chorschranke, Vorderseite

St.-Michaelis-Kirche: Chor-
schranke, Rückseite: Mutter-
gottes und die Apostel Petrus
und Paulus



schrein ist ein Juwel der Goldschmiedekunst des Rokoko und wurde von dem Augsburger Meister Rauner im Jahre 1751 geschaffen. Er hat seinen Standort in der St.-Magdalenen-Kirche, in die nach Aufhebung von Kloster und Kirche St. Michael die dort aufbewahrten Kirchenschätze – unter anderen das Bernwardskreuz und die Bernwardisleuchter (heute im Domschatz) – überführt wurden.

Auf dem zierlichen Schrein ist der Heilige im vollen Ornat, auf dem Sterbett liegend, dargestellt. Zur Ausstattung gehören sechs silberne Standbilder der drei Erzengel und der Heiligen Benedikt, Benno und Scholastika.

Bei dem großen Ausverkauf kirchlicher Kunstwerke in der Zeit der Säkularisation erwarb ein Hildesheimer Dom-

herr den Hochaltar der St.-Michaelis-Kirche, der, nachdem die Bemühungen sich zerschlagen hatten, den Bischof zur Übernahme des arg in Verfall geratenen Gotteshauses zu bewegen, der St.-Magdalenen-Kirche zugesprochen wurde. Er fand aber hier erst seine Aufstellung nach dem 2. Weltkriege. Der figurenreiche, lindenholzgeschnittene Passionsaltar ist ein Werk der Dürer-Zeit und wurde den Brüdern Elffen, Mönchen von St. Michael, zugeschrieben. Er stellt alle Stationen des Leidens Christi vom Abendmahl bis zur Auferstehung dar, wobei auf dem Mittelbild die Szenen ineinander übergreifen. Seine Bezogenheit auf Hildesheim wird durch eine Darstellung der St.-Michaelis-Kirche und der Stadtbefestigung mit dem Hagentor im Hintergrund deutlich.

Die St.-Godehardi-Kirche

Einen reizvollen Kontrast zur St.-Michaelis-Kirche stellt die 100 bis 150 Jahre später erbaute Benediktiner-Abteikirche St. Godehard dar, eine dreischiffige Basilika auf lateinischem Kreuzgrundriß, mit einem Chorquadrat, das mit einem Halbkreis abschließt, einem Chorumgang in der Verlängerung der Seitenschiffe und einer mächtigen Zwierturmfront im Westen. Die langgestreckten Säulen und hochaufsteigenden Wände lassen das Ende der romanischen Zeit ahnen, die sich in diesem Gotteshaus noch einmal kraftvoll manifestiert. Die Aufgabe der Gestaltung der Kapitelle gab den Meistern ihres Handwerks noch einmal Gelegenheit, ihrem Einfallsreichtum und ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen.



Von außen bietet sich dem Auge des Betrachters am eindrucksvollsten der Ostteil mit dem Hochchor, dem Chorumgang mit den ausladenden Apsidio- len, den breit gelagerten Querhaus- armen und dem krönenden achteckigen Vierungsturm mit seinem gotischen Spitzhelm dar. Von großer künstleri- scher Qualität ist das Tympanon über dem nordwestlichen Eingang (um 1200). Es stellt Christus in hoheitsvoller Hal- tung als Weltenherrscher dar, auf den St. Epiphanius (links) und St. Godehard, mit dem Modell der Kirche in der Linken, (rechts) weisen.

Von den wenigen, der Kirche verblie- benen Ausstattungsstücken verdienen besondere Erwähnung das spätgoti- sche Chorgestühl mit erstmals in Nie- dersachsen auftretenden vollplastischen Einzelfiguren an den Wangen, das überdimensionale Triumphkreuz von 1473, die St.-Godehards-Statue (um

1450) mit ihren ausdrucksvollen Ge- sichtszügen und der künstlerisch hoch- wertige Benediktusaltar von 1518.

Große Kostbarkeiten von unschätz- barem künstlerischen Wert birgt die Schatzkammer von St. Godehard, die zur Zeit leider noch schwer zugäng- lich ist. Einen besonderen Rang nehmen darin der Psalter aus der Abtei St. Albans bei London (1123) mit seinem reichen Bilderschmuck sowie der sog. Gode- hardsbecher (1160/70), ein Vortrage- kreuz mit fünf Emails von hoher Qualität (um 1160) und der prunkvolle sog. Bern- hardskelch mit Patene (um 1225) ein. Und auch die köstlichen Textilien können nicht unerwähnt gelassen wer- den.

Kirche zum hl. Kreuz

Von Bischof Hezilo als Festungsbau zu einem Gotteshaus umgebaut, ist sie besonders dadurch interessant, daß in

ihr noch Bauteile vorhanden sind, die von der früheren Bestimmung herstan- men. Nach der Wiederherstellung der Kirche ist über den in die Vierung ver- setzten Zelebrationsaltar ein früher wenig beachtetes romanisches Kreuz zur Aufhängung gebracht.

Die Kirchenschätze von hl. Kreuz, u. a. die Kreuze Hezilos und Heinrichs des Löwen, werden im Domschatz aufbe- wahrt. Die Sandsteinflgure der Mutter- gottes mit Kind (um 1260) aus dem Kreuzgang hat heute ihren Platz in einer der Kapellen der Nordseite des Domes.

Die Aufzählung der Werke kirchlicher Kunst in den Gotteshäusern Hildes- heims kann wegen der Fülle des Vor- handenen keinen Anspruch auf Vollstän- digkeit erheben. Es mußte eine Auswahl getroffen werden, die vom Glaubens- leben, vom Opfersinn und von der Kunst- fertigkeit der Vorfahren in der Hauptstadt des Bistums sichtbares Zeugnis geben.

Linke Seite außen:
St.-Michaelis-Kirche, Krypta:
Bernwardssarkophag

Linke Seite innen:
St.-Godehardi-Kirche: Kapitell

Rechts:
Kirche zum hl. Kreuz

Unten:
St.-Godehardi-Kirche:
Statue des hl. Godehard





Kostbare Handschriften und Drucke

Linke Seite:
Hildesheim, St. Mauritius
Die Barockisierung der Kirche
läßt leicht übersehen, daß sie zu
den ältesten Gotteshäusern
Hildesheims zählt.

Unten:
Mittelgang mit Seitenkojen im
neuen Büchermagazin der
Dombibliothek.



Akten und Urkunden in Archiven, Büchern und Handschriften in Bibliotheken hat man in den alten Dom- und Stiftschulen und Klosterbibliotheken stets besondere Aufmerksamkeit gewidmet. So wissen wir beispielsweise aus einem Bericht über den Brand des Hildesheimer Kapuzinerklosters im Jahre 1761, daß der Guardian des Klosters darauf drängte, zunächst das Archiv und die Bibliothek in Sicherheit zu bringen.

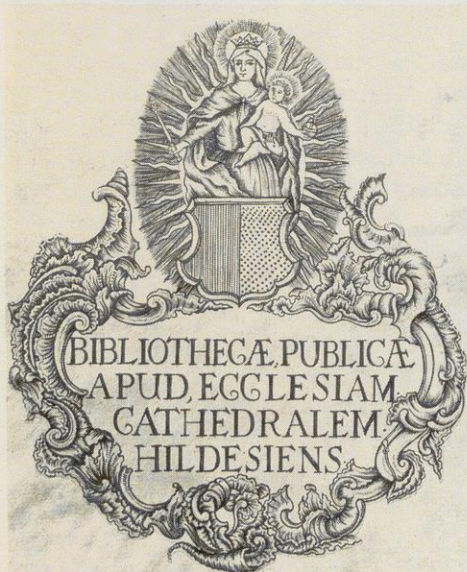
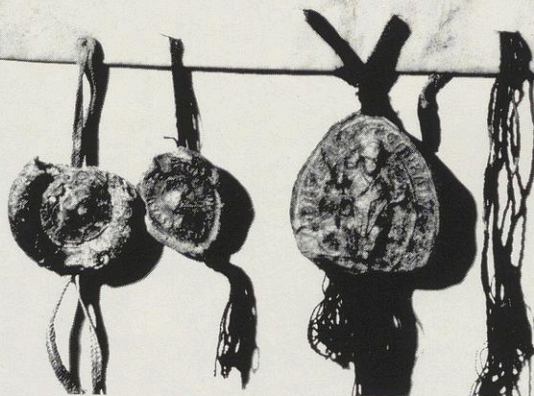
Den klösterlichen Büchersammlungen verdanken wir vornehmlich die Erhaltung und Überlieferung der klassischen Literatur sowie der Aufzeichnungen fast aller geschichtlichen und kulturellen Vorgänge. Als sich im 16. und 19. Jahrhundert durch die Reformation und Säkularisation und ihre Folgen die Eigentumsverhältnisse an geistlichem Besitz wesentlich veränderten, sind diese geschriebenen und gedruckten Zeugen für den Geschichtsablauf und die kulturelle Entwicklung meistens in staatlichen und fürstlichen Besitz übergegangen und fließen heute in den Staats- und Landesarchiven und -bibliotheken als Quellen für Wissenschaft und Forschung. Als in Hildesheim die klösterlichen Niederlassungen ihr Ende fanden, wurden auch deren Archive und Bücherschätze weithin verstreut, vor allem die Büchersammlung des Michaelisklosters, die Dominikanerbibliothek ebenso wie die Bibliothek der Benediktiner von St. Godehard und die Büchersammlung der Fraterherrn und Kapuziner im Lüchtenhof im Brühl.

Das Bistumsarchiv

Als durch die Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses im Jahre 1803 mit den Folgen der »Säkularisation« die fürstbischöfliche Landeshoheit aufgehoben wurde, wanderten auch alle wichtigen archivarischen Verwaltungsunterlagen, Akten und Urkunden an den neuen staatlichen Fiskus ab. Sie kamen in die Staats- und Fürstenarchive, wo sie zum Teil heute noch als geschlossene und zusammengehörende



In nomine sancte ⁊ indiuidue trinitatis Comad h̄ gra hyldeſem̄ ec̄ m̄m̄ley
 hamilis ⁊ crucis ſeruus vniūſ xpi fidelibz h̄c littera inſpecturis ſalutē ⁊ xpo ih̄u. Hoc ſit
 omibz p̄ſentibz ⁊ futis qd̄ h̄enric ꝑpoſitꝫ in monte ſci georgii goſlā cōpauit eadē eccl̄ie ⁊ p̄oat̄ aduo
 catiā ⁊ ſuanebeke ſup bona beati georgii a iohanne milite tenente dictā aduocatā de manu dñe beleken
 vidue dñi hermanni de hartbeke ꝑ cuius conſenſu habendo idem ꝑpoſitꝫ dedit eidem vidue viij. ō.
 erat enim euſdem vidue liberum ſc̄m̄ iuris ordinem diebus uite ſue ꝑdictam aduocatā poſt mor
 tem mariti ſui non relinquens heredem alium ab ea ſup̄ſtitem poſſidere. Hos autem ꝑuenioat̄
 iohanne ac beleka reſignantibus eandem aduocatam nobis quia de nobis manutenebant ꝑortamus
 ipſam eccl̄ie ſupradide ꝑleno conſenſu ⁊ uoluntate n̄regra comitis ſiſt̄ri n̄ri dilecti de blankenbū
 accedentibz. Hos enim ipſi a ſiſt̄ro comitꝫ ꝑortant omne ſecudum quod nobis uacant de morte ſep̄
 dicti hermanni cum idem exheres deceſſerit ut eſt dictum. Dabit ꝑꝫ nobis ad altare ſummum beate
 uirginis ꝑpoſitꝫ dicti loci unum manutergium bonum ſemp de tercio anno in tertium in recognitione
 eius quod a nobis aduocatam manuteneat ſupradictam. Ut ꝫ ſt̄nd̄ ratum ꝑmaneat ⁊ ignorantie non
 decedat monum̄tum ꝑteſtes ſubſcribi ⁊ ꝑſentem paginā ſigilli n̄ri ⁊ aliorꝫ aꝑpenſione roborari ſecimus
 ad cautelā ſuſcipientes eandem aduocatā ſub n̄ra ꝑtectione ac pacem ei eccl̄iaſticam ſub anathematis n̄re
 auctoritate dñi n̄ri ih̄u xpi ⁊ n̄ra inſolubilit̄ conſirmantes. Teſtes ſiquidē ſunt viri nobiles com̄ h̄enric
 de woldenberch. comes henricus de ſladem. ⁊ milites ſiſt̄ri de boſem. Olricus de bledenem. Conradus
 marſcalcꝫ n̄ri. Ludolfus cameranꝫ. Tidericus ⁊ arnoſ fr̄es de holle. Ambroſius ⁊ wernerus de herre
 Engelbertꝫ de dalem. ⁊ alii quamplures. Hi ſunt qui aſſerunt cum uidua ꝑdicta nobis ⁊ clauſtro noui
 op̄is in goſlaria dictam aduocatam reſignauit. Dñs geſelbertꝫ aduocatꝫ ⁊ ſacer ſunt dñs volenarꝫ
 olricꝫ longꝫ olricꝫ iuuenis de ꝑſcina. octo de ſuanebeke. Iohannes ꝑpoſitꝫ eandē loci. magiſter conradꝫ
 de vberch. Actū anno incarnationis dñice. m̄. cc. xlvii. Indictione. xiiii. Datꝫ hyldeſem̄. vi. idꝫ Junij
 pontificatus n̄ri anno ſexto.



Links:
 Ein »EXLIBRIS« der Dom
 bibliothek aus der Mitte des
 18. Jahrhunderts, als die Biblio
 thek durch Kauf, Stiftungen,
 Zinsgewinne und Nachlässe
 einen beachtlichen Bestand
 hatte – ausdrücklich als
 »Bibliotheca publica«, öffent
 liche Bibliothek bezeichnet.

Oben links:
 Das kleine Bernwards
 evangeliar, aus dem Ende des
 10. Jahrhunderts stammend, ist
 auf der vorderen Einbanddecke
 mit einem byzantinischen
 Elfenbein-Relief geschmückt,
 das den Gekreuzigten mit zwei
 Assistenzfiguren, Maria und
 Johannes, zeigt. Der Perga
 mentcodex gehörte früher dem
 Benediktinerkloster Sankt
 Michael und wird heute im
 Domschatz verwahrt.

Oben rechts:
 Urkunde Bischof Konrads II.
 im Hildesheimer Bistumsarchiv.
 Mit drei Originalsiegeln ver
 sehen ist sie in der damaligen
 Unzial-Schrift »im Jahr der
 Menschwerdung des Herrn
 1227 in Hildesheim im Monat
 Juni, im sechsten Jahr des
 Pontifikats« des genannten
 Bischofs verfaßt.



Neuartige Schiebe-Doppelregale des Bistumsmagazins für stehende Handschriften, Inkunabeln und gebundene Aktenfascikel. Zusammengeschoben bilden die Regalwände einen geschlossenen Magazinschrank.

de Bestände verwahrt werden. Die weiteren staatsrechtlichen Veränderungen für das ehemalige Hochstift Hildesheim – Übergang in das Königreich Westfalen, Rückgliederung in das Königreich Hannover, Einverleibung in die Preußische Verwaltung nach 1866, Kriegsverluste während des zweiten Weltkrieges, Auslagerung und schließlich Übergang in das Staatsarchiv des Landes Niedersachsen nach 1949 – haben das gesamte frühere Archivgut nicht gerade verbessert. Dieser größte Teil der ehemaligen fürstbischöflichen Archivalien umfaßt die Urkunden und Akten über geistliche Gründungen und Stiftungen, über die Bau- und Unterhaltungsregelungen von Kirchen und ehemaligen Klöstern im Bistum, über ihre Erhaltung als Bau- und Kunstdenkmäler sowie die Unter-

haltsfragen aller säkularisierten Besitzungen und die darauf lastenden Verpflichtungen und heute pflichtigen Leistungen. Der der bischöflichen Verwaltung verbliebene Bestand an Archivalien ist dann erstmalig in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch den rührigen Archivar und Bibliothekar des Domkapitels Dr. Michael Krätz systematisch nach kirchenamtlichen Vorschriften über die Einrichtung der Diözesanarchive geordnet, in Repertorien gefaßt und für die allgemeine Benutzung in weitem Umfange zugänglich gemacht worden. Ein Grundbestand, die sogenannte Krätzsche Sammlung, umfaßte etwa 2000 Akten- und Urkundenfascikel. Weiter hat Krätz durch eifriges Abschreiben abgewandelter Archivalien den Grundbestand wieder er-

gänzt und ansehnlich erweitert. Erst in jüngster Zeit konnte die lange bestehende Raumnot für das Archiv durch Zuweisung geeigneter Räumlichkeiten im früheren Generalvikariatsgebäude behoben werden. Aufgenommen wurden dabei auch die Register des Kirchenbucharchivs und deren Auszüge für die genealogische Forschung. Der Bestand wächst weiter durch ständige Akten- und Urkundenzugänge aus der bischöflichen Verwaltung. Ebenso gelangen aus den Pfarrarchiven erledigte Pfarrakten allgemein interessierenden Inhalts, meist bau- und ortsgeschichtlichen Charakters, in den Bestand des Bistumsarchivs.

Die Dombibliothek

Mit der ersten Domschule zu Thangmars und Bernwards Zeiten war zur Heranbildung der Kleriker schon eine Büchersammlung, der Anfang einer Bibliothek, verbunden. Thangmar bezeichnet sich selbst als »bibliothecarius« und berichtet ausdrücklich, daß von dieser Bibliothek beim Dombrande im Jahre 1013 eine »unnennbare und unersetzliche Menge von Büchern« verloren ging. Zweifellos hatten Domscholaster und Domkleriker zu Lehr- und Studienzwecken auch eigene Bücher, darüber hinaus aber war für religiöse, theologische, dogmatische und moralische Orientierung eine Büchersammlung vorhanden, in die sicher schon sehr bald Nachlässe von Klerikern aufgenommen worden sind, so daß der Umfang dieser ältesten Dombibliothek wahrscheinlich gar nicht so bescheiden war, wie man gemeinhin annimmt.

Bekannt aber wurde diese Büchersammlung des Domstiftes durch testamentarische Überlassung von Büchern und Geldern des Pfarrers *Bever(inus)* aus Großförste – daher später der Name »*Beverina*« für die Bibliothek. Dieser Pfarrer, Sohn eines evangelischen Predigers aus Sachsen, war als Theologiestudent zum Katholizismus über-



Um die Erhaltung und den Ausbau der Dombibliothek »Beverina« hat sich der Bistumsarchivar und Dombibliothekekar Michael Kratz (1806 – 1885) hoch verdient gemacht. Sein Bild hängt in der Bibliothek.

getreten und war nach Wahrnehmung verschiedener geistlicher Ämter Pfarrer von Großförste geworden. In einem Stiftungstestamente vermachte er im Jahre 1667 seine eigene Büchersammlung dem Domstifte, dazu gleichzeitig verzinsbare Gelder für den weiteren Ausbau, die Unterhaltung und die Aufstellung der Sammlung. In einem Testamentsnachtrag vom Jahre 1673 fügte er noch für die Katalogisierung und Benutzung und für diejenigen, denen »die Sorge für die Bibliothek übertragen werden sollte, eine Nachvollziehung« hinzu.

Nachdem das Domkapitel im Jahre 1684 durch eine Bestätigung die Beverinische Stiftung angenommen hatte, kamen im Laufe der Jahre weitere Nachlässe, Bücherspenden und Zuwendungen hinzu. Die Bibliothek war damit begründet und »fundierte« und wurde so zur ersten leistungsfähigen Bibliothek

für die Öffentlichkeit in Stadt und Stift Hildesheim zu einem »literarischen Hilfsinstitut« nach damaliger Bezeichnung. Trotz verschiedenen Bestrebungen zur Zeit der Säkularisation und des Königsreichs Westfalens, Status und Einrichtung der Bibliothek zu verändern und diese dem Domkapitel zu entziehen, ist es bis heute bis auf kleine Abänderungen bei dem ursprünglichen Stiftungscharakter geblieben. Untergebracht war die Büchersammlung auf Wunsch des Stifters zunächst lange Zeit im Ostflügel des Domkreuzganges, bis sie beim Neubau des Generalvikariatsgebäudes im Jahre 1905 einen eigenen Magazinflügelbau und im Vorderhaus Diensträume mit Katalogzimmer und Studienraum erhielt. Erst in jüngster Zeit sind weitere Räume hinzugekommen, als das Bischöfliche Generalvikariat nach dem Niedersachsenkonkordat seine meisten Diensträume in das ehemalige Fürstbischöfliche Schloß am Domhofe verlegen konnte.

Die während des zweiten Weltkrieges teilweise ausgelagerten Bestände hatten keine nennenswerten Verluste, so daß diese Bibliothek als wissenschaftliches Institut der Domstadt und dem Bistum erhalten geblieben ist.

Bei der jüngsten Neuordnung wurden die Bestände der Bibliothek des Gymnasiums Josephinum, mit Ausnahme der neuen Lehr- und Studienwerke, vor allem deren Handschriften, Inkunabeln und klassischen Sammelausgaben der Dombibliothek eingereiht, ebenso brauchbare Werke aus der Bibliothek des Priesterseminars. Ein neuer Gesamtkatalog wurde geschaffen. Heute hat die Dombibliothek einen Bestand von rd. 100 000 Bänden, etwa 850 alte Codices und Handschriften und die 680 Inkunabeln des Josephinums und des Priesterseminars nach dem Hildesheimer Inkunabelverzeichnis des früheren Direktors des Josephinums Konrad Ernst.

Auch um diese Bibliothek hat sich der schon genannte Dombibliothekekar und Bistumsarchivar Dr. Krätz hoch verdient

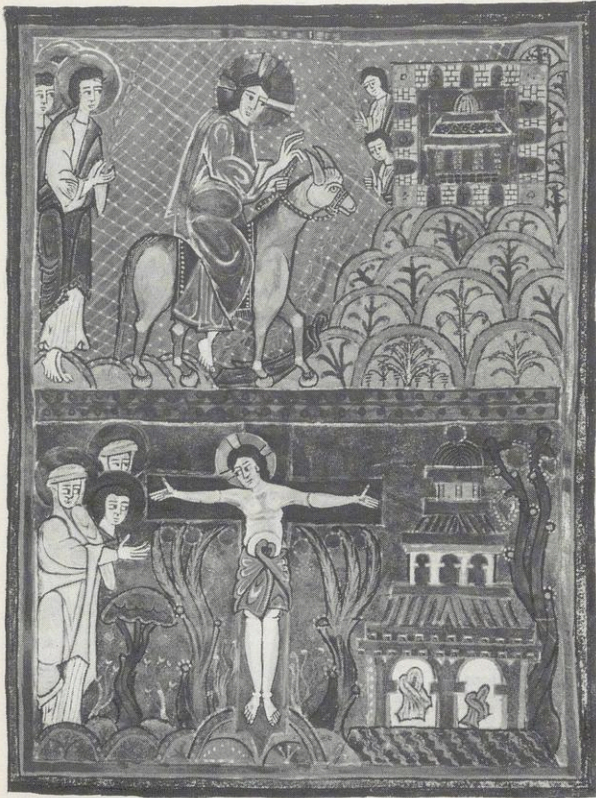
gemacht. Die bekanntesten Betreuer der Bibliothek waren Domkapitular Dr. Bertram, der nachmalige Bischof von Hildesheim und spätere Erzbischof und Kardinal von Breslau, der die Bibliotheksbestände für seine bistumsgeschichtlichen Arbeiten besonders auswertete, später Generalvikar Dr. Seelmeyer, und die neuesten umfassenden Änderungen und Erweiterungen, vor allem die neue technische Magazineinrichtung für die Bücheraufbewahrung, fielen noch in die Amtszeit des vor zwei Jahren verstorbenen Bistumsarchivars und Bibliothekars Hermann Engfer.

Ohne dieses seit nunmehr 300 Jahren in Hildesheim bestehende »literarische Hilfsinstitut«, wie man schon vor 160 Jahren im Hildesheimer »Mittwochenblatt« die von Pfarrer Bever gestiftete »öffentliche Bibliothek« nannte, hätte ein großer Teil der Geschichte, Kultur-, Kunst- und Heimatgeschichte in, um und über Hildesheim, Stadt, Stift und Bistum kaum in der vorliegenden Reichhaltigkeit mit bis ins einzelne gehenden Sonderveröffentlichungen verfaßt und verbreitet werden können.

Handschriften und Codices, Messbücher, Evangeliare und Lektionare, die heute im Domschatz verwahrt werden, gehörten ehemals zum Bücherbestand des St.-Michaelis-Klosters. Bei der Klostersaufhebung durch die Säkularisation blieben sie in der Hand des letzten Abtes Röten, der die Schätze vor seinem Tode noch lebenden ehemaligen Konventsmitgliedern übergab; diese überließen die liturgischen Bücher dann dem Dom. Es sind Pergamentcodices allerersten Ranges und unermesslichen Wertes, Zeugnisse von hervorragender Kunstfertigkeit aus der Zeit romanischer Buchmalerei des 11. Jahrhunderts.

Die Eingangsminiatur der Bernwardsbibel. Die Ausführung wird dem Diakon Guntbald zugeschrieben, der sie wohl im Auftrage Bernwards angefertigt hat. Durch Lebendigkeit der Darstellung und farbliche Ausgestaltung gehört sie zu dem Schönsten in den Handschriften aus bernwardinischer Zeit.





Links:

»Kleines Bernwardsevangelium«, rückseitiger Buchdeckel aus Eichenholz mit Kupferbeschlag in ursprünglichem Zustande. Auf dem vergoldeten Kupferbeschlag von breiten Blütenranken eingerahmt in Braunfirnis aufgetragen das älteste vollständig erhaltene Monogramm Bischof Bernwards, eine der ältesten Arbeiten dieser Kunsttechnik in Deutschland.

Oben links:

Ein Evangelium aus gleicher Zeit zeigt in gleicher romanischer Buchmalerei zwei halbseitige Textbilder untereinander, den Einzug in Jerusalem und die Kreuzigung.

Oben:

Eine ganzseitige Miniatur, die Geburtsszene aus dem »Reichenauer Lectionar«.

Zeichen des Glaubens der Vorfahren

Will man im Bistum Hildesheim den Spuren und Zeugen der frühen Glaubensverbreitung, des christlichen Lebens und der kirchlichen Vergangenheit nachgehen, dann muß man sich vergegenwärtigen, daß diese durch die geschichtlichen Ereignisse im Laufe der Jahrhunderte, insbesondere durch die Glaubensspaltung im sechzehnten und die Säkularisation im neunzehnten Jahrhundert gründlich verändert wurden. Sie haben ihren katholischen Charakter im Inneren und Äußeren teilweise oder ganz verloren. Viele sind ihres kirchlichen Charakters völlig entkleidet.

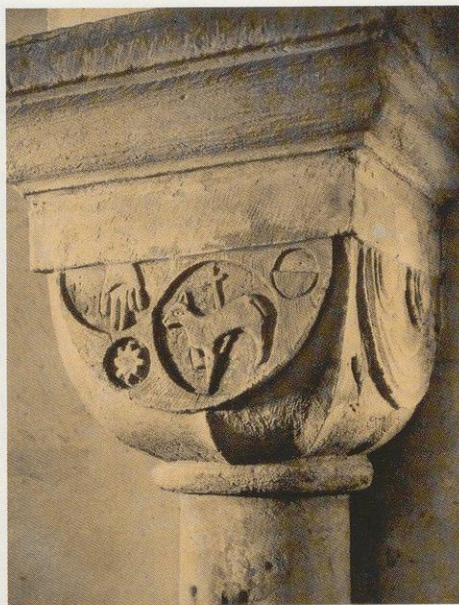
Diese Denkmäler und Zeugen einer großen kirchlichen Vergangenheit haben ihre Gründer, Schöpfer und Erbauer unter Kaisern und Königen, Fürsten und Bischöfen, geistlichen Orden und privaten Stiftern. Sie liegen im heutigen großen Diasporabistum weit verstreut; denn nach der Aufhebung alter, benachbarter Bistümer – Verden, Minden und Halberstadt – wurden weite Gebiete dieser Bistümer bei der Neuabgrenzung des Bistums Hildesheim in den Jahren nach 1824 und noch in späteren Jahren dem Bistum Hildesheim eingegliedert. Obwohl in den vorhergehenden Jahrhunderten viele dieser Spuren und Zeugnisse gerade dieser Gebiete ihren katholischen Charakter weithin eingebüßt haben, gehören sie dennoch in das Bild und in die Betrachtung christlicher Vergangenheit im heutigen Bistum Hildesheim.

Auch im Bistum Hildesheim hatten im späten Mittelalter kirchliche und klösterliche Reformen ihre Förderer gehabt. Die Spuren, die Clus und Bursfelde im Benediktinerorden als Mittelpunkt einer weiten Klosterreform in der »Bursfelder Kongregation« und der »Windesheimer Klostererneuerung« hinterlassen haben, sind nicht zu tilgen, auch wenn ihr ursprünglich katholischer Charakter verloren ging. Das gleiche gilt für die Zisterziensermittelpunkte, wie Kloster Loccum, Riddagshausen und die Ruinen der Klosterkirche von Walkenried, die im

heutigen Bistum Hildesheim liegen. Ihren katholischen Charakter haben nur jene Denkmäler und Zeugnisse bewahren können, die im katholisch gebliebenen »kleinen Stift« in der Domstadt mit ihrer näheren Umgebung und im Untereichsfeld um die Stadt Duderstadt herum liegen, ein Gebiet, das nach der Bistumserneuerung zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts aus dem Bistum Mainz in das Bistum Hildesheim eingegliedert wurde.

Noch ein weiterer Hinweis ist wichtig. Eine Zeitlang, namentlich während der Barockperiode, waren kölnische Kurfürsten, wittelsbachische Prinzen aus Bayern, Inhaber des fürstbischöflichen Stuhles von Hildesheim. Sie waren fürstliche, baufreudige Landesherren. Die Spuren aus dieser Zeit sind vielleicht weniger fromm, betonen mehr glanzvolles Leben und sind Zeugen landesherrlicher Hoheitsgefühle. Doch haben wir allen Grund, großartige Leistungen der Innenarchitektur, die das katholische Leben jener Zeit widerspiegeln, zu bewundern. Aus der großen Anzahl all dieser Zeugnisse, die in kunstgeschichtlichen Fachbüchern aufgeführt werden, können hier nur einige wenige, typische, besonders wertvolle und in geeigneten Bildern erreichbare Beispiele gezeigt werden. Es geht hier vor allem darum augenfällig zu machen, wie reich einstmals das alte Bistum Hildesheim nach seiner Gründung, dann später als fürstliches Hochstift an solchen Denkmälern und Zeugnissen war. Noch heute als Diasporabistum ist Hildesheim ungeheuer reich an Spuren kirchlicher Geschichte. Allen widrigen kriegerischen Ereignissen und mutwilligen Zerstörungen zum Trotz sind in Städten, Flecken und Dörfern hervorragende, oft einsam gelegene Spuren großer christlicher Tradition zu finden. Die gefährlichsten Tage für die Zeugen der Vergangenheit brachen in den Jahren nach der Klösteraufhebung an, als deren großartige Kirchen »funktionslos« und reine Belastungen für die Bauhaushalte der

öffentlichen Hand wurden. Wir denken hier an den abgebrochenen Goslarer Dom und die barbarisch zum Steinbruch gemachte Augustinerklosterkirche zu Riechenberg aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts, von der nur noch die alte, formenreiche, romanische Krypta erhalten ist. Und so wie hier ergibt sich bei vielen anderen Bauwerken die Frage: Sollte man sie nicht wieder zu einem gottesdienstlichen Raum machen? Kloster Loccum und Kloster Amelungsborn sind jedenfalls als ehemalige Zisterzienserklöster Stätten geistlichen Lebens und gläubiger Erneuerung im Geiste Martin Luthers geworden.



Links:
Aus dem tausendjährigen Stift Fischbeck an der Weser, das zuerst in einer Gründungs-urkunde vom Jahre 955 erwähnt wird. Der Gründungsbau der Stiftskirche aus dem Ende des 10. Jahrhunderts besaß schon eine Krypta, die Choranlage und einen Westbau. Die Anlage mit dem Kreuzgang gilt als bemerkenswertes Beispiel mittelalterlicher Klostertradition. Die Umwandlung in ein freiadeliges evangelisches Damenstift veränderte manches an der alten Kirche und ihrer Ausstattung. Aus der baulich unverändert gebliebenen dreischiffigen, romanischen Säulenkrypta ein Bild eines mit verschiedenen Symbolen variierten Würfelkapitells.



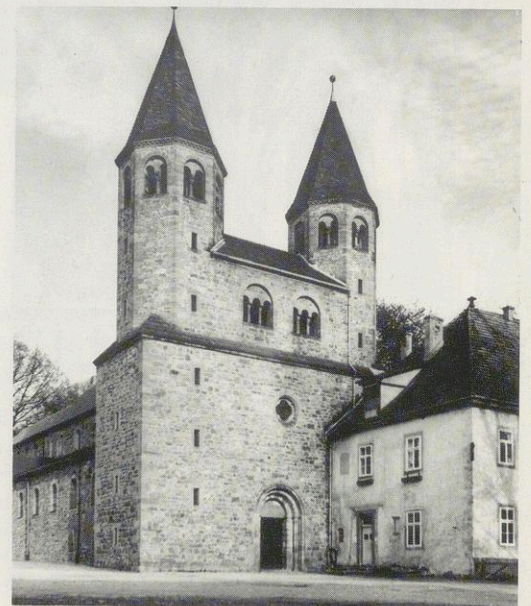
Oben links:
In den braunschweigischen Landesteilen dürfte ein Rest eines ältesten gottesdienstlichen Bauwerks stehen. Ludger, der Glaubensbote der Friesen und Sachsen, begründete im Anfange des neunten Jahrhunderts neben dem Domstift Münster die Benediktinerniederlassungen von Werden an der Ruhr und Helmstedt, wo er auch der erste Abt war. Auf diese Zeit geht die Helmstedter Ludgerkapelle zurück, mit dem Eingange vom früheren Kloster her. Hier reichen die Spuren christlicher Vergangenheit also bis in die Tage unmittelbar nach der fränkischen Missionierung zurück.

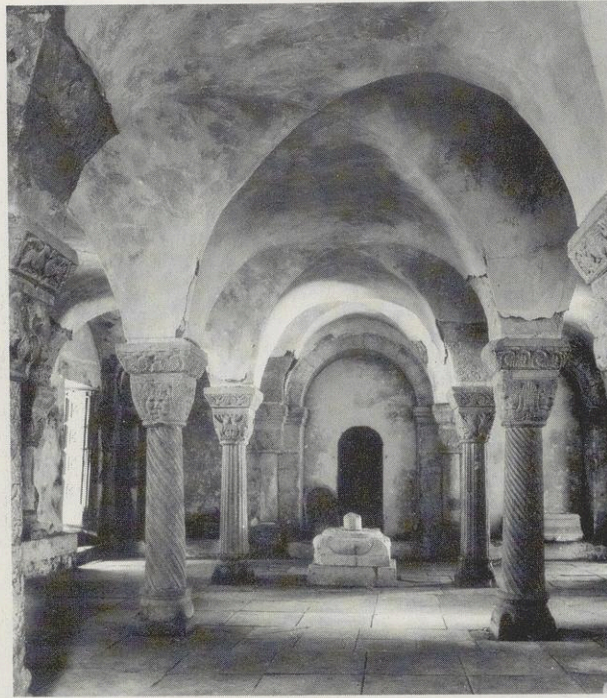
Unten links:
Da der Ort Bardowick im Norden des Bistums urkundlich schon in der Zeit der Sachsenkriege Karls d. Gr. genannt wird, und die erste Missionierung auf diese Zeiten zurückgeht, werden in der Stiftskirche, dem »Dom«, dessen genauere Gründungszeit bis heute nicht bestimmt ist, schon aus der Bauzeit vor der romanischen Bauperiode – Unterbau der Westtürme und Zwischenhalle mit dem Säulenportal – christliche Bauzeugnisse vermutet. Nach der ersten Missionierung ist dann aber der kirchliche Mittelpunkt an die Bischofsstadt des Missionsbistums Verden übergegangen. Bardowick mit seinen alten christlichen Spuren kam bei der Neugründung des Bistums zu Hildesheim. Unsere Bilder zeigen das verbaute Westwerk und das Säulenportal der alten frühromanischen Anlage.

Mit dem Reichsstift Gandersheim stand Hildesheim als Bischofsstadt schon bei der Gründung im neunten Jahrhundert in enger Verbindung: Die Münsterkirche, geweiht um das Jahr 1007, gilt trotz späterer verschiedener Um- und Bauten als eins der typischen Baudenkmäler der »ottonischen« Bauzeit. Das Stift, in dem Hroswita, die erste deutsche Dichterin lebte und ihre christlichen Umdichtungen klassischer Dramen und Komödien schrieb, wurde im Jahre 1589 reformiert und blieb bis zum Jahre 1802 reichsunmittelbares evangelisches Fürstentum. Die Münsterstadt, landschaftlich großartig an den Vorbergen des Harzes gelegen, heute weithin bekannt durch die »Gandersheimer Domfestspiele«, bietet im Stadtkern durch eine Anzahl erhaltener profaner Bauten und Bürgerhäuser aus dem 15. und 16. Jahrhundert ein anmutiges Bild niedersächsischer Fachwerk-schönheit.

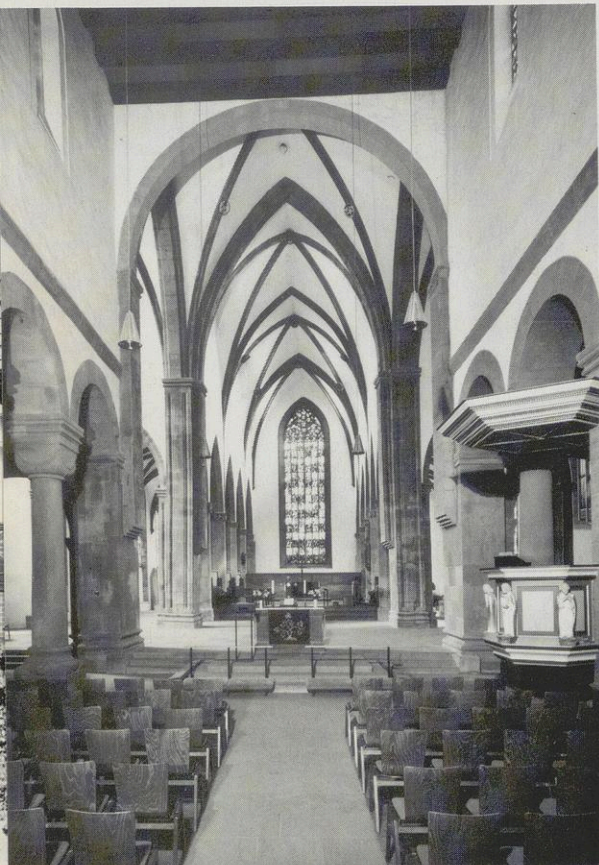


Vom Kloster Bursfelde an der Oberweser, das im Jahr 1093 begründet und mit Benediktinern aus Corvey besetzt wurde, ging im Jahr 1493 die Bursfelder Kongregation aus, eine der segensreichen benediktinischen Reformbewegungen europäischer Klöster. Die zum wertvollen romanischen Denkmalsbestand gehörende Kirche wurde nach der Aufhebung des Klosters in der Zeit der Reformation verstümmelt und profaniert. Heute dient der ehemalige Mönchschor der Kirche, in der sich noch Reste mittelalterlicher Fresko-Malerei befinden, der evangelischen Gemeinde als Gottesdienst-raum.





Oben links und rechts:
Aus der alten Kaiserstadt Goslar und ihrer ältesten Pfarrkirche, der St.-Jakobi-Kirche, stammt das lebensgroße Vesperbild, ein Holzschnittkunstwerk von hohem Rang, zu datieren etwa um das Jahr 1520. Wahrscheinlich ist es zu dieser Zeit ursprünglich für die Augustinerklosterkirche von Riechenberg bestimmt gewesen, die man im Jahre 1810 niederlegte und zum Steinbruch degradierte. Neben deren traurigen Torsoresten zeugt nur noch die Krypta, einer der schönsten romanischen Bau- denkmalsreste von der einstigen Mächtigkeit. Es besteht der Plan, die heute leer stehende, formenreichste Kirchenkrypta in der niedersächsischen romanischen Baulandschaft wieder gottesdienstlichen Zwecken zuzuführen.



Unten links:
Amelungsborn war das erste und damit älteste Zisterzienserkloster in unserm Bistum. »Linea Morimundi«, aus einem der vier Tochterklöster von Citeaux, aus Morimund in Frankreich herstammend, heißt es in der »Genealogie«. Das im Jahr 1568 aufgehobene Kloster erlitt mit der Kirche im zweiten Weltkrieg erhebliche Zerstörungen. Eine umfangreiche Restaurierung ließ die Kirche in alter Form wieder- stehen. Im Querhausfenster sind alte Glasmalereien erhalten. Amelungsborn wurde nach 1141 von Bischof Bernhard I. von Hildesheim geweiht. Zu den ältesten Nachrichten über die Entstehung des Klosters gehört eine Bestätigung des Gründungs- konvents durch den hl. Bernhard von Clairvaux.

Unten rechts:
Am »Kaiserdom« Lothars von Supplinburg und seiner Gemahlin Richenza, die hier in Königsutter bestattet sind, be- findet sich der zweischiffige nördliche Kreuzgangflügel, den man zu den Höhepunkten der romanischen Ornamentik im zwölften Jahrhundert rechnet: »Königsutterer Schule«.

Idensen mit seiner alten Kirche gehörte vor der Neugründung des Bistums Hildesheim im Jahre 1824 zum aufgelösten Bistum Minden. Wegen ihrer alten, typisch romanischen Architektur, vor allem aber wegen des die Gewölbe und Wände überziehenden Gemäldezyklus aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, ist die Kirche heute »Museumskirche«, ein einmaliges Baudenkmal dieser Ausstattung romanischer Bauzeit. Erbaut ursprünglich – daher kleine Bauausmaße – als Grabeskirche für einen Mindener Bischof.



Linke Seite rechts:
Der »Kaiserdom« von Königs-
lutter, nahe der deutsch-
deutschen Grenze bei Marien-
born. Eine Pfeilerbasilika aus
ersten Baunachrichten aus
dem Jahre 1135, gestiftet von
Kaiser Lothar von Süppinburg
und seiner Gemahlin Richenza.
Bemerkenswert als Grabes-
kirche für das Kaiserpaar und
den kaiserlichen Schwieger-
sohn, Heinrich den Stolzen.
Er stellte die Verbindung
zwischen den älteren,
oberschwäbischen Welfen-
linien aus Altdorf und Ravens-
burg-Weingarten und den
späteren niedersächsischen
Welfenhäusern her. Berühmt an
der Apsis der Stiftskirche der
»Hasenfries« mit den den Jäger
jagenden Hasen und der Kreuz-
gang mit den meisterhaft ange-
fertigten Säulen und Kapitellen.
An ihnen haben in der Lom-
bardei ausgebildete Steinmetz-
meister gearbeitet, die dann
hier weitere Fachleute anler-
ten und ausbildeten. An dieses
Herkommen aus Oberitalien
erinnern die lombardischen,
säulenträgenden Löwen am
Nordportal der Kirche. Auf dem
Bilde sieht man den am
schönsten ausgestatteten
Kreuzgangflügel am südlichen
Seitenschiff der Kirche.



Ein Kunstdenkmal aus der
romanischen Bauzeit im Bistum
Hildesheim: Der große bern-
wardinische Holzkruzifixus in
der Kirche des ehemaligen
Nonnenklosters und späteren
Benediktinerklosters Ringel-
heim. Das Kunstwerk blieb
lange Zeit unbekannt und
unbeachtet. Erst vor etwa
30 Jahren wurde es wieder-

entdeckt. Heute hat es seinen
Platz nach fachgerechter
Restaurierung an der südlichen
Mauer im Westteil unter der
Orgelbühne der Kirche, die
heute katholische Pfarrkirche
ist.



Links:
Vom einstmals bedeutenden Zisterzienserkloster in Walkenried am Harz sind nur noch Ruinen erhalten. 1127 zogen Mönche aus Deutschlands ältestem Zisterzienserkloster Altencamp in Walkenried ein. Zur Zeit des Bauernkriegs wurde das Kloster verwüstet, das Dach der Kirche eingeschlagen. Von nun an wurde das Gotteshaus als Steinbruch benutzt. Erhalten und von der Denkmalpflege betreut ist ein Teil des Kreuzgangs, dessen Säulen mit kunstvollen Kapitellen geschmückt sind, der Kapitelsaal, der als Kirche der evangelischen Gemeinde dient, und die Brunnenkapelle.



Links:
Das ehemalige Liebfrauenmünster zu Braunschweig wurde zu Beginn des 12. Jahrhunderts als Klosterkirche der Benediktiner gegründet. Später wurde der hl. Ägidius Kirchenpatron. Nach der Reformation war das Münster zeitweilig evangelische Gemeindekirche, zur napoleonischen Zeit gelegentlich auch Garnisonkirche, schließlich als »Ägidienhalle« Museum. Im zweiten Weltkrieg stark zerstört wurde die Kirche zunächst pachtweise der katholischen Gemeinde Braunschweigs überlassen. Diese hatte mit der Propsteikirche Sankt Nicolai, einem Barock-Holzbau, ihre Hauptkirche verloren. Nach dem Wiederaufbau ging die Kirche durch Kauf in den Besitz des Bistums Hildesheim über. Der hohe Chor mit seinen Arkaden zum Chorumgang hin vermittelt ein eindrucksvolles Bild von gotischer Monumentalität.

Oben links:
Riddagshausen Zisterzienserkloster, zur »Linea Morimundi« des Ordens gehörig. Tochtergründung des Klosters Amelungsborn. Weihe von Teilen der frühgotischen Klosterkirche im Jahre 1275. Das Kloster ist nach der Reformation protestantischer Konvent geworden. Unser Bild zeigt die Westmauer der Klosterkirche mit den typischen starken Strebepfeilern und dem üblichen hohen Westfenster.

Wienhausen bei Celle, im Jahre 1225 als Zisterzienser-Nonnenkloster gegründet, ist eine Kunststätte von europäischem Range. Die im Mittelalter von den Zisterzienser-Nonnen im »Klosterstich« gestickten neun gotischen Wandteppiche mit den Bildern aus dem Leben von Aposteln und Heiligen haben Weltruf. Das Bild zeigt den Nonnenchorraum mit der Altarwand und dem großen Flügelaltar. In der Mitte steht der hölzerne Sargkasten mit aufklappbaren Giebeldecken, darin der ruhende Leichnam Christi in lebensgroßem Holzrelief, im Jahre 1445 von einer Äbtissin gestiftet. Die farbige Ausmalung der Gewölbedecke und der Wände mit Heiligen- und Märtyrerszenen geht auf die Gründungszeit des Klosters zurück und erinnert an die figürlichen Darstellungen auf den Teppichen. Seit den Tagen der Reformation ist Wienhausen bis heute weltliches Damenstift geblieben.





Der große katholische »Eichsfelder Dom« mit dem hohen Netzrippengewölbe im Chor und im Langhaus besitzt einen Flügelaltar aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts mit figurenreicher Kreuzigungsgruppe im Mittelteil und Kindheits- und Passionsszenen in beiden Seitenflügeln.



Mit dem letzten Weihedatum 1462 ist im ehemaligen Stift Hildesheim, heute zum Stadtbild gehörend, die ehemalige Zisterzienserabteikirche Marienrode in fast ursprünglicher Bauform erhalten geblieben. Sie war die letzte vor der Reformation in Deutschland nach den strengen Bauregeln des Ordens der Zisterzienser errichtete Klosterkirche, ohne hohe Türme und prächtige Portale. Typisch auch für das Bauwerk in Marienrode zwischen mächtigen Strebe- Pfeilern über dem be- scheidenen Portal das hohe Westfenster mit dem Maßwerk. Bemerkenswert die Doppelstockkapellen in der Fort-

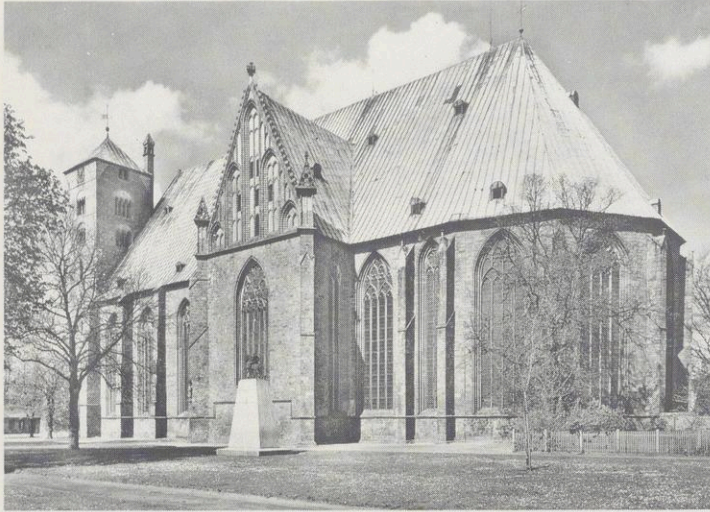
führung der Seitenschiffe über das Querhaus hinaus. Baufreudige Äbte des 17. und 18. Jahrhunderts haben in Anlehnung an die fürstbischöflichen Bauherren die »nackte« Zisterzienserkirche im Innern barockisiert und mit Statuenaltären ausgestattet. Da nach der Säkularisierung zur hannoverschen Zeit eine Restitution des Klosters erfolglos blieb, wurde die Klosterkirche katholische Pfarrkirche und ist es bis heute im landschaftlich schönsten Stadtgebiet von Hildesheim geblieben.



In Lamspringe wurde um die Mitte des neunten Jahrhunderts ein Benediktinerinnenkloster gegründet. Nach der Reformation »desolat«-verlassen, wurde es aufgehoben. Von den ältesten Bauten ist nichts mehr vorhanden. Das Kloster kam 1643 in die Hände der aus England vertriebenen Benediktiner, die die Reliquien des Martyrers Oliver Plunkett, des Erzbischofs und Primas von Irland nach hier mitbrachten. Die jetzige Kirche mit einem gewaltigen Steildach ist ein Bau aus den Jahren 1670 bis 1690, mit überreicher Barockausstattung an sieben Altären, am Chorgestühl, an der Kanzel, den Altarschranken und den Beichtstühlen.



In der Krypta befindet sich das Reliquiengrab des im Jahre 1975 heilig gesprochenen Oliver Plunkett.



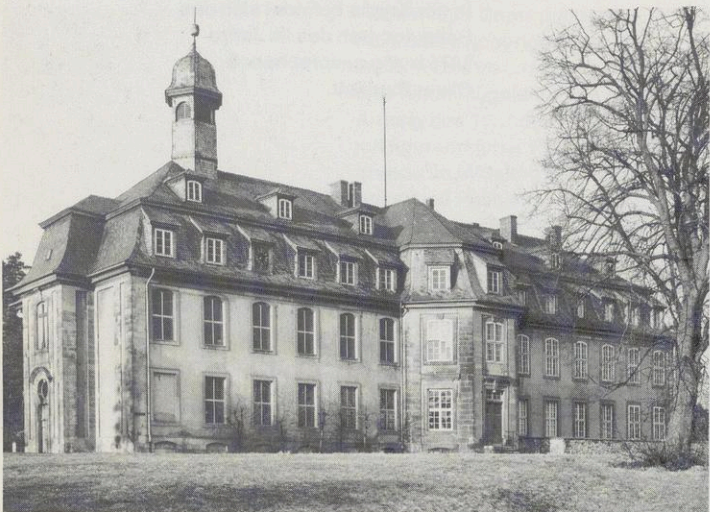
Zu den großen und bedeutenden Domkirchen aus vor-reformatorischer Zeit gehört der Dom des ehemaligen Bistums Verden an der Aller. Das jetzige mächtige Kirchenbauwerk, eine Hallenkirche aus dem Jahre 1490, gehört zu den eindrucksvollsten nieder-deutschen Backsteinbauten. Nach der Reformation wurde das Bistum Verden aufgelöst und auch im Dom die Reformation eingeführt. Die

ehemalige Bischofskirche hat im Chorteil noch aus katholischer Zeit ein prachtvolles, gotisches Chorgestühl mit figürlichen Darstellungen und dem sie umschließenden kunstvollen Rankenwerk.



Neben den Resten der alten bischöflichen Burg Wohldenberg ein weiteres Zeugnis aus der Regierungszeit des baufreudigen Fürstbischofs Clemens August, der barocke Kirchenraum der Hubertuskirche auf dem Wohldenberg. Baujahr 1731. Unser Bild zeigt den Kirchensaal mit den Barockaltären, Ausmalung vornehmlich in weiß, silber und

gold. Am Außenportal und an der Brüstung der Orgelbühne das Wappen des Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs von Hildesheim, des Erbauers.



Die Kirche im fürstbischöflichen Schloß Liebenburg des Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs Clemens August, der hier den Barockbaumeister Linden von 1750 bis 1760 beschäftigte. Die Kirche ist ein Saalbau mit eingebauten Emporen an drei Seiten und gemalter Architektur. Es sind Freskogemälde des Barockmalers Jos. Gregor Winck, neben dem Altarbild das mächtige Deckenfresko über dem Mittelschiff in einer Größe von 16 mal 7,5 Metern mit Darstellungen aus dem Leben und Martyrium des hl. Papstes Clemens, vom

Freskomaler Winck mit der Jahreszahl 1758 signiert. Die ehemalige Schloßkirche ist heute katholische Pfarrkirche für die Gemeinde Liebenburg.

Ein »ansehnlicher Bau aus dem Jahre 1737«, so wird die heutige Kirche der alten Gemeinde Dinklar genannt, wo im Jahre 1367 Bischof Gerhard vom Berge seinen Sieg mit dem Marienheiligum des Domes im Ärmel gegen die Feinde des Stiftes erfocht.

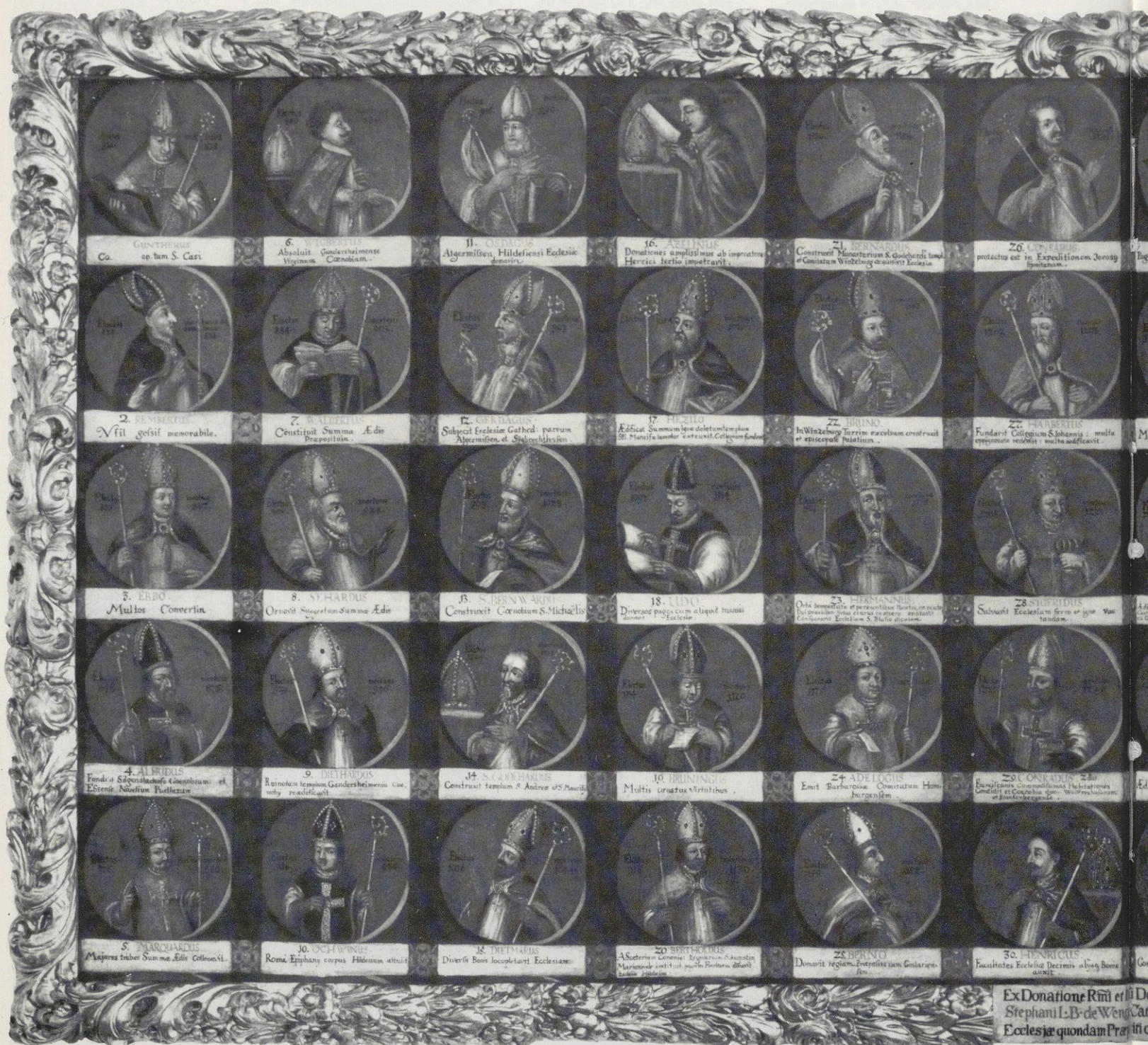
Mit ihren reich gegliederten Wänden und dekorativen Malereien gibt die Pfarrkirche in Dinklar Zeugnis vom Geist fürstbischöflich-wittelsbacher Zeit im Bistum.



Die Mutterkirche der katholischen Gemeinden im Norden des Bistums, dem weiten Diasporagebiet der Lüneburger Heide, ist die St.-Ludwigs-Kirche in Celle. Sie ist ein

neoklassizistisches Bauwerk Schinkelscher Schule aus dem Jahre 1838, einzigartig im Bistum in ihrer architektonischen Anlage.





1. GÜNTHERUS
ep. tum S. Carl.



6. V. ROBERTUS
Absoluit Gandersheimense
Venerabile Canoniam.



11. OTHMARUS
Algermissen, Hildesheim Ecclesie
donavit.



16. ADELINUS
Donatus amplissimus ab imperatore
Henrico tertio impetravit.



21. KONRADUS
Construxit Monasterium S. Godehardi loco
et Constatum Wundelburg acceperit Ecclesiam.



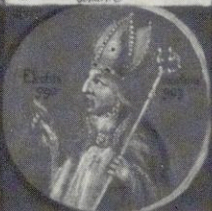
26. KONRADUS
protector erat in Expeditionem Ierosolymitanam.



2. REMBERTUS
Nihil gessit memorabile.



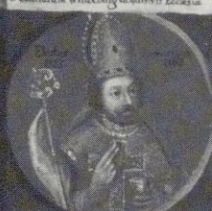
7. WALBERTUS
Constituit Summa Aedis
Præpositum.



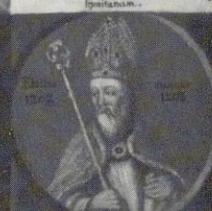
12. GERDAGUS
Subiecit Ecclesie Cathed. parvam
Algermissen et Substitutionem.



17. HEZILO
Edificat Summum igitur delectum templum
S. Marci in loco S. Petri Collegium fundavit.



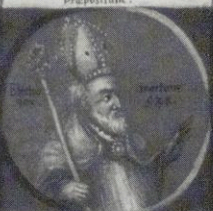
22. BRUNO
In Wundelburg Turrim excelsam construxit
et episcopatu præfuit.



27. HARBERTUS
Fundavit Collegium S. Iohannis: multa
opprobria redemit: multa edificavit.



3. EBO
Multos Convertit.



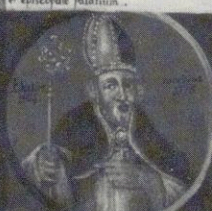
8. S. EHARDUS
Ornavit Summum Aedis



13. S. BERNWARDUS
Construxit Canoniam S. Michaelis



18. LUDO
Diversas pagas cum aliquot transiit
Ecclesie.



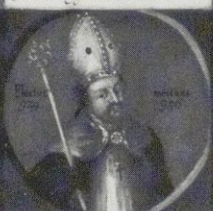
23. HERMANNUS
Orta temeritate et periculis hostium, inter
duos passus: una etiam in ditione: rivali
Construxit Ecclesiam S. Blaise gloriam.



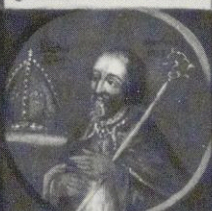
28. SIGFRIDUS
Salvavit Ecclesiam ferro et igne: Van
tandem.



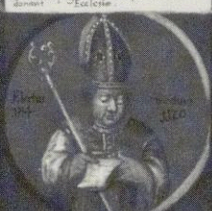
4. ALTRIDUS
Fundi et Sacerdotibus Canoniam et
Essentia: Nauchum Postulavit.



9. DIETRICHUS
Ruinarum templum Gandersheimense: coe
nobis reedificavit.



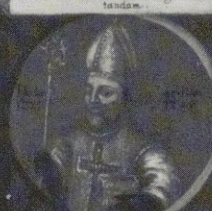
14. S. LUDOLFUS
Construxit templum S. Andree et S. Mauricii



19. BRUNINGUS
Multis crastus Virginitibus.



24. ADELLOCUS
Emi Barbarorum Constatum Ham
burgensem.



29. KONRADUS
Fundavit Canoniam S. Iohannis: multa
opprobria redemit: multa edificavit.



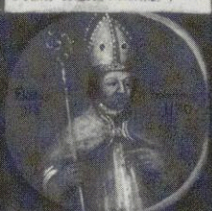
5. MARQUARDUS
Majores tribus Summa Aedis Collegium.



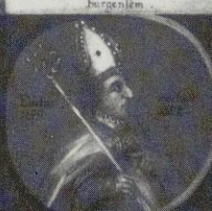
10. OCHWINUS
Romæ Epiphany corpus Hildesheim attulit



15. DIETMARUS
Diversis Bonis locupletavit Ecclesiam.



20. BERTHOLDUS
AScherum Canoniam: Regiam: Nauchum
Marquardus construxit: multa edificavit.



25. BERNO
Donavit regiam: Episcopatu: Nauchum
fuit.



30. HENRICUS
Facultates Ecclesie Decimis alijs Bonis
auxilium.

Ex Donatione Rm et
Stephani L. B. de Weng
Ecclesie quondam Prae
in

Der lange Weg durch die Jahrhunderte



Ein breites Gemälde im
Bischöflichen Generalvikariat
zu Hildesheim zeigt die

stilisierten Porträts vom ersten Bischof Gunthar bis zum 59. Bischof Franz Egon.

Irgendwie fühlt man sich an die Papstbildnisse in Sankt Paul vor den Mauern zu Rom

erinnert. Vielleicht hat sich der Maler auf einer Romfahrt inspirieren lassen.

Die ersten 400 Jahre Bistumsge-
schichte von Karl dem Großen bis zu
Barbarossas Enkel Friedrich II. sind im
Grunde genommen Reichsgeschichte.
Karl und sein Sohn Ludwig umgaben
das eroberte Sachsenland mit einem
Kranz von neun Bistümern. Dazu ge-
hörte auch Hildesheim. Die Bischöfe
standen in fürstlichem Rang und hatten
als königliche, wenn auch kirchliche
Verwaltungsbeamte Sitz und Stimme in
der Reichsversammlung. Die weltliche
(gräfliche und herzogliche) Macht war
erblich, die geistliche nicht. Nach dem
Tod eines Bischofs konnte der König
über die Nachfolge frei verfügen. Darin
liegt die spätere Entwicklung zur Institu-
tion der Reichsbischöfe begründet. Die
Unabhängigkeit von Familieninteressen
und Hausmachtsorgen ließ die Bischöfe
als besonders geeignete Ratgeber der
Könige, hohe Reichsbeamte und Diplo-
maten erscheinen. Die Stellung, die
Bischof Altfrid von Hildesheim am Hof
Ludwigs des Deutschen einnahm, war
die eines Ministers.

Die Zeit der Reichsbischöfe

Unter den sächsischen Königen und
Kaisern von Heinrich I. bis Heinrich II.
(919 – 1024) wurden Amt und Rang der
Bischöfe noch stärker als unter den
Karolingern betont. Die Ottonen er-
blickten in den Bischöfen, die man nun
schon bald als Reichsbischöfe bezeich-
nen konnte, die zuverlässigsten Stützen
ihrer Politik. Die Territorien der Bischöfe
waren allmählich klar umschrieben.
Hildesheims Bischöfe waren in ottoni-
scher, salischer und staufischer Zeit
(919 – 1235) immer wieder höchste
Würdenträger des Reiches, so Othwin
als Kanzler Ottos des Großen, Bernward
als Prinzenerzieher am Hof der Kaiserin-
nen Adelheid und Theophanu, später als
engster Vertrauter Ottos III. Hezilo war
Kanzler Heinrichs III., Udo Kanzler
Heinrichs V. Der Hildesheimer Dom-
propst Rainald von Dassel wirkte als
Kanzler Barbarossas, Bischof Konrad I.
als Kanzler Kaiser Heinrichs VI. Der dem

Gedankenkreis des Klosters Cluny nahe-
stehende Bischof Godehard hat diese
enge Verflechtung von Kirche und Politik
wohl schon mit einiger Sorge gesehen.
Er ließ sich nur schweren Herzens von
einem Kaiser zum Bischof ernennen,
wenn es auch ein so heiliger Mann wie
Heinrich II. war.

Zwei Hochschulen für Bischöfe

Das Bistum Hildesheim hatte in otto-
nischer Zeit seine bedeutendste Rolle
gespielt. Von 919 bis 1002 gingen aus
der Domschule und dem Domkapitel
22 Reichsbischöfe, darunter zehn Erz-
bischöfe, hervor. Von Hildesheim aus
wurde diese damals wichtigste Reichs-
institution maßgeblich geformt. Man
kann mit Recht von einer Hochschule
der Bischöfe sprechen. Es gab im Bistum
noch eine zweite Bildungsstätte dieser
Art, wenn auch dort der politische Sinn
stärker zu spüren war als der kirchliche.
Zur Zeit der Salier gingen aus der König-
lichen Kapelle zu Goslar in den acht
Jahren von 1051 bis 1058 insgesamt
20 Bischöfe hervor, alle natürlich vom
König und Kaiser ernannt. Kein Wunder,
daß die Königliche Kapelle von da an
seminarium Germaniae – übersetzt:
Deutschlands Bischofsseminar hieß.
Auch Hildesheims Bischöfe Azelin und
Hezilo waren vorher Reichspröpste in
Goslar gewesen. Man versteht, daß der
latente Kampf zwischen Papst und Kaiser
nun dem offenen Ausbruch zutrieb. Der
Kaiser brauchte aus Gründen der nun
einmal so gewachsenen Reichsorgani-
sation Bischöfe seines Vertrauens. Der
Papst konnte auf Männer seines Ver-
trauens in der Seelsorge nicht verzich-
ten. Die schwere Krise ging eigentlich
erst mit der Bildung der geistlichen Für-
stentümer zu Ende. Für Hildesheim war
der 15. August 1235 Stichtag. Bischof
Konrad II., der eine bedeutende Rolle
bei der Kanonisation der hl. Elisabeth
von Thüringen spielte, erreichte es auf
dem Reichstag zu Mainz, daß das Hoch-
stift Hildesheim ein unabhängiges Für-
stentum im Verband des Deutschen

Verzeichnis aller B i s c h ö f e / welche das Hochstift Hildesheim seit der von C A R O L O M. gegründeten Stiftung beherrscht haben.

		J a h r e	
		der Regier.	des Abtrens
1	Guntharius, zuvor Can. zu Rheims, Elze Hildesheim	27 13	835 5 Jul.
2	Frenbertus regierte nur 7 Monate.		836 12 Feb.
3	Ebbo, zuvor Erzbischof zu Rheims	8	851 20 Mar.
4	Alfridus, Graf von Ménede oder Essen	26	877 15 Aug.
5	Marquardus -	3	880 2 Febr.
6	Wigbertus -	13	903 1 Nov.
7	Walbertus -	16	919 3 Nov.
8	Sehardus -	9	928 30 Sep.
9	Diethardus -	26	954 13 Sep.
10	Othwinus oder Oth- winus, zuvor Abt im Kloster Bergen	30	984 1 Sep.
11	Ostlagus, von Algers missen	4	988 8 Nov.

12

Reiches wurde. Zuvor war im Verlauf
des 12. Jahrhunderts nochmals Glanz
auf die Domschule gefallen. Acht Reichs-
bischöfe, darunter Norbert von Magde-
burg, Rainald von Dassel und Otto von
Bamberg, waren aus ihr hervorge-
gangen.

Kein leichtes Leben auf der Domburg

Die Fürstbischöfe von Hildesheim
mußten sich in den nächsten 600 Jahren
immer wieder gegen die welfischen
Nachbarn ihrer Haut wehren. Den ersten
Versuch der Welfen, sich das Fürst-
bistum anzueignen, schlug Bischof
Gerhard an der Spitze seiner Truppen
zurück. Das war im Jahr 1367. Bevor es
zur nächsten militärischen Auseinander-
setzung kam, gelangte das Bistum durch
eines seiner Benediktinerklöster zu
hohem Ruhm. Abt Johannes Dederoth
von Clus (Kreis Gandersheim), später
Abt von Bursfelde, wurde zum Initiator
der Bursfelder Kongregation (1433), der
Reform- und Einigungsbewegung mit-
teleuropäischer Benediktinerklöster.
Beim zweiten Versuch der Welfen, das

Rainald von Dassel, vor seinem Aufstieg zum Reichskanzler und Erzbischof von Köln Dompropst zu Hildesheim, war mit Sicherheit der genialste Mann, der aus der Domschule und dem Domkapitel zu Hildesheim hervorging. Für die Gebeine der hl. Drei Könige, die Rainald von Mailand nach Köln gebracht hatte, ließ das Kölner Domkapitel von Nikolaus von Verdun, dem bedeutendsten Goldschmied jener Zeit, den Drei-Königen-Schrein anfertigen. Rainalds Bild beherrscht die eine Stirnseite des Schreins. Nur mit Mühe kann man sich der Vorstellung erwehren, daß der Goldschmied hier ein Porträt des Erzbischofs und Staatsmanns geschaffen habe. Das Gesicht wirkt durch die etwas schiefe Nase und die leicht geöffneten Lippen wie lebendig. Hochmut, Menschenverachtung, Ironie geht vom Blick aus. Bei allem Sinn für Macht war Rainald asketisch gegen sich selbst, dabei ein Mensch, der stets eine offene Hand hatte, wenn er Armut und Krankheit sah. Noch heute, nach 800 Jahren, erinnert in Hildesheim die Johannishof-Stiftung an ihn.





Bistum zu annektieren, blieb Bischof Johann IV. zwar Sieger auf dem Schlachtfeld, verlor aber den Krieg gegen die Diplomatie. In einem Diktatfrieden büßte er fast sein ganzes Territorium ein. Er dankte schließlich als ein zweiter »Johann ohne Land« ab. Es war zur Zeit der beginnenden Reformation. Und wäre Bischof Burchard von Oberg nicht auf die Idee verfallen, sich einen Bayernherzog als Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge zu holen, so wäre wohl auch das Bistum Hildesheim gleich allen andern norddeutschen Bistümern untergegangen. In der Zeit von 1573 bis 1761 regierten fünf Bayernherzöge in Hildesheim. Sie waren gleichzeitig Kurfürsten und Erzbischöfe von Köln.

Das Bistum unter der weiß-blauen Fahne

Gleich in seinem Antrittsjahr setzte Bischof Ernst eine Stiftsregierung ein,



die in seiner Abwesenheit zu regieren hatte. Er holte auch die Jesuiten ins Land und gab so dem katholischen Schulwesen nach der Reformation mit der Gründung des Gymnasium Josephinum einen bis in die Gegenwart wirkenden Antrieb. Seinem Nachfolger Ferdinand war es bestimmt, das Bistum durch den Dreißigjährigen Krieg zu führen. An dessen Ende stand gemäß kaiserlichem Erlaß die Restitution des Großen Stifts. Die benachbarten Welfenherzöge mußten das hundert Jahre vorher geraubte Hildesheimer Land zurückgeben. Ohne die Bayernherzöge auf Bernwards Stuhl wäre es wohl nie dahin gekommen. Zweimal schon war sogar der Dom dem Bistum für beschränkte Zeit verloren gegangen. Das eine Mal war er geschlossen worden, das andere Mal diente er als evangelische Hofkirche. Nun mochten die sehnlichst erwarteten bes-

Außen:

Fürstbischof Burchard von Oberg wurde nach der Reformation dadurch zum Retter des isolierten Bistums Hildesheim, daß er den ersten der fünf Bayern-Herzöge, die als Fürstbischöfe regierten, in das Land und Bistum berief.

Innen:

Fürstbischof Ferdinand, Herzog von Bayern, erreichte in zähem Ringen am Ende des 30jährigen Krieges die Wiederherstellung des Hochstifts Hildesheim. Die benachbarten Welfenfürsten mußten die hundert Jahre zuvor besetzten Städte, Dörfer, Klöster und Burgen wieder herausgeben.

seren Zeiten kommen. Bischof Ferdinand hatte zwei Männer an seiner Seite, denen das Bistum höchsten Dank schuldet: Franz Wilhelm von Wartenberg, dem bayerischen Herzogshaus verwandt, und den Benediktiner Adam Adams, der in der latinisierten Form seines Namens Adamus Adami besser bekannt ist. Beide hatten sich beim Westfälischen Frieden in Münster als harte und erfolgreiche Unterhändler erwiesen, auch für das Bistum Hildesheim. Adami wurde von Fürstbischof Maximilian Heinrich zum Weihbischof und ständigen Vertreter im Bistum ernannt. Er stellte mit starker Hand die geistliche Ordnung wieder her und gründete gemäß den Beschlüssen des Konzils von Trient das erste kleine Priesterseminar.

Unter der Regierung des Bischofs Joseph Clemens kam es zum vorletzten, nochmals mißglückten Versuch der



Links innen:
Fürstbischof Maximilian Heinrich, Herzog von Bayern, förderte die Ansiedlung von Dominikanern in Gronau, Kapuzinern in Hildesheim und Peine, Annuntiaten in Hildesheim. Während seiner Regierungszeit begann der Bau des herrlichen Benediktiner-Münsters in Lamspringe.

Links:
Fürstbischof Clemens August, Herzog von Bayern, schenkte dem Bistum eine Reihe von Schloß- und Kirchenbauten. Durch Feuer vernichtet wurden die barocke Ausstattung des Hildesheimer Doms, der Rittersaal am Dom, die Kirche in Bockenheim, das Schloß Ruthe. Erhalten blieben u. a. die Kirchen in Dinklar, Wohldenberg und Großdungen, die spätbarocke Ausstattung der Sankt-Mauritius-Kirche in Hildesheim und das ehemalige Fürstbischöfliche Palais, das heutige Generalvikariat, ferner Kirche und Schloß in Liebenburg.

Welfen, das Bistum zu säkularisieren. Und eigentlich gab es von da an keine Ruhe mehr bis zum Jahr 1803, als die Säkularisierung mit Napoleons Hilfe endlich beschlossene Sache wurde. Die politische Düsternis der damaligen Zeit wurde durch ein geistliches Ereignis erhellt. Die Windesheimer Kongregation, die schon seit dem Ende des 14. Jahrhunderts bestand und die Chorherrenstifte der Augustiner umfaßte, wählte den Grauhöfer Propst Bernard Goeken, den Begründer der herrlichen Barockkirche, zum Generalprior des Ordens (1715). Seinem Nachfolger, dem Propst Constantin Belling, widerfuhr 1726 die gleiche Ehre.

Der letzte Bayernherzog Clemens August war auch in seinem Hildesheimer Bistum ein baufreudiger Herr, es war aber keine glückliche Zeit, in der er regierte. Die schlimmsten Heimsuchun-

gen erlitt das Bistum im Siebenjährigen Krieg. Da es am Krieg überhaupt nicht beteiligt war, wurde es von Franzosen, Kurhannoveranern, Braunschweigern und Preußen als bestgeeignetes Winterquartier betrachtet. Ungeheuerliche Kontributionen wurden dem kleinen Land auferlegt. Die jungen Männer wurden immer wieder zum Militärdienst in den feindlichen Heeren gepreßt. Alle Scheunen und Vorratskammern wurden nach jeder Ernte geleert. Pferde und Wagen wurden dauernd requiriert. Allein im Jahre 1762 überwinterten 24 preußische Infanteriebataillone nebst 24 Schwadronen im Bistum. Sie hinterließen ein völlig verarmtes Volk und ein gewaltig verschuldetes Land. Der Kurfürst Clemens August war zwei Jahre vorher gestorben. Er erlebte die Bilanz des Elends nicht mehr.

Das bittere Ende des Fürstentums

Vier Erzbistümer, 22 Bistümer, darunter auch Hildesheim, mehr als 200 Klöster und dazu 18 Universitäten standen für die katholische Kirche in Deutschland auf der Verlustliste, als die Säkularisation durchgeführt war. Den Bischöfen und Domkapiteln wurde auch der Besitz geraubt, der ausschließlich dem baulichen Unterhalt der Kirchen und kirchlichen Gebäude diente. Obwohl der Reichstag zu Regensburg in dem berühmten Reichsdeputationshauptschluß es ausdrücklich untersagt hatte, wurde dem Hildesheimer Bischof auch der Besitz weggenommen, der nur der Sorge für Arme, Alte und Kranke reserviert war. Damit war der Bischof zunächst auch an karitativer Tätigkeit gehindert. Mit den Klöstern hatte er eine große Zahl von Seelsorgepriestern verloren, dazu die Bildungsstätten für den

Franz Egon Freiherr von Fürstenberg, der letzte Fürstbischof. Er mußte die Säkularisation über sich ergehen lassen und starb hochbetagt, bevor er mit der Organisation der Seelsorge im nunmehr großen Diaspora-Bistum beginnen konnte.

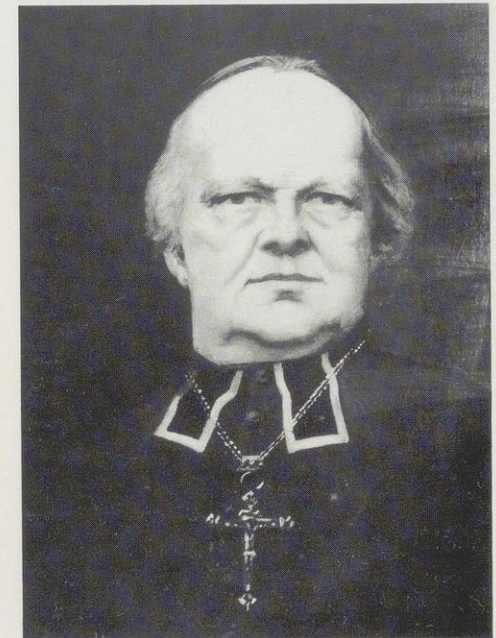
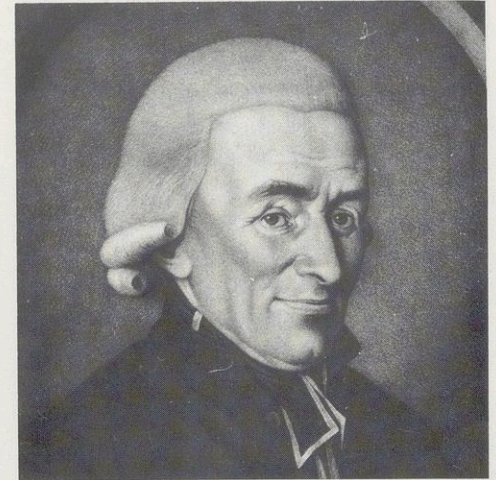
Nachwuchs und den Nachwuchs überhaupt. Bibliotheken mit kostbaren Handschriften und Drucken wurden verschleppt oder verschleudert. Kirchliche Kunst wurde in alle Winde zerstreut. Die Armut war unbeschreiblich. Als der letzte Abt des Sankt-Michaelis-Klosters zu Hildesheim, Wilhelm Röhren, einige Zeit nach der Aufhebung des Klosters die Sankt-Michaelis-Kirche, die zum Verkauf stand, erwerben wollte und das notwendige Geld schon bereitgestellt hatte, weigerte sich Fürstbischof Franz Egon mit aller Entschiedenheit, dieses Geschenk anzunehmen. Er wußte, was er tat. Er hatte ja schon keinen Pfennig mehr übrig für die dem Bistum noch verbliebenen Kirchen. Wie sollte er da den Mut zur Übernahme neuer Lasten haben?

Im Jahr 1813 fiel das Bistum Hildesheim an das Königreich Hannover. Zehn Jahre vorher hatte Hannover schon das Bistum Osnabrück in Besitz genommen. Nunmehr befanden sich im Königreich katholische Minderheiten links und rechts der Weser, die staats- und kirchenrechtliche Sorgen bereiteten. Die Ansprüche der hannoverschen Könige machten ein zunächst beabsichtigtes Konkordat unmöglich. Damit blieb nur die 1824 erfolgte Circumskription, zu deutsch, die Wiedererrichtung der zwei uralten Bistümer Hildesheim und Osnabrück und die Beschreibung ihrer Grenzen. Nach dem Staatsvertrag zwischen Rom und Hannover mußte Hildesheim nur fünf Jahre warten, bis ein neues Domkapitel den Nachfolger des 1825 verstorbenen letzten Fürstbischofs wählen konnte. In Osnabrück dagegen betrug die Wartezeit 34 Jahre. Bis dahin verwalteten die Hildesheimer Bischöfe auch das Bistum Osnabrück als Apostolische Administratoren.

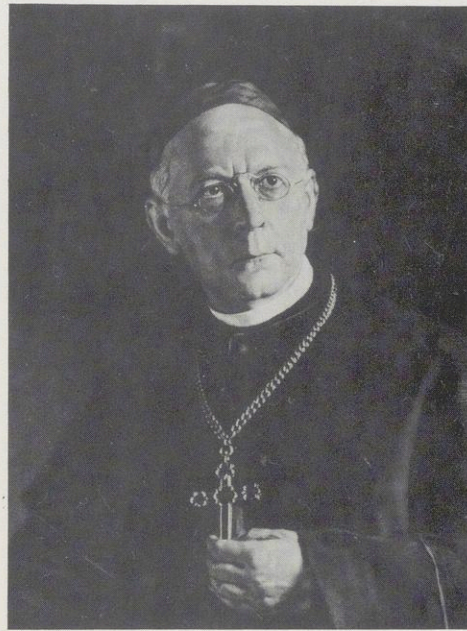
Der Beginn der norddeutschen Diaspora-Seelsorge

Mit dem Jahr 1824 hatte sich die Möglichkeit einer geordneten und grundsätzlich unbehinderten Diaspora-

Seelsorge eröffnet. Aber erst der vierte Nachfolger Franz Egons, Bischof Eduard Jakob Wedekin, brachte die unerläßliche, durch nichts mehr zu unterdrückende Initiative mit, ohne die eine Erneuerung des Bistums nicht denkbar war. Eduard Jakob holte nämlich außer den Franziskanern und Augustinern vor allem die Barmherzigen Schwestern in das Bistum. Schon wenige Jahre nach der Ankunft der ersten Paderborner Schwestern wurde in Hildesheim eine eigene Kongregation gegründet. Das St.-Bernwards-Krankenhaus in Hildesheim blieb nicht die einzige Krankenanstalt. In Braunschweig, Bremerhaven, Celle, Duderstadt, Hannover, Hamburg und Salzgitter gibt es heute katholische Krankenhäuser. Eduard Jakob veranlaßte die Ursulinen in Duderstadt, höhere Mädchenschulen in Hildesheim und Hannover zu übernehmen oder einzurichten. Das Knabenkonvikt und die Rettungsanstalt für Kinder in Hildesheim erblickten gleich der ersten Kommunikantenanstalt in Celle ihren Gründer in diesem Bischof. Eine stattliche Reihe von Seelsorgestellen und Gemeinden verdanken Eduard Jakob ihre Entstehung. Wo es nottat und möglich war, wurden auch Kirchen gebaut. Kurz vor dem Ausbruch des preußischen Kulturkampfes starb Eduard Jakob. Seinem Nachfolger Wilhelm Sommerwerck wurden alle diese neu geschaffenen Werke wieder entrissen. So mußte er nach 1883, als die Kirche wieder atmen und wirken durfte, die Erneuerungsarbeit seines großen Vorgängers noch einmal vollbringen. Mit erstaunlicher Energie setzte er auch die Bautätigkeit seines Vorgängers fort. In Adolf Bertram bekam das Bistum seinen Historiker. Unter den mehr als 400 Titeln seiner teils theologischen, teils kunstgeschichtlichen Schriften ragen die Standardwerke »Geschichte des Bistums Hildesheim« und »Die Bischöfe von Hildesheim« hervor. Bertram leitete das Bistum nur acht Jahre. 1914 wurde er auf den Breslauer Bischofsstuhl berufen, 1919



Eduard Jakob Wedekin, Franz Egons vierter Nachfolger, wurde zum Erneuerer der Seelsorge in der norddeutschen Diaspora, holte Männer- und Frauenorden und vor allem die Barmherzigen Schwestern ins Land, betrieb eine konsequente Schulpolitik, verteidigte die Rechte der Kirche gegen die Krone in Hannover und zwang diese zur Vertragstreue. Unter ihm begann erstmals seit 300 Jahren wieder katholischer Kirchenbau in großem Stil.



Links:

Bischof Wilhelm Sommerwerck mußte Eduard Jakobs Erneuerungs-Werk noch einmal wiederholen, da der Kulturkampf alle katholischen Kräfte lahmgelegt und nahezu sämtliche Institutionen aufgehoben hatte, nicht ohne die Mitglieder aller Ordensgenossenschaften zu vertreiben.

Rechts:

Adolf Kardinal Bertram, 1906 Bischof von Hildesheim, 1914 Fürstbischof von Breslau, 1919 Kardinal, 1930 Erzbischof von Breslau, leitete an der Spitze der deutschen Bischöfe von 1933 bis 1945 den Kampf um die Kirche und Religionsfreiheit. Starb 1945 nach dem Einmarsch der Russen.

zum Kardinal, 1929 zum Erzbischof der neuen Kirchenprovinz Breslau ernannt.

Adolf Bertrams Nachfolger Joseph Ernst regierte das Bistum in schwerster Zeit. Die Hochinflation gestattete keine Planung mehr. Dennoch vermochte der Bischof zwei in die Zukunft hineinreichende Werke zu vollbringen: die Gründung des Caritasverbandes in der Diözese und die des Godehard-Werkes zur Weckung der Priesterberufe und Unterstützung der Theologiestudierenden. Mit Nicolaus Bares, dem ersten Bischof nach dem Preußen-Konkordat von 1929, war das Bistum nicht mehr wie seit 1824 direkt dem Hl. Stuhl unterstellt, es war Suffragan des neuen Erzbistums Paderborn geworden. Nicolaus Bares war in der Fuldaer Bischofskonferenz für Pressefragen zuständig. Er erkannte frühzeitig den drohenden Untergang der katholischen Tagespresse und gründete, solange es noch Zeit war, das Katholische Kirchenblatt für das Bistum Hildesheim.

Wenige Wochen nach dem Tag des nationalsozialistischen Massenmords vom 30. Juni 1934 wurde Joseph Godehard Machens Bischof von Hildesheim. Von den 23 Jahren seiner Amtszeit ent-

fielen 11, also etwa die Hälfte, auf den Kirchenkampf mit dem Nationalsozialismus. Im Bombenkrieg fand der Domschatz in Domdechant Clemens Stolte seinen Retter. Allen Widerständen zum Trotz ließ Stolte den Schatz teils vergraben, teils in vielen Orten Nord- und Westdeutschlands verbergen. Nach 1945 wurden alle Stücke wieder eingesammelt oder ans Licht gehoben. Auch in der zweiten Hälfte seiner Amtszeit blieben dem Bischof Kämpfe nicht erspart, so in der niedersächsischen Schulpolitik und im Rechtsstreit um die Baupflicht für Dom und Domkurien. An sich hätten diese Aufgaben, verbunden mit dem Wiederaufbau zerstörter Kirchen und der Diaspora-Seelsorge, genügt, um das Leben eines Bischofs auszufüllen.

Als die Vertriebenen kamen

In den ersten Nachkriegsjahren fand die große Vertreibung der Ostdeutschen statt. Flüchtlinge in Millionenhöhe traten ebenfalls den Weg nach Westen an. Dem Bistum Hildesheim wurde dabei eine bis dahin unerhörte Diaspora-Situation zuteil. Hunderttausende von katholischen

Christen wurden im Land angesiedelt, ohne daß Kirchen oder auch nur Gemeinden an den neuen Wohnorten vorhanden gewesen wären. Die evangelischen Landeskirchen, die zusammen mit den katholischen Bistümern eine gemeinsame Leidenszeit hinter sich hatten, leisteten einen brüderlichen Beistand, ohne den auf Jahre, manchmal auf Jahrzehnte hinaus eine geordnete Seelsorge nicht möglich gewesen wäre. Sie öffneten den Vertriebenen ihre Kirchen und trugen so zur Bildung katholischer Gemeinden bei. Erst einige Zeit nach der Währungsreform des Jahres 1948 konnten Pläne zum Kirchenbau aufgestellt und durchgeführt werden. Es liegt in der Natur der Dinge, daß Bistumsgeschichte nach dem zweiten Weltkrieg vornehmlich Baugeschichte ist. In der Bauleistung mit 49 Kirchen vermochte Erzbischof Machens seine Vorgänger Eduard Jakob Wedekin und Wilhelm Sommerwerck noch zu erreichen. Sein Nachfolger Heinrich Maria Janssen mußte den Ruhm auf sich nehmen, mit bisher 232 neuen Gotteshäusern der größte Bauherr in der Geschichte des Bistums zu werden.

In der Sorge um den Norden Europas

Am Ende des Dreißigjährigen Krieges waren mit Ausnahme der beiden Bistümer Hildesheim und Osnabrück alle katholischen Diözesen nördlich der Linie Mainz-Prag untergegangen, davon 15 allein in Norddeutschland. Das norddeutsche Gebiet ohne katholische Seelsorge reichte von der Oder beinahe bis an die Ems. Es grenzte sogar an Schweden, da die ehemaligen Bistümer Bremen und Verden schwedische Provinzen geworden waren. Die ersten Versuche einer geordneten Seelsorge leitete der Kölner Nuntius Pietro Luigi Carafa ein. Er beauftragte den Kanoniker Martin Stricker vom Stift zum Hl. Kreuz in Hildesheim mit der Apostolischen Mission in den früheren Bistümern Bremen, Halberstadt, Lübeck und Magdeburg. Von da an traten immer wieder Kanoniker des Kreuz-Stifts, aber auch Bischöfe und Weihbischöfe von Hildesheim als Leiter der Seelsorge in die Erscheinung. Zwei Träger bekannter Namen werden tätig: Franz Wilhelm (Kardinal) von Wartenberg und Adamus Adami. Wartenberg, ein Vetter des Kurfürsten Ferdinand von Köln, wurde nacheinander Bischof von Osnabrück, Minden und Verden – für die beiden letztgenannten Bistümer wohl kaum mehr als Titularbischof – und schließlich Apostolischer Vikar für Minden, Verden und Bremen. 1653 trat ihm der Hildesheimer Weihbischof Adamus Adami als Bevollmächtigter für Bremen, Halberstadt, Lübeck und Minden zur Seite. Man befand sich offenkundig noch im Versuchsstadium und die römische Kurie wußte nicht so recht, wie man die neuen Probleme anfassen sollte. Es war ja auch zu bedenken, daß die Bistümer in Dänemark, Schweden, Norwegen und Island ebenfalls untergegangen waren. Die Arbeit war zunächst ungemein schwierig. Mehr als Privatgottesdienst in den Residenzen katholischer Diplomaten aus süddeutschen und romanischen Ländern war nicht zu erreichen. Die katholischen Minderheiten waren kaum sichtbar. Ausreichende

Mittel zu einer durch weite Reisen sehr kostspieligen Seelsorge fehlten. Hinzu kam, daß das Gebiet von unzähligen Landesgrenzen und Zollschranken wimmelte und daß sich die reichsfreien Städte gleich den Fürstentümern und Grafschaften gegenseitig oft genug als feindliches Ausland ansahen. Nicht selten war das Feiern eines Gottesdienstes überhaupt streng verboten. Das Spenden der Sakramente war meist unter Strafe gestellt.

Das Apostolische Vikariat des Nordens

Etwas mehr System schien mit dem Übertritt des hannoverschen Herzogs Johann Friedrich zur katholischen Kirche in die norddeutsche Seelsorge zu kommen. Unter diesem Herzog begann für Hannover die Zeit der Apostolischen Vikare. Die Landeshauptstadt an der Leine wurde erstmals Bischofssitz. Der in Assisi konvertierte Monarch brachte aus Italien den Priester Valerio Maccioni mit. Zum Weihnachtsfest des Jahres 1665 hielt er in der Schloßkirche den ersten katholischen Gottesdienst seit 1533. Er ist als Begründer der katholischen Gemeinde in der Stadt Hannover anzusehen, wenn es auch noch einige Jahrzehnte dauerte, bis diese Gemeinde ihre Kirche und damit ihren Namen bekam. 1667 ernannte der Papst den Priester Maccioni zum Weihbischof und Apostolischen Vikar im Herzogtum Calenberg-Göttingen-Grubenhagen. Dazu kam später noch die Jurisdiktion für Halberstadt, Magdeburg, Bremen, Braunschweig-Lüneburg, Schwerin und sogar Dänemark. Damit war Maccioni der erste Apostolische Vikar für den Norden, für Norddeutschland oder die Nordischen Missionen. Die Bezeichnungen und die Gebietsgrenzen des neuen Vikariats unterliegen häufigem Wechsel. Kerngebiet blieb immer Hannover, wenn auch nach und nach die Kurfürstentümer Brandenburg und Sachsen, ferner Pommern, Mecklenburg, Thüringen, Holstein, das Eichsfeld und selbst

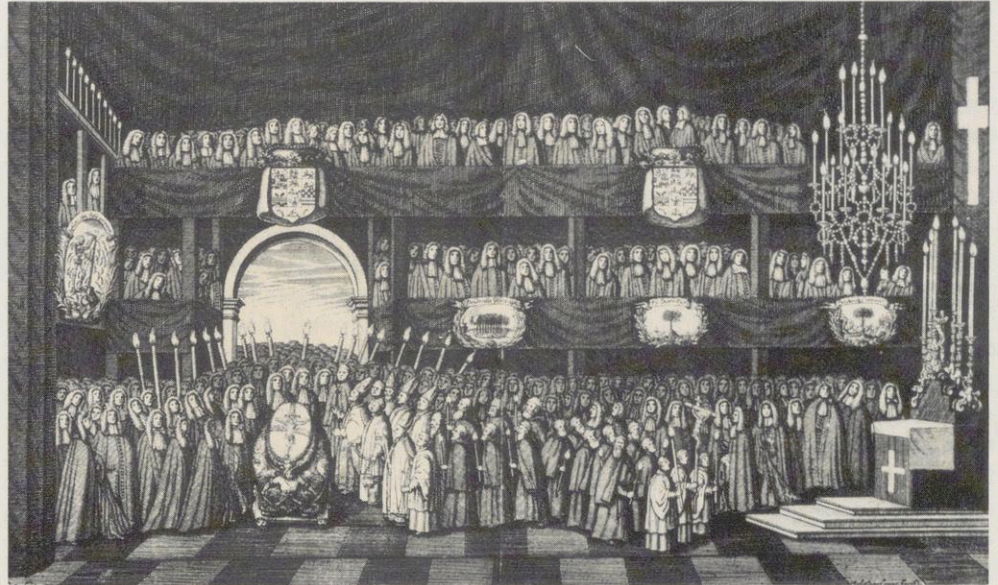


Schweden und Norwegen dem Apostolischen Vikariat eingegliedert wurden. Die Frage, wozu man überhaupt Apostolische Vikare brauchte, wenn doch die Bistümer Hildesheim, Mainz und Paderborn noch vorhanden und aktionsfähig waren, ist einfach zu beantworten. Die hannoverschen Fürstentümer wollten unter keinen Umständen durch Bischöfe aus anderen deutschen Ländern kirchliche Funktionen in ihren Landen ausüben lassen. Lieber nahmen sie einen echten, dem Papst direkt unterstellten Ausländer in Kauf, der noch dazu als Gesandter eines ausländischen Souveräns gelten konnte.

Es zeigte sich freilich schon bald nach Herzog Johann Friedrichs Tod, daß große Hoffnungen auf das Apostolische Vikariat nicht zu setzen waren. Maccionis Nachfolger in Hannover war der Däne Niels Stensen, der einem protestantischen Kopenhagener Haus entstammte. Schon als Student der Anatomie und junger Professor gelangte er zu hohem Ruhm. Später gewann er grundlegende Erkenntnisse in der Geologie und Kristallographie. Alexander von Humboldt nannte ihn den Vater der modernen Geologie. Stensen trat in Florenz zur katholischen Kirche über. Nach



der Priester- und Bischofsweihe kam er als Apostolischer Vikar nach Hannover. Drei Jahre später war es mit seiner bischöflichen Tätigkeit dort zu Ende. Im Jahre 1780 durfte er eben noch seinen Herrn und Gönner in der Schloßkirche begraben, dann mußte er Hannover verlassen. Einen Teil seiner Vikariatsaufgaben erledigte er von Münster, dann von Hamburg, schließlich von Schwerin aus. Als Helfer stand ihm Ferdinand von Fürstenberg, Fürstbischof von Paderborn und Münster, zur Seite. Er war vorher Propst des Kreuz-Stifts zu Hildesheim gewesen. In die Geschichte der norddeutschen Diaspora ist er als der Gründer der Fürstenbergschen Missionsstiftung eingegangen. 36 Missio-



nare im deutschen Norden erhielten von ihr den Lebensunterhalt. Es versteht sich leider beinahe von selbst, daß auch dieses Stiftungskapital in der napoleonischen Zeit beschlagnahmt und zweckentfremdet wurde.

Auf Stensen folgte wiederum ein ehemaliger Kanoniker des Hildesheimer Kreuz-Stifts. Jetzt war es schon so weit, daß der Vikar grundsätzlich in Hannover nicht mehr wohnen durfte. Bald war wieder ein Italiener als Apostolischer Vikar an der Reihe, Agostino Steffani, ein hochbegabter Diplomat. Ihm wurde der Auftrag zuteil, dem hannoverschen Herzogshaus die Kurfürstenwürde zu besorgen, was ihm auch gelang. Der neue Kurfürst Ernst August hatte dafür dem Kaiser versprochen, den Katholiken in Hannover und Celle den Kirchenbau zu gestatten. Steffani war übrigens nach Hannover als Hofkapellmeister und Komponist gekommen, wenn er auch schon geweihter Priester war. 1709 war er Weihbischof und Apostolischer Vikar. Ihm konnte man den Wohnsitz in Hannover nicht gut streitig machen. Nur unter unsäglichen Mühen gelang es ihm, erst den Bauplatz zu erwerben, dann das Geld für die Sankt-Clemens-Kirche in Hannover zusammenzubet-

Linke Seite oben:
Adam Adams aus Brauweiler, genannt Adamus Adami, Benediktiner und später Weihbischof in Hildesheim, gehört zu den Rettern des Bistums Hildesheim und zu den Vorläufern der Apostolischen Vikare des Nordens.

Links oben: Niels Stensen, Däne aus Kopenhagen, Anatom, Geologe, Paläontologe, schließlich Apostolischer Vikar in Hannover und dann Weihbischof in Münster, starb als armer Missionar in Schwerin. Die norddeutschen Diözesen stehen heute noch im Bann seines priesterlichen und wissenschaftlichen Wirkens und bemühen sich daher unablässig um seine Seligsprechung.

Links unten: Grabmal des Valerio de Maccioni aus San Marino, des Bischofs von Marokko und ersten Apostolischen Vikars in Hannover.

Oben: Beisetzung des katholischen Herzogs Johann Friedrich in der Schloßkirche zu Hannover. Dies war die letzte Amtshandlung des Apostolischen Vikars Niels Stensen.

teln. In Celle freilich wurde das Wort des verstorbenen Kurfürsten Ernst August nicht eingelöst. Brandenburg-Preußen gehörte zwar auch zu Steffanis Seelsorgebezirk, aber sehen lassen durfte er sich dort nicht. Sein Nachfolger, der Hildesheimer Weihbischof Johann Wilhelm von Twickel, genoß die besondere Gunst, im Jahre 1747 in Hannover firmen zu dürfen, jedoch »nur vor diesmal und ohne Konsequenz«. Schließlich gab es ja doch ein königliches Mandat, demzufolge »kein Vicarius Apostolicus noch sonstige geistliche Obrigkeit in den Landen Seiner Majestät anerkannt« werde. Ähnlich ging es einem andern, auch aus dem Hildesheimer Kreuz-Stift hervorgegangenen Vikar, dem Weihbischof Joseph Theodor von Francken-Sierstorpff. Er durfte in Preußen zwar einmal einen Abt weihen, aber die Feier der hl. Messe erschien der Regierung und ihrer Polizei zu gefährlich. Sie mußte unterbleiben.

Neuordnung in Hannover und Preußen

Letzter Apostolischer Vikar für das riesige norddeutsche und nordeuropäische Gebiet war Hildesheims letzter Fürstbischof Franz Egon. Ihm wollten die Preußen nach 1803 noch viel mehr aufhalsen. Er sollte im Auftrag des Königs Generalvikar für ganz Preußen westlich der Elbe werden, also für Magdeburg, Halberstadt, das Eichsfeld, Erfurt, Münster, Essen, Werden, Cleve, Mark und Ravensberg. Als ihm vor solchem Auftrag angst und bange wurde, waren die Preußen alsbald verschupft. Nun hieß es sofort, kein Bischof, kein Apostolischer Vikar, »besonders nicht der Bischof von Hildesheim« solle in preußischen Landen tätig werden dürfen.

Ein wirklicher Aufbau der Diaspora-Seelsorge war erst möglich, als durch die päpstlichen Grenzbeschreibungsbullen *De Salute Animarum* von 1821 und *Impensa Romanorum Pontificum*

Sollicitudo von 1824 die preußischen und hannoverschen Bistümer, die in der napoleonischen Zeit fast zermahlen worden waren, wiederhergestellt und neu abgegrenzt wurden. Das niedersächsische Gebiet wurde vom Apostolischen Vikariat des Nordens abgetrennt und fast ganz der Diözese Hildesheim eingegliedert. Das obersächsische Gebiet, vornehmlich ein großer Teil von Brandenburg-Preußen, fiel an Paderborn, nicht an das benachbarte und sogar angrenzende Hildesheim. Das Bistum Hildesheim, 1802 von Preußen, 1806 von Franzosen besetzt, war 1813 den Preußen nicht zurückgegeben worden, sondern an Hannover gefallen und damit für die Preußen wieder einmal »Ausland« geworden. So kam es, daß das Bistum Paderborn östlich und westlich von Hildesheim lag und liegt, falls diese Behauptung noch staats- und kirchenrechtlich zulässig ist, soweit es sich um die östliche Lage handelt.



Agostino Steffani kam als Hofkapellmeister nach Hannover und wurde später Titularbischof von Spiga und Apostolischer Vikar des Nordens. Ihm verdankt Hannover die erste katholische Kirche nach der Reformation.



Nächtlicher Gottesdienst vor der beleuchteten Sankt-Clemens-Kirche in Hannover mit der Barock-Kuppel, die sie erst in unseren Tagen erhielt.



Friedrich Wilhelm von Westphalen war nicht nur der vorletzte Fürstbischof von Hildesheim und Paderborn, er war auch der vorletzte Apostolische Vikar aus dem Bistum Hildesheim.

Deutsche Katholikentage in Hannover

Im 19. Jahrhundert erwachte in einem vorher nicht gekannten Ausmaß das Selbstbewußtsein der deutschen Katholiken. Das war ein Prozeß, der mit der Säkularisation um die Jahrhundertwende begann. Die Feudalherrschaft in den Bistümern war jäh zu Ende gegangen. Die Kirche war in ihrem gesellschaftlichen Leben wie gelähmt. Als sich das Bürgertum in den Ereignissen des Jahres 1848 einen neuen Standort im öffentlichen Leben erkämpfte, erwachten auch die deutschen Katholiken. Das Jahr 1848 wurde ihr Schicksalsjahr. Und in diesem für die deutsche Geschichte so bedeutsamen Jahr fand in Würzburg der erste deutsche Katholikentag statt, dem dann – zunächst alljährlich, von Unterbrechungen während des ersten Weltkrieges und der nationalsozialistischen Unterdrückung abgesehen – weitere folgten. Die Erfahrungen des Kulturkampfes führten in den achtziger Jahren dazu, daß die Generalversammlungen der deutschen Katholiken immer mehr den Charakter einer kirchlichen Glaubenskundgebung annahmen.

Hannover 1924

In die Reihe dieser Katholikentage, die vornehmlich in süd- und westdeutschen Großstädten stattfanden, gehört auch der 63., der vom 31. August bis zum 2. September 1924 in der damaligen preußischen Provinzhauptstadt Hannover abgehalten wurde, erstmalig also im Herzen der großen norddeutschen Diaspora. Man wickelte damals nach Hannover aus, nachdem die bereits für das Vorjahr nach Köln geplante Einberufung am Widerstand der alliierten Besatzungsbehörden gescheitert war. Auch der Katholikentag in Hannover war durchaus noch als demonstrative Heerschau der deutschen Katholiken gedacht. »Höret die Kirche!« war das Motto. Der ausdrückliche Hinweis auf Hannover als Stadt des Zentrumsführers und Bismarckgegners im Kulturkampf Dr. Ludwig Windthorst gab die Richtung an.

Der Höhepunkt aller Ereignisse war gleich an den Anfang gesetzt. Am Eröffnungssonntag fanden in den frühen Morgenstunden Umzüge durch die Stadt von fünf oft weit voneinander entfernten Sammelstellen aus, getragen von den Organisationen, dem Verband der katholischen Gesellenvereine, den katholischen Studentenverbänden, von den Arbeitervereinen, von den anderen Standesgruppen der Männer und auch der Jugend, statt. Ziel war der Schützenplatz in den Ohewiesen. Dort zelebrierte der damalige Nuntius Eugenio Pacelli im Beisein vieler Bischöfe und anderer Würdenträger, weithin sichtbar auf der Höhe eines Musikpavillons, ein Pontifikamt. Vereinsfahnen, Geistliche im Rochett, Männer in Gehrock und Zylinder, Studenten in Wicks bestimmten das Bild. Die Teilnehmer kamen mit Sonderzügen oft von weither, vor allem aus dem Westen und aus dem Emsland.

An den übrigen Tagen gab es dann außer einer Missionsveranstaltung und

einem Elternabend der katholischen Schulorganisation – beide Zusammenkünfte im Kuppelsaal der Stadthalle – kaum noch Ereignisse von allgemeinem Interesse. Das gesamte Programm des Katholikentages war bestimmt von Konferenzen und Festversammlungen der katholischen Vereine und der kirchlichen Organisationen.

Wir Heutigen vermissen vieles im Programm des Katholikentages von damals. Es gab keine Glaubensgespräche, keine Schriftkreise und schon gar keine ökumenischen Begegnungen, für die die Zeit noch nicht reif war. Aber es gab am Montag, dem 1. September einen Geistlichen Liederabend der katholischen Jugend in der St.-Elisabeth-Kirche, der dann am Tag darauf in der Lindener St.-Benno-Kirche wiederholt wurde. Zu damals gerade herausgegebenen Übersetzungen liturgischer Texte von Romano Guardini erklangen neue Lieder. Das Lied »Ein Haus voll Glorie schauet« gehörte dazu. Solche



Dieses Foto aus dem Archiv gibt die Größenordnung und die Atmosphäre des Katholikentages 1922 deutlich wieder. Nuntius Pacelli, der spätere

Papst Pius XII., zieht zum Pontifikamt ein. Man kann kaum glauben, daß nur 40 Jahre zwischen den beiden Katholikentagen in Hannover liegen.

Die Welt und ihre Lebensformen haben sich bis in die Kirche völlig geändert.

Lieder waren noch in keinem kirchlichen Gesangbuch zu finden. Diese Texte und Lieder, die heute zum Teil schon wieder abgelehnt werden, waren damals äußere Zeichen für eine innerkirchliche Entwicklung, die letztlich mit zum Anlaß des zweiten Vatikanischen Konzils wurde.

Nuntius Eugenio Pacelli, der spätere Kardinalstaatssekretär und Papst Pius XII. benutzte seine Anwesenheit in Hannover, um auch dem Hildesheimer Dom und der Klosterkirche in Lamspringe einen Besuch abzustatten. Nach Lamspringe ging er, um das Reliquiengrab des damals selig gesprochenen irischen Märtyrerbischofs Oliver Plunkett zu verehren.

Katholikentag 1962

Der Gedanke, den 79. Deutschen Katholikentag in Hannover stattfinden zu lassen, ging vom Zentralkomitee der Deutschen Katholiken aus. Man wollte nach dem Eucharistischen Weltkongreß in München 1961 nun bewußt in den Norden gehen. Dort sollten möglichst nah an der langen Zonengrenze – die Mauer war noch nicht errichtet – die getrennten Brüder und Schwestern aus Mitteldeutschland angesprochen werden. Dort wollte man die neue Diasporasituation einer Großstadt den Katholiken Deutschlands veranschaulichen. Überdies ließen es die Erfahrungen der letzten Katholikentage geraten erscheinen, Veranstaltungen solchen Ausmaßes in Großstädte zu legen, die über entsprechende Möglichkeiten zur Aufnahme verfügen. Dazu bot sich Hannover an. Die Messestadt mit über fünfhunderttausend Einwohnern, mit großen Versammlungsräumen, Hallen und Sälen, mit einem modern ausgebauten Straßen- und Verkehrsnetz, wie es kaum eine andere Stadt in der Bundesrepublik besitzt, vor allem aber mit einer Großzahl privater Quartiere, machte die Durchführung eines Katholikentages in organisatorischer Beziehung verhältnismäßig leicht.

Demgegenüber lagen in der Diasporasituation von Hannover selbstverständlich Schwierigkeiten, die die Veranstaltung als Ganzes und in ihren Teilen belasteten. Es fehlte nicht nur die typische katholische Atmosphäre, es mangelte nicht nur an großen Kirchen und katholischen Stützpunkten in Häusern und Einrichtungen, sondern es stellte sich auch von Anfang an die Frage, ob Männer und Frauen in genügender Zahl zur Mitarbeit gefunden werden könnten. Ferner mußte es wesentlich darauf ankommen, die Landesregierung, die Stadtverwaltung und nicht zuletzt die evangelische Kirche für den Katholikentag zu interessieren, um auch von ihnen Hilfe zu erhalten.

Es gehörte zu den erfreulichsten Erscheinungen des Katholikentages in Hannover, daß sich die Kraft der Diasporakatholiken in hervorragender Weise bewährte. Rund dreihundert Männer und Frauen waren bereit, die Arbeit der Vorbereitung und Durchführung des Katholikentages zu übernehmen. Sie taten es mit großem Eifer und in selbstlosem Einsatz. Dabei wurden sie von der staatlichen und städtischen Verwaltung wie auch von den evangelischen Christen tatkräftig unterstützt. Je näher der Katholikentag heranrückte, um so mehr war diese Hilfsbereitschaft zu erkennen. Bereits 1924 hatte in Hannover ein Katholikentag stattgefunden. Aber so segensreich sich dieser für die Diasporakatholiken Norddeutschlands ausgewirkt hatte, so wenig konnte man hinsichtlich der inneren und äußeren Gestaltung des 79. Deutschen Katholikentages auf den damaligen zurückgreifen. Mit der sich wandelnden Gesellschaft hat sich die Diasporasituation Norddeutschlands völlig verändert. Der Zuzug der Heimatvertriebenen hatte nicht nur eine Vergrößerung der Seelenzahl des Bistums herbeigeführt, auch die Neugründung katholischer Gemeinden in dem weiten Raum Norddeutschlands hatte sich für die Stärkung des kirchlichen Lebens außerordentlich be-

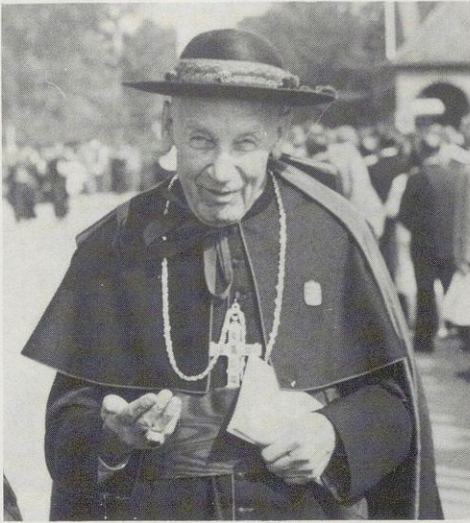
Oben: Eine markante Gestalt auf dem Katholikentag war Augustinus Kardinal Bea. Er setzte ökumenische Akzente und hielt zu Ehren von Niels Stensen ein vielbeachtetes Referat.

Oben rechts: Die Bundesregierung unter Führung des Bundeskanzlers Dr. Konrad Adenauer besuchte den Katholikentag und wie nur er verstand es »der Alte«, die Massen anzusprechen. Rechts neben dem Bundeskanzler zeigt unser Bild den Präsidenten des Katholikentages, Minister Paul Lücke. Links im Bild der Präsident des Lokalkomitees, Dr. Skiba, Hannover.

Mitte: Teilnehmer am Katholikentag sind die Erzbischöfe und Bischöfe der deutschen Diözesen. In Hannover wurde der Erzbischof von München-Freising Julius Kardinal Döpfner lebhaft begrüßt.

Unten: Der Katholikentag am Vorabend des 2. Vatikanischen Konzils versuchte vorsichtige Schritte auf Ökumene hin zu tun. Der Bischof der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, Dr. Hanns Lilje, ein führender Ökumeniker, nahm offiziell am Katholikentag teil und gab zu Ehren von Kardinal Bea einen ökumenischen Empfang.

Rechts unten: Überall gab es andächtige und mitdenkende Zuhörer.



Eine der größten Veranstaltungen des Katholikentages war der Jugendgottesdienst.



merkbar gemacht. Der Bischof von Hildesheim, der in vielfacher Weise die Seele der Vorbereitungsarbeiten war, betonte bei jeder sich bietenden Gelegenheit, daß es nicht die Aufgabe des Katholikentages sei, ein katholisches Hannover »vorzutauschen«. Die Wirklichkeit der Diasporasituation sollte sichtbar gemacht werden. Die Opferkraft der Diasporakatholiken sollte sich in großer Gemeinschaft bewähren. Die Katholiken, die von auswärts als Gäste nach Hannover und ins Bistum Hildesheim kämen, sollten die Kraft der Diaspora, aber auch die Schwierigkeiten, die sich in Norddeutschland aus der Diasporasituation für das kirchliche Leben ergäben, kennenlernen.

Auf keiner Veranstaltung waren so viele Menschen in der Innenstadt von Hannover versammelt, wie auf diesem Katholikentag.

Das Programm des Katholikentages war vom Leitwort »Glauben, Danken, Dienen« her entwickelt und stellte sich

nüchtern und realistisch den Gegebenheiten von heute. Der religiöse Charakter, der sich in zahlreichen kultischen Feiern einprägsam offenbarte, machte den Katholikentag selbst zu einer Glaubensfeier vor Gott. Hier lagen die tiefsten Quellen gläubiger Haltung offen. Das geistliche Fundament des Katholikentages hat alle übrigen Veranstaltungen getragen.

Zum ersten Mal war auf einem Katholikentag das deutsche Staatsoberhaupt anwesend und sprach zu den katholischen Christen. Auch der Bundeskanzler war anwesend und redete auf der Schlußkundgebung. In großer Anzahl war der inländische und ausländische Episkopat vertreten. Es wurden Gottesdienste in verschiedenen Riten gefeiert. Im Rahmen der Bemühungen, Kontakte zwischen katholischen und evangelischen Christen mit Blick auf das kommende Konzil zu schaffen, muß auch ein Empfang gesehen werden, den der Landesbischof Hannovers, Dr. Hanns

Lilje, gab. Das ökumenische Anliegen auf dem Katholikentag war nicht Gegenstand einer Sonderveranstaltung. Der Katholikentag trug in seiner Gesamtheit aber ökumenischen Charakter. Das war ein guter Schritt nach vorn. Er fand die Zustimmung aller Beteiligten.

Der Katholikentag war für die katholischen Christen in der Diözese Hildesheim ein großes Ereignis, auch wenn er in unserer schnelllebigen Zeit bereits Geschichte geworden ist.



Die Deutsche Bundespost hatte Sondermarken herausgegeben.

Pastor Wilhelm Maxen und Dechant Joseph Winter waren zwei Priester in der Diözese Hildesheim, die durch ihren Dienst die Seelsorge ihrer Zeit geprägt haben und in ihrem Wirken auch über die Diözese hinaus Bedeutung erlangten.

Ehrendomherr Dr. theol. et phil. Wilhelm Maxen wurde am 30. Juli 1867 in Hildesheim als Sohn eines Tischlermeisters geboren. Am Gymnasium Josephinum war er nur ein mittelmäßiger Schüler. Das Theologiestudium am Germanikum schloß er nach der Priesterweihe mit zwei Promotionen ab. Im Dezember 1895 erhielt er als Kaplan an St. Marien in Hannover seine erste Anstellung. Trotz seines angegriffenen Gesundheitszustandes entfaltete der junge Priester von vornherein bemerkenswerte Initiativen, die zum Teil weit über seine eigentlichen Aufträge hinausgingen. So war er schon im Jahr darauf an der Gründung der katholischen Hannoverischen Volkszeitung beteiligt, wurde deren erster Redakteur und rief im Jahre 1898 in Hannover den Volksverein für das katholische Deutschland ins Leben.

Dieser Einsatz führte im August 1903 dazu, daß ihn der Bischof von der Pfarrseelsorge freistellte und ihn als Pastor und Caritassekretär mit der Betreuung caritativer und sozialer Aufgaben im gesamten Stadtbereich Hannover betraute. In diesem Dienst war es sein Anliegen, die bis dahin wenig betreuten Arbeitnehmer in der Stadt dem Einfluß des Marxismus und des damals noch sehr militanten Freidenkertums zu entreißen. Nach zwei Jahren schon wurde er aus dieser Tätigkeit, auch auf Grund vieler »Beschwerden«, die aus dem Umkreis des katholischen Bürgertums kamen, abberufen und zum Pfarrverwalter an der St.-Godehard-Gemeinde in der damaligen Arbeitervorstadt Linden bestellt.

Im Kriegsjahr 1917 wurde er Pfarrer von St. Marien. Als einer der ersten Seelsorger in Deutschland überhaupt stellte er in seiner Gemeinde hauptamtliche



Pastor Maxen, ein Mann der Zeitenwende und Wegbereiter moderner Großstadtseelsorge.

Seelsorgehelferinnen ein. Nicht minder neu war die Erstellung einer Pfarrkartei zur Schaffung neuzeitlicher Voraussetzungen für eine gezielte Seelsorge. Dinge, die uns heute selbstverständlich sind, gehen auf seine Anregung zurück. So wurde er Wegbereiter einer spezifischen Großstadtseelsorge. Die starke Resonanz, die Pastor Maxen – keine Bezeichnung liebte er mehr als diese – weit über den Umkreis seiner Gemeinde und der Stadt hinaus fand, führte dazu, daß ihn das Vertrauen nicht nur des katholischen Volksteiles, sondern auch anderer christlich-heimatverbundener Kreise zunächst als Abgeordneten in die Weimarer Nationalversammlung und auch in den Reichstag und in den Preussischen Landtag rief. Er vertrat die Deutsche Zentrumspartei, galt als konservativ in der Kulturpolitik und als fortschrittlich in der Sozialpolitik. Damit gehörte er zu den Männern, die das Erbe des Volksvereins für das Katholische Deutschland (Mönchengladbach) in die Politik des Staates von Weimar einbrachten. Dabei blieb er immer und in

erster Linie Seelsorger und übersah nicht die pastoralen Anliegen seiner Gemeinde und der Stadt seiner priesterlichen Tätigkeit. So ist es auch seiner Initiative zu verdanken, daß die Diasporastadt Hannover zum Ort des 63. Deutschen Katholikentages gewählt wurde. Im Herbst des gleichen Jahres fand auf seine Anregung hin in Hannover mit Redemptoristenpatres die erste deutsche Haus- und Kapellenmission statt.

Im zweiten Weltkrieg mußte er die Vernichtung Hannovers und seiner ihm ans Herz gewachsenen Marienkirche erleben. Schon von schwerer Krankheit gezeichnet kam er, als Bomben sein Krankenzimmer im St.-Vinzenz-Stift zerschlagen hatten, in das Hildesheimer Stiftsdorf Dingelbe. Dort ist er am 21. November 1946 gestorben. Sein Trauerzug zum Strangrieder Friedhof in Hannover zog an der Ruine seiner Marienkirche vorbei.

Joseph Winter wurde am 6. Oktober 1905 in Hildesheim geboren. Er gehörte zu denen, die schon in jungen Jahren als Schüler am Josephinum tief angerührt wurden von dem Wort Guardinis: »Die Kirche erwacht in den Seelen.« Das Wort bestimmte sein Mittun in der katholischen Jugendbewegung. Der junge Priester mußte in seinen Kaplansjahren in Hannover und Adlum manche Eingengungen seiner seelsorgerlichen Impulse erfahren, aber seine zur Aktivität drängende Natur ließ ihn nicht los. So war es für ihn eine Befreiung, als ihn sein Bischof nach kurzem Wirken als Pastor im Salzgittergebiet in das Amt des Diözesanjugendseelsorgers und Betreuers von Haus Wohldenberg berief, das als Jugendbildungsstätte noch im Aufbau begriffen war. Die Initiativen, die er in der Jugendarbeit entwickelte, und die Art, wie er seine Pläne schmiedete, durchführte und vor allem, wie er sie finanzierte, trugen ihm unter seinen Freunden schon bald den Titel eines »Managers des lieben Gottes« ein. Daß das ein Ehrentitel blieb und nicht mißverstanden werden konnte, davor

schützte ihn das Wissen aller seiner Freunde und Mitarbeiter, daß Joseph Winter die Impulse seines Wirkens aus seiner priesterlichen Berufung und Aufgabe herleitete. Er war von der Mitte seines Wesens her Seelsorger und fühlte sich vom Herrn in Dienst genommen.

Sein besonderes Anliegen nach dem Kriege war es, diejenigen zu finden, anzusprechen und zusammenzuhalten, die als junge Menschen in den Jahren der nationalsozialistischen Vergangenheit sich im geistigen Widerstand als Christen behauptet hatten. Mit ihnen gemeinsam wollte er das Leben in den wieder entstehenden Verbänden durchdringen und erneuern, ein Vorhaben, das nur zum Teil gelingen konnte. So rief er in Hildesheim als erster eine katholische Volksbildungsinstitution ins Leben, der er den Namen »Bernwardswerk« gab.

Auf dem gleichen Felde lag sein Versuch, neben der frühzeitig wiedererstandenen Kirchenzeitung mit der von ihm gegründeten und mühsam finanzierten Wochenzeitung DAS WORT den jungen Kräften im Bistum auch ein politisches Forum zu verschaffen. Es war von vornherein seine Absicht, aus der Wochenzeitung schon bald eine katholische Tageszeitung für ganz Nie-

dersachsen entstehen zu lassen, ein Vorhaben, das auf die Dauer nicht nur daran scheitern mußte, daß die bischöfliche Behörde seine Absicht mißverstand und im WORT eine Konkurrenz zum Kirchenblatt sah, sondern auch, weil die Zeit für solche regionalen Zeitungsgründungen vorbei war. Bei gering bleibender Auflagenhöhe konnte keine wirtschaftliche Tragfähigkeit gefunden werden.

Auch als Pfarrer und Dechant in Goslar ließ ihn seine oft genug von Unruhe erfüllte Regsamkeit keinen Augenblick im Stich. Immer wieder auch von der Sorge um das durch seine Versetzung aus Hildesheim bedrohte WORT und seine anderen bildungspolitischen Plnungen bewegt, gelang es ihm bald, eine früher einmal herrschaftliche, in einem Parkgelände am Stadtrand gelegene Villa zu kaufen und für die Kindergartenarbeit und die Bildungsveranstaltungen seiner Gemeinde nach und nach nutzbar zu machen. Es spricht für ihn, daß er rechtzeitig erkannte, daß er, was Ausbau und Nutzung des St.-Jakobus-Hauses anbetrifft, sein Vorhaben etliche Nummern zu groß angelegt hatte. So wurde aus einem Pfarrbildungshaus dank der Einsicht des Bischofs schließlich die erste große und heute vorbildlich ausgebaute und geleitete Goslarer

Diözesan-Akademie und Bildungsstätte der Diözese Hildesheim. Von schwerer Krankheit gezeichnet wirkte Winter während seiner letzten Lebensjahre noch als Hausgeistlicher im Müttergenesungsheim Gertrudenberg bei Bad Salzedt furth. Er starb am 12. August 1966, noch nicht 61 Jahre alt. Auf dem Magdalenenfriedhof seiner Vaterstadt wurde er zu Grabe getragen. Aber er lebt fort, auch in den Herzen jener Generation aus der Zeit des zweiten Weltkrieges und der Nachfolgezeit, deren inneres Hineinwachsen in die Kirche er viele Jahre hindurch als Seelsorger begleiten durfte im Haus Wohldenberg und im St.-Jakobus-Haus in Goslar. Die neue Katholische Familienbildungsstätte in Hildesheim im Bereich des Domes trägt seinen Namen.

Rechte Seite oben links:
Die Inschrift an der Sühnekirche in Bergen-Belsen erhebt die Gemeindekirche vom Kostbaren Blut zu einem Mahnmahl.

Oben Mitte: Beter zur Sühne-wallfahrt auf dem Lager-gelände. Tausende versammeln sich zum Abschluß am Obelisk.

Oben rechts: In Bergen, nahe dem Lager Belsen, hat Bischof Heinrich Maria Janssen eine Sühnekirche vom Kostbaren Blut errichtet. Die Kirche hat die Form eines Kelches, der als Opferschale zum Lager hin geöffnet ist. Die Kirche dient der Gemeinde Bergen als Pfarrkirche. Das tägliche Opfer auf dem Altare ist bleibendes Sühneopfer für die Verbrechen.

Unten: Auf der weiten Ebene des Lagergeländes, das mit Heidekraut bewachsen ist, findet man Gedenksteine, die ein Massengrab anzeigen.

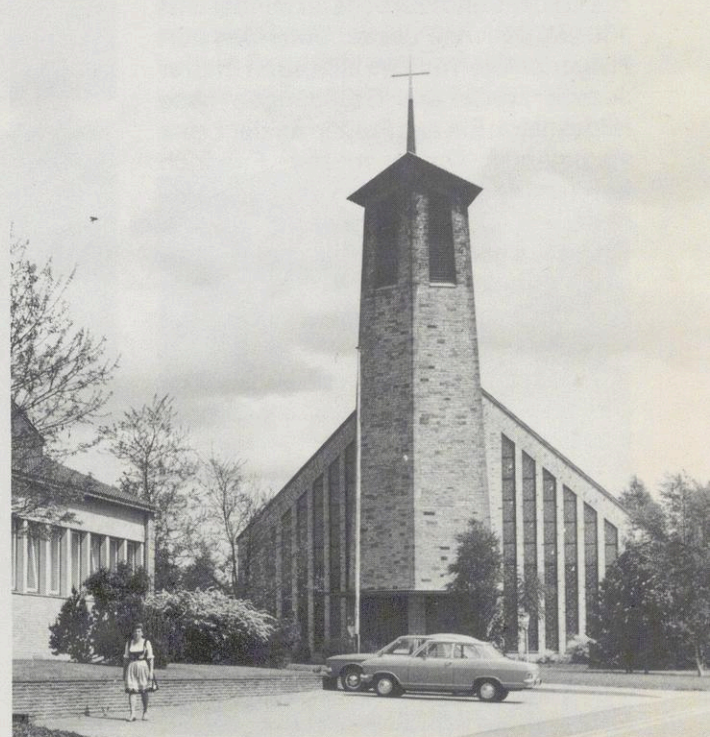
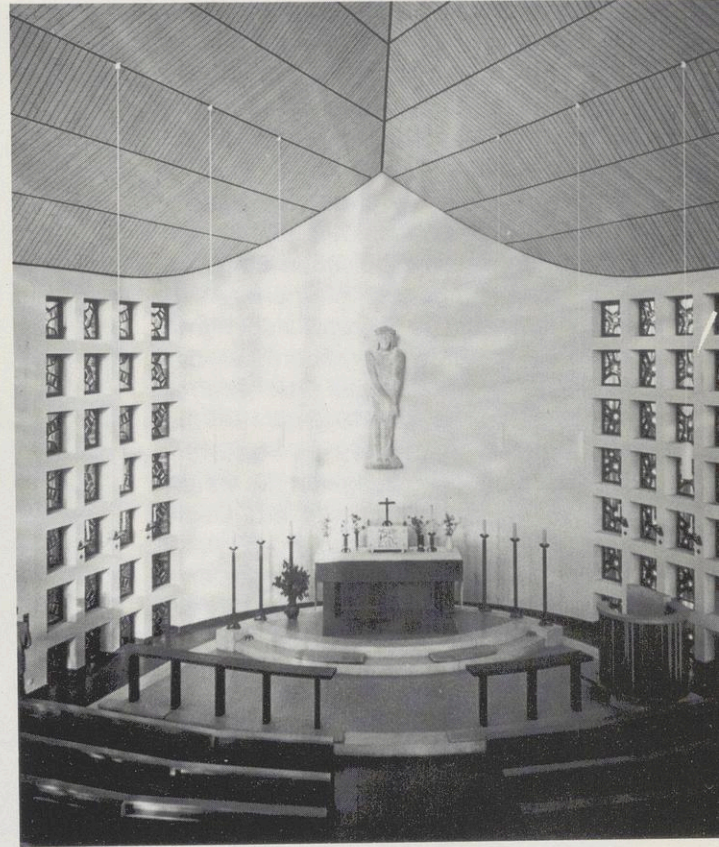
Unten rechts: Die Kirche zum Kostbaren Blut in Bergen-Belsen. Hier wird alljährlich das Fest Kreuzerhöhung mit einem Bußgang gefeiert.

Dechant Joseph Winter in den letzten Lebensjahren, von Krankheit gezeichnet, aber immer noch aktiv.



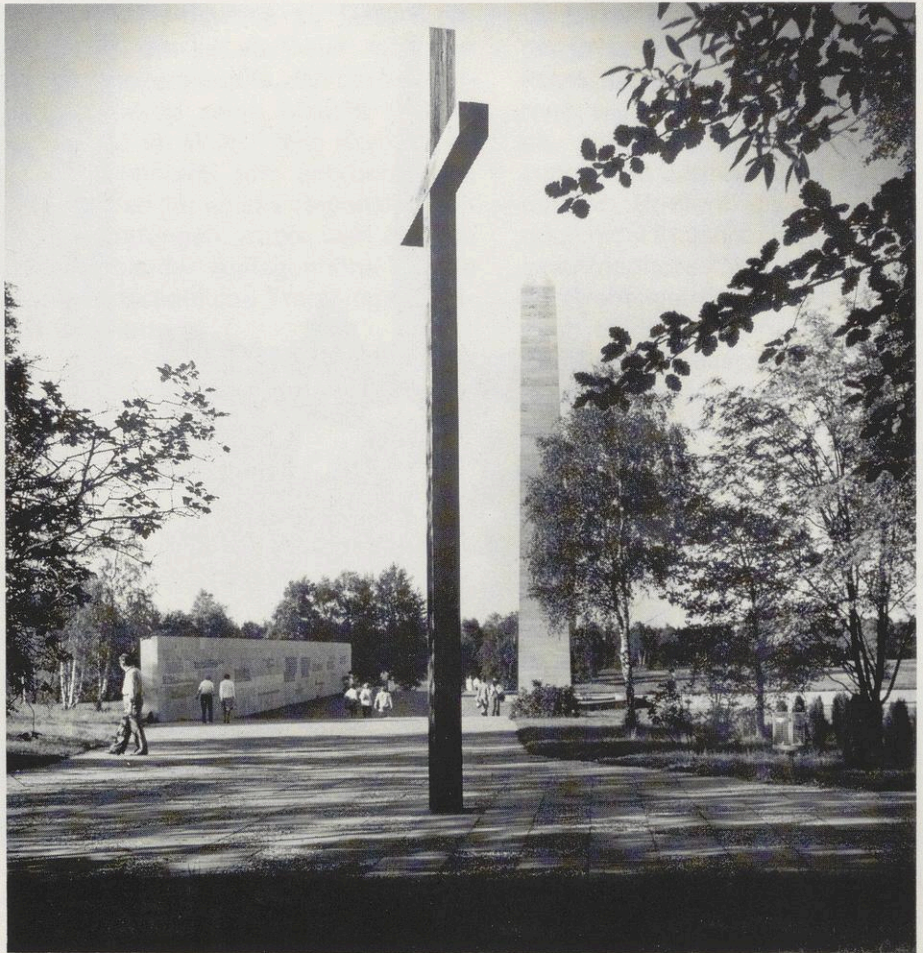
Widerstand selbst bis zum Tod

DIESE SÜHNE-
KIRCHE VOM
KOSTBAREN
BLUT WURDE
GEWEIHT DEM
GEDENKEN AN
DIE OPFER UN-
GERECHTER
GEWALT
AUS ALLEN
NATIONEN
UND KON-
FESSIONEN
IM LAGER
BERGEN-
BELSEN

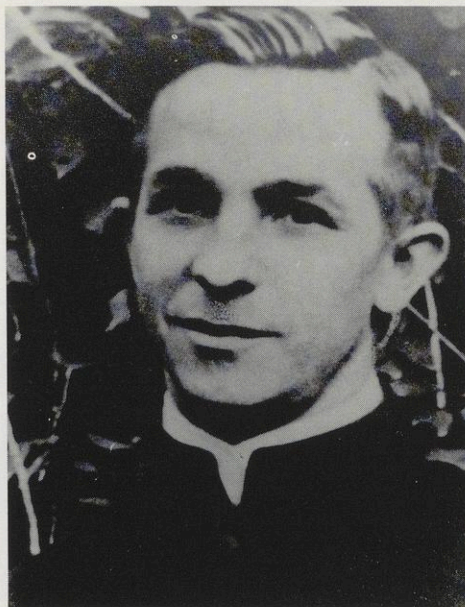


Zwei Gebäude im Bistum Hildesheim umschließen die traurigsten und zugleich schrecklichsten Erinnerungen an das Dritte Reich: Die Sühnekirche vom Kostbaren Blut in Bergen und die Strafanstalt in Wolfenbüttel. Die Sühnekirche öffnet sich wie ein Kelch zu den Gräbern der 50.000 Menschen hin, die, meist Juden aus westeuropäischen Ländern, hier den Hungertod starben. Auch einige katholische Priester liegen mit ihnen in den Massengräbern. In der Strafanstalt Wolfenbüttel hat Pfarrer Wilhelm Unverhau von 1943 bis 1945 die letzte Seelsorge an 248 zum Tode verurteilten Menschen ausgeübt. Es waren Belgier, Holländer, Franzosen, Deutsche, unter ihnen auch eine große Anzahl von Welt- und Ordenspriestern. Wenn überhaupt einer von ihnen »schuldig« war, dann höchstens auf Grund von Gesetzen mit rückwirkender Kraft. Und auch diese wurden in der schändlichsten Weise mißbraucht. Noch ein dritter Ort, nicht allzu weit östlich der Bistumsgrenze gelegen, das Zuchthaus Brandenburg-Görden, war eine Stätte des Leidens und Sterbens für mindestens 130 katholische Priester. Unter den dort Hingerichteten befand sich auch Pfarrer Joseph Müller aus Großdungen nahe Hildesheim. Ein aus Freden an der Leine stammender Ordenspriester, Friedrich Lorenz, wurde in Halle an der Saale enthauptet. Das dritte Todesopfer war der Pfarrer von Harzburg-Bündheim Christoph Hackethal. Er starb im KZ Dachau als Opfer des Hungers und der Mißhandlungen.

Der Prozeß gegen Joseph Müller, eingeleitet wegen eines vielerzählten politischen Witzes, ist nicht weniger instruktiv wie der gegen die beiden Jesuiten Alfred Delp und Alois Grimm für den Fall, daß eines Tages Rom ein abschließendes Urteil über diese Blutzeugen für ihren Glauben abgeben will. Der oberste Volks- und Blutrichter Roland Freisler verlor in diesen Prozessen wiederholt die Selbstbeherrschung und verriet ohne Scheu, daß diese Priester wegen



Oben: Das Kreuz und der Obelisk auf dem riesigen Totenfeld Bergen-Belsen, in dem mindestens 50.000 Opfer des Nationalsozialismus ruhen, darunter auch einige katholische Priester.



Links: Joseph Müller, Pfarrer von Großdungen bei Hildesheim, wurde 1944 in Brandenburg-Görden enthauptet. Aus den Prozeßakten ergibt sich mit aller Deutlichkeit, daß das Todesurteil ein abschreckendes Beispiel und gleichzeitig eine tödliche Warnung an die Seelsorger, vor allem Jugendseelsorger, sein sollte.

Rechts: Erzbischof Dr. Joseph Godehard Machens, Bischof von Hildesheim. Der Präsident des Volksgerichtshofs Roland Freisler kündigte ihm für den Tag nach dem Endsieg in einem Prozeß Rache an.

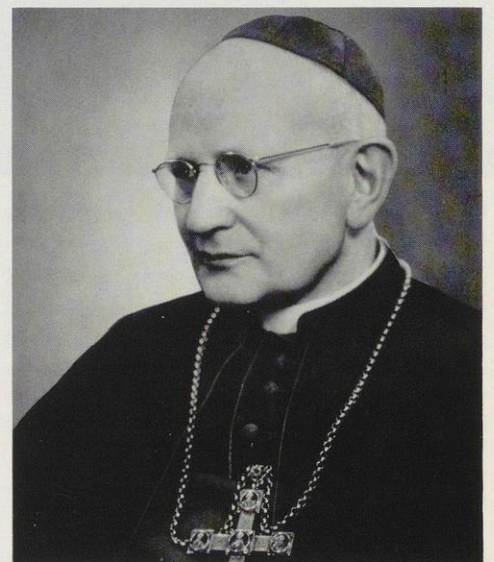
**Christoph Hackethal, Pfarrer
von Harzburg-Bündheim, starb
1942 im Konzentrationslager
Dachau als einer der etwa 4000
Priester, die Opfer des
Nationalsozialismus wurden.**



Ohne sonderliche Mühe kann man sich auch unter Verzicht auf detaillierte Aktenkenntnis zusammenreimen, warum außer den schon genannten Diözesanpriestern noch acht weitere eingekerkert oder nach Dachau verschleppt wurden. Man braucht sich nur vor Augen zu halten, welcher »Verbrechen« sich ein Priester täglich oder wenigstens sonntäglich schuldig machen konnte: Ausländer zum Gottesdienst zuzulassen, Ausländern, Kriegsgefangenen oder Zivilarbeitern die heilige Kommunion zu spenden, es sei denn kurz vor der Hinrichtung, polnische Kinder zusammen mit deutschen am selben Taufbecken zu taufen, polnischen Kindern Religions- und Kommunionunterricht zu erteilen. Von »todeswürdigen Verbrechen« sei nur noch eines, das schlimmste genannt: am Sieg zu zweifeln. Aus den Volksgerichtshofsprotokollen schält sich noch ein weiterer, der Guillotine würdiger Tatbestand heraus: Jugendseelsorge, Entfremdung der Jungen und Mädchen von Führer und NSDAP. Die eingekerkerten Priester wurden entweder von den Truppen der Alliierten befreit oder entkamen in der totalen Verwirrung kurz vor dem Zusammenbruch. Wenn es auch sicher an Judas-Gestalten im Dritten Reich nicht fehlte, eine häßliche Erfahrung blieb

dem Bistum erspart. Aus Akten geht hervor, daß die Gestapo plante, ihre Spitzel in das Generalvikariat und in den Diözesanklerus einzuschleusen, daß sich aber keiner fand, der erst das Geld und dann den Strick nahm. Wohl aber soll nicht verschwiegen werden, daß manchem Priester der Verräter zur Seite stand.

Zu den Opfern des Regimes gehörte auch Generalvikar Dr. Otto Seelmeyer. Er wurde wie andere kirchliche Persönlichkeiten in einen Devisenprozeß verwickelt. Nach den Gerichtsakten ging es bei den Devisenprozessen wohl weniger darum, den jeweiligen Angeklagten zu treffen als vielmehr seinen Bischof in das Schußfeld zu bringen und so das Ansehen der Kirche in der Öffentlichkeit, auch vor den katholischen Gläubigen, herabzusetzen. Dr. Seelmeyer, der eine völlig unbegründete und unverschuldete Zuchthausstrafe in Brandenburg-Görden verbüßte, stand schließlich im Mittelpunkt eines Strafverfahrens, das in der Neuzeit kaum seinesgleichen hat. Er wurde aus der Strafanstalt vorzeitig entlassen, nachdem seine Freunde ein Lösegeld von einigen tausend holländischen Gulden (!) auf den Tisch gelegt hatten. Er erlebte das Ende des Krieges und seine Rehabilitierung nicht mehr.



ihrer Glaubens, wegen ihrer Treue zu Kirche und Papst, vor allem aber wegen ihrer mit Erfolg gesegneten Seelsorge gerichtet wurden. Freisler drohte dabei den Bischöfen, nicht zuletzt dem Bischof von Hildesheim Joseph Godehard Machens, für den Tag des Endsiegs fürchterliche Rache an. Der Bischof hatte in Beschwerdebriefen, Hirtenworten und Predigten die Schandtaten und Rechtsbrüche der Machthaber angeprangert und damit seinen Diözesanen Mut zum Bekenntnis gemacht. Die Zahl der Wallfahrer zum Fest Kreuzerhöhung in Ottbergen war von einigen hundert in früheren Jahren auf 20.000 gestiegen. Dafür mußten dann die Hüter des Kapellenberges, die Franziskaner, büßen. Kloster und Kirche wurden geschlossen und enteignet. Weiblicher Arbeitsdienst zog dort ein. Verbot und Unterdrückung hatten das katholische Kirchenblatt, die katholische Tageszeitung, den Kirchlichen Anzeiger und fast alle Vereine und Verbände betroffen. In den Rang von Staatsfeinden rückten sogar der Caritas-Verband und der Borromäus-Verein ein. Drei katholische Druckereien und Verlagshäuser wurden in Hildesheim und Hannover geschlossen.

Um der Gefahr eines sprachlichen Mißverständnisses zu begegnen, sei deutlich darauf hingewiesen, daß die katholischen Christen im Bistum keine Untergrundkämpfer waren. Sie haben nirgendwo organisierten oder gar bewaffneten Widerstand geleistet, auch dann nicht, wenn die Polizei erschien und einen Gottesdienst unterbrach und verbot. Der Widerstand kam aus dem Gewissen und bedurfte daher keiner Organisation und keiner Waffe. Er brauchte auch nicht angeordnet zu werden. Daß dieser unbeugsame und strafrechtlich kaum zu erfassende passive Widerstand die Machthaber zur Weißglut brachte, geht nicht nur aus den erhaltenen Prozeßprotokollen, sondern auch aus den Lageberichten der nationalsozialistischen Dienststellen hervor.

Was im Weltkrieg zerstört wurde...



Der Hildesheimer Dom am Abend des 22. März 1945. Nur die südliche Hochwand des Mittelschiffs überstand den Zusammenbruch in voller Höhe. Im östlichen Bau blieben wesentliche Teile des Altfrid- und des Hezilo-Doms erhalten. Diese Teile wurden für den Neubau bestimmend. Deswegen das romanische Gepräge.

»Ist es nicht wunderbar zu nennen«, schrieb Domdechant Stolte wenige Monate nach der Zerstörung der Stadt Hildesheim am 22. März 1945 an einen Bekannten, »daß alle Altäre des Domes völlig zerstört sind, während nur der eine Altar, in dem das Allerheiligste aufbewahrt war, der Altar der Krypta, ganz unbeschädigt war, so unberührt, daß nicht einmal das Altarbuch weggefliegen oder auch nur eine Kerze von der Hitze verbogen oder umgefallen war«. Das ist

ein ebenso tröstendes wie erschütterndes Bild, wenn man daran denkt, daß damals von Altfrids und Hezilos Dom nur noch zerborstenes Mauerwerk stand, daß die Domkurien, das Bischofs- haus und die anderen kirchlichen Bauten rings um den Dom in Schutt und Asche lagen, und daß von den sieben Pfarrkirchen der Stadt nur noch eine, St. Mauritius auf dem Moritzberge, unverseht geblieben war.



»Wenn ihr den Greuel der Verwüstung seht . . .« – an dieses Wort des Evangelisten fühlt man sich erinnert bei diesem Bild von der zerstörten Stadt Hildesheim. Hier ein Blick von der Sankt-Andreas-Kirche nach Westen. Wo nur noch flache Wüste ohne jedes Mauerwerk ist, da stand einst die reich geschnitzte bürgerliche Holzarchitektur.

Von der Heilig-Kreuz-Kirche und von St. Magdalenen, die beide von Brandbomben getroffen und ausgebrannt waren, standen nur noch die Umfassungsmauern. Durch Spreng- und Brandbombentreffer im Verlauf von zwei Luftangriffen völlig zerstört wurde die 1907 gebaute St.-Bernwards-Kirche. Die Seminarkirche hatte einen Volltreffer erhalten, ebenso schon einige Zeit vor dem Hildesheimer Inferno in den letzten Kriegstagen die 1747 erbaute St.-Martini-

nus-Kirche im Ortsteil Himmelsthür. In der Krypta der durch mehrere Bombentreffer fast ganz zerstörten evangelischen St.-Michaelis-Kirche blieb eine schwere Sprengbombe auf dem Steinsarkophag des heiligen Bernward als Blindgänger liegen. Durch Bombeneinwirkung zwar beschädigt, aber für den Gottesdienst noch benutzbar, blieben die romanische St.-Godehardi-Basilika und die im Jahre 1907 geweihte St.-Elisabeth-Kirche. Gewaltig waren auch die Schäden in Hil-

desheim, die im Mutterhaus, im St. Bernwards-Krankenhaus und in mehreren anderen Schwesternhäusern entstanden. Zweiundzwanzig Männer und Frauen, unter ihnen sieben Schwestern, starben unter den Trümmern.

Die schwersten Bombenschäden nach der Bischofsstadt gab es in Hannover, das von 12.000 Sprengbomben, 70 Luftminen und rund 200.000 Brandbomben zu mehr als 60 Prozent zerstört wurde. Von den neun katholischen Pfarrkirchen der Stadt wurden sechs total zerstört und die anderen drei erheblich beschädigt. Von den damaligen zehn Kirchen in der näheren Umgebung wurden zwei ganz vernichtet und vier sehr beschädigt.

Auch in Hannover waren die Schäden an Schwesternhäusern und anderen kirchlichen Gebäuden erheblich.

Beträchtlich war die Zahl der zerstörten Kirchen und kirchlichen Häuser in den beiden nördlichen Dekanaten Verden und Lüneburg. Von den damaligen zehn Pfarrkirchen des Raumes wurden sieben durch Bomben und Artilleriebeschuss schwer getroffen. Das Dekanat Braunschweig verlor bereits im Jahre 1943 von drei Pfarrkirchen zwei, darunter die 1710 erbaute Nikolai-Kirche. Mit ihr hat der norddeutsche Barock einen seiner wenigen Kirchenbauten, noch dazu in Holzarchitektur, für immer verloren.

Schäden an Kirchen und kirchlichen Gebäuden gab es auch in Celle, Hameln, Gronau, Nörten und in Lindau am Rande des Eichsfeldes. Aber es gab dort wenigstens keine Totalschäden. Glimpflicher kamen Hamburgs Stadtteile Harburg und Wilhelmsburg, auch Bremen mit Bremerhaven davon. Eine vollständige Übersicht über die Verluste und Schäden existiert leider nicht. Man hatte nach 1945 andere Sorgen als Statistiken zu schreiben.



Mit den Wohn- und Geschäftshäusern auf Straßen und Plätzen gingen auch die Gotteshäuser im Bombenhagel des zweiten Weltkrieges zugrunde. Tausende verloren ihr Leben. Deutschland sank buchstäblich in Schutt und Asche.

170 neue Gemeinden entstehen

Sonntagmorgen in der Lüneburger Heide. Ein Hildesheimer Kraftwagen verläßt Burgdorf auf der Straße nach Gifhorn. Am Steuer sitzt ein junger Priester, der Sekretär des Generalvikars, neben ihm ein Kirchenzeitungs-Redakteur als Hilfsküster. An einer Straßenkreuzung nehmen die beiden ein halbes Dutzend Kinder auf. Die müssen bei ihrem Kirchweg buchstäblich aufeinander sitzen. Im Saal einer Gastwirtschaft in Ütze haben sich kaum fünfzehn Frauen und Männer zum Gottesdienst eingefunden. Von Ütze geht es zurück zur Straßenkreuzung, an der die Kinder eingeladen werden, und dann zum nächsten Wirtshaussaal in Hänigsen.

Alles schon ferne Vergangenheit. Vor vierzig Jahren gewesen. Heute hat Ütze eine dem Apostel Matthias geweihte Kirche. Patronin in Hänigsen ist die Heilige Barbara; denn hier gibt es Bergbau.

Vor Beginn des zweiten Weltkriegs zählte das Bistum Hildesheim etwa 250.000 Katholiken, 194 Gemeinden, achtzehn Dekanate und 341 Seelsorger. Aber dann wurden zwölf Millionen Menschen aus dem Osten in den Westen vertrieben. Fast eine halbe Million Katholiken, zum größten Teil Vertriebene, zum kleineren Teil Flüchtlinge, wurden dem Bistum Hildesheim zugewiesen. So hat sich die Zahl der Katholiken im ganzen Bistum etwa verdreifacht, in einzelnen Landesteilen sogar verfünf- und verzehnfacht, und dies gerade da, wo die Seelsorge schon bisher mit der größten Zerstreuung zu kämpfen hatte, im Großraum Hannover, in Braunschweig, im Harz, in der Lüneburger Heide und im Weserbergland.

Mit tausend neuen Gottesdienststationen und fast tausend Unterrichtsstationen mußte der Bischof anfangen. Aus dem Osten vertriebene Priester kamen sogar zu Fuß nach Hildesheim, um sich als Seelsorger für einen Dienst zu melden. Westdeutsche, belgische und holländische Diözesen schickten ebenfalls Priester. Ordensleute in großer Zahl ka-

men dazu. Die Katholiken sammelten sich zum Gottesdienst in evangelischen Kirchen, Friedhofskapellen, evangelischen Gemeindesälen, Gasthäusern, Schulräumen und Turnhallen. Baracken und Lagerkirchen kamen dazu, mit fortschreitender Motorisierung auch Kapellenwagen. Nun konnte man darangehen, die bereits vorhandenen Gemeinden auch rechtlich zu konstituieren. Die Zahl der Kirchengemeinden stieg allmählich von 194 um 170 auf 364, die Zahl der Seelsorger von 341 auf 651. Aus den zunächst vorhandenen achtzehn Dekanaten waren sechsunddreißig geworden. Räumlich groß waren die Pfarreien noch immer. Darum mußten die Priester fast alle mit Kraftfahrzeugen ausgestattet werden. Wollten sie einen Kranken oder gar Sterbenden zu Fuß besuchen, sie wären oft genug einen Tag oder länger zu ihm unterwegs.

Es ist heute schon nicht mehr leicht, vor allem der heranwachsenden Generation zu erläutern, welch unerhörten Dienst die Kirche und die Priester mit ihren Helfern leisteten. Glücklicherweise fehlte es an Hilfe von außen nicht. Da waren die Zuwendungen von Papst Pius XII., der immer ein Herz für Deutschland hatte. Da waren die Ostpriesterhilfe, das Bonifatiuswerk mit seinen beachtlichen Gaben und die wirtschaftlich reicheren deutschen Diözesen, die einen freiwilligen Finanzausgleich leisteten. Und gäbe es keine Kirchensteuer, dann befänden wir uns mit Sicherheit noch in den Anfängen der Aufbauarbeit. Oft genug mußten die Pfarrer beim Nullpunkt beginnen. Sie hatten nicht einmal Grundstücke für Kirchen, Pfarrämter und Gemeinderäume. Von Kindergärten, Altenheimen, Büchereien, Waisenhäusern, Wohnheimen aller Art ganz zu schweigen. Inzwischen ist das Werk des Neubaus der Diözese im großen und ganzen abgeschlossen und man darf es bei aller Bescheidenheit ein Jahrhundertwerk nennen, auch in geistiger, in religiöser Hinsicht. Die ökumenische Bewegung

hätte ohne die Begegnung der Christen beider Kirchen und ohne ihre brüderliche gegenseitige Hilfe vielleicht noch lange Zeit gebraucht, um so tiefe Wurzeln zu schlagen wie sie heute vorhanden sind. Eins macht dem Bistum allerdings zu schaffen: Von den 364 Gemeinden ist schon eine Anzahl ohne eigenen Priester, was für die Diaspora mehr bedeutet als für eine Gegend mit überwiegend katholischer Bevölkerung, weil die Gemeinden so weitflächig sind, die Zerstreuung so groß ist.

281 Kirchen mußten gebaut werden

Das Bistum Hildesheim zählt heute 577 Kirchen und öffentliche Kapellen. Im Jahr 1946 hatte deren Zahl 266 betragen, wobei freilich 20 Kirchen total zerstört und weitere 20 schwer beschädigt waren. Von den 281 Neubauten entfallen 232 auf Bischof Heinrich Maria Janssen, 49 auf seinen Vorgänger Dr. Joseph Godehard Machens.

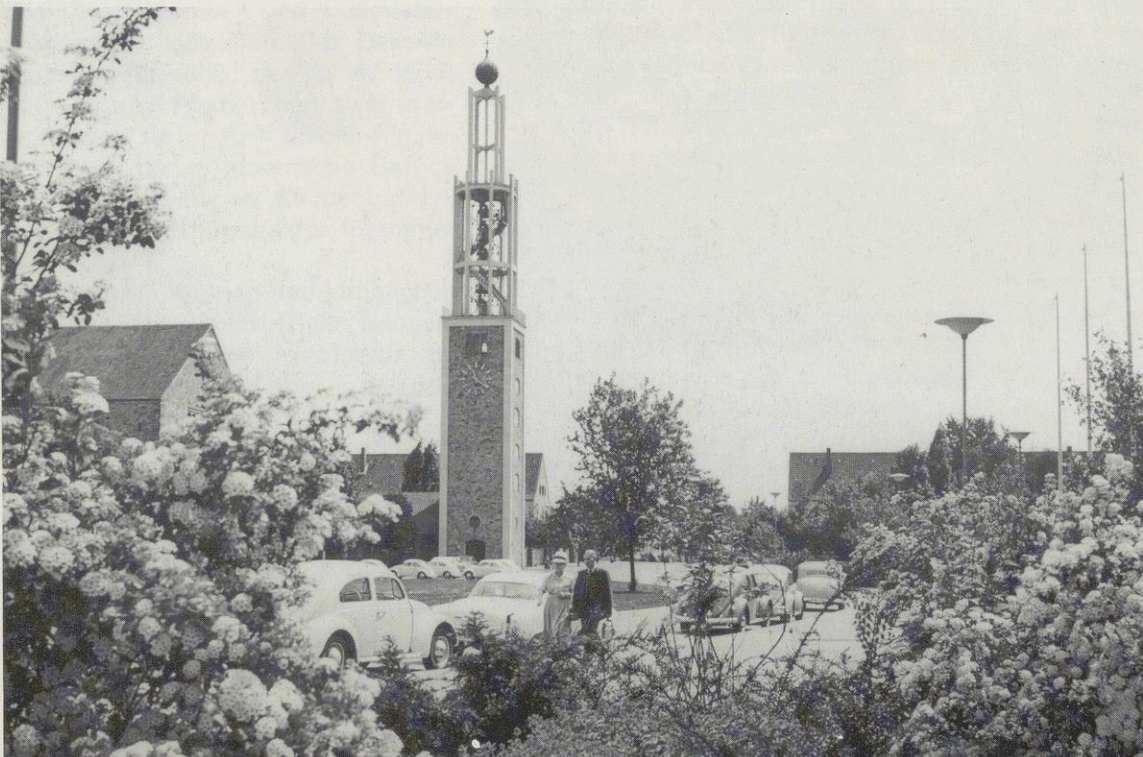
Während in früheren Jahrhunderten neben den Bischöfen auch Kaiser, Könige und sonstige Landesherren, Orden und Städte als Bauherren für Kirchen auftraten, ist die Initiative nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs, zumal in der norddeutschen Diaspora, völlig auf die Bischöfe übergegangen. Die Gründe dafür sind leicht zu ermitteln. Der größte Teil des jeweils notwendigen Baukapitals steckte und steckt in der Kirchensteuer und in der Kasse des Bonifatiuswerkes. Ohne Kirchensteuer und ohne Hilfe des Bonifatiuswerkes wäre ein Kirchenbau so großen Stils und selbst einer in viel kleineren Proportionen unmöglich gewesen.

Unser Jahrhundert begnügt sich nicht mehr mit mehr oder minder schwachen Imitationen vergangener Stilepochen, sondern sucht nach neuen Formen des Kirchenbaus. Wenn in längst vergangenen Zeiten Benediktiner, Zisterzienser, Franziskaner und Jesuiten Stile des Kirchenbaus prägten, so ist in unseren Tagen die prägende Kraft für den Stil des Kirchenbaus im 2. Vatikanischen Konzil zu suchen, obwohl das von den Konzilsvätern vielleicht gar nicht beabsichtigt war. Sie haben aber mit der Liturgiereform dem ohnehin schon vorhandenen Drang zum Zentralbau einen mächtigen Antrieb gegeben.

Gewiß hatte der Kirchturm seine Funktion als Träger der Gemeinde-Uhr und der zum Gottesdienst rufenden Glocken ganz oder stark eingebüßt. Der Kirchturm hat auch in den Städten zumindest seinen Charakter als bauliche Dominante weithin verloren. Diesen äußeren Gründen fügte das Konzil den wesentlich wichtigeren, weil innerlichen hinzu. Mit der Hinwendung des Altars

und des Priesters zur Gemeinde gewinnt die Kirche stärker als bisher den Charakter des Abendmahlssaals. Kein Teilnehmer wird mehr durch Säulen oder Pfeiler vom liturgischen Geschehen getrennt. Immer mehr Architekten neigen der Tendenz zu, das Haus Gottes als tabernaculum, als Zelt Gottes, aufzufassen und zu gestalten, dies um so mehr, als Technik und Baustoff ohne Schwierigkeit erlauben, auch weite Räume zu überspannen.

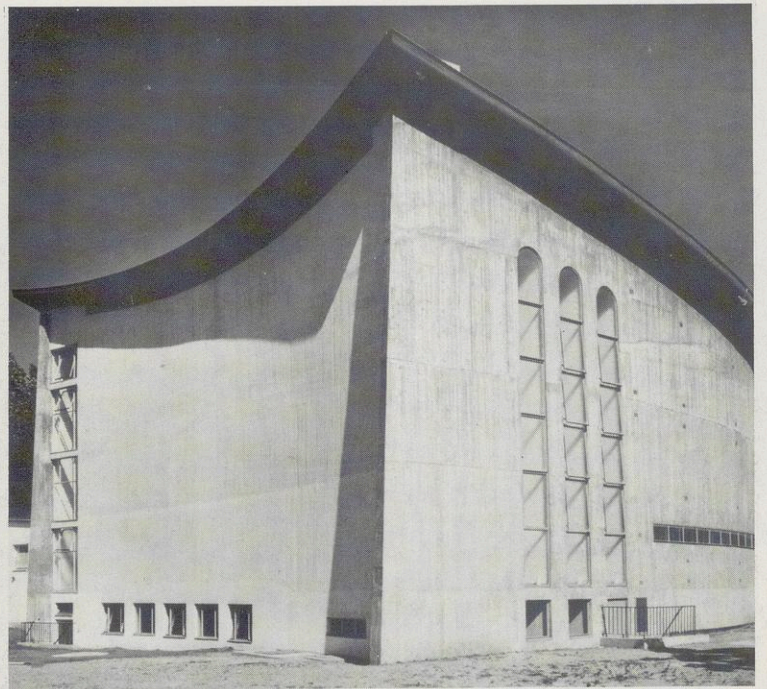
So ist eine allmähliche Abkehr vom Basilika-Stil unverkennbar. Er hat, wie man weiß, den Bau des Gotteshauses in den ersten 1900 Jahren der Kirche Christi beherrscht. Ob die Basilika damit für immer aus dem neuzeitlichen oder künftigen Kirchenbau verschwindet, läßt sich nicht voraussagen. Der moderne Stilwandel wird kaum der letzte in der Kirchengeschichte sein.



Links: Sankt Christophorus in Wolfsburg. Der Campanile neben der Kirche, wuchtig und transparent zugleich, wurde zum städtebaulichen Akzent.

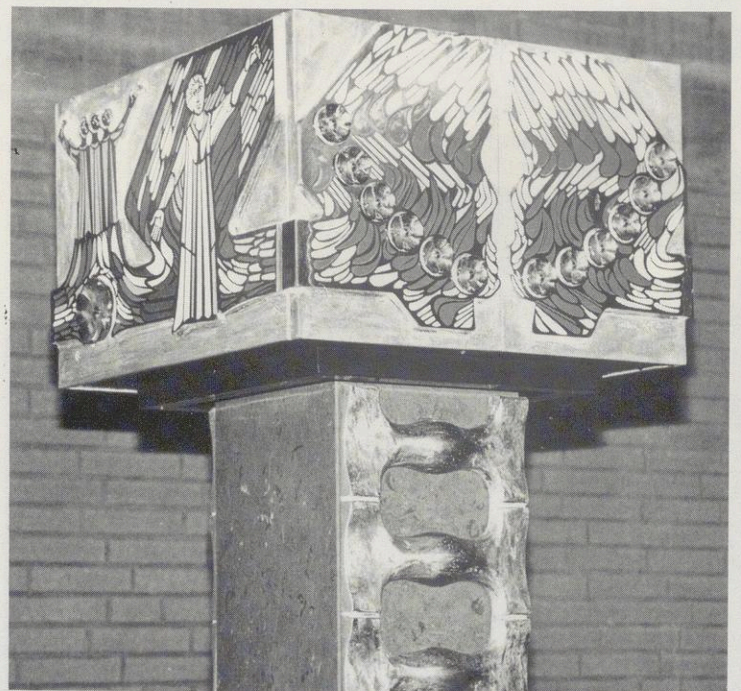
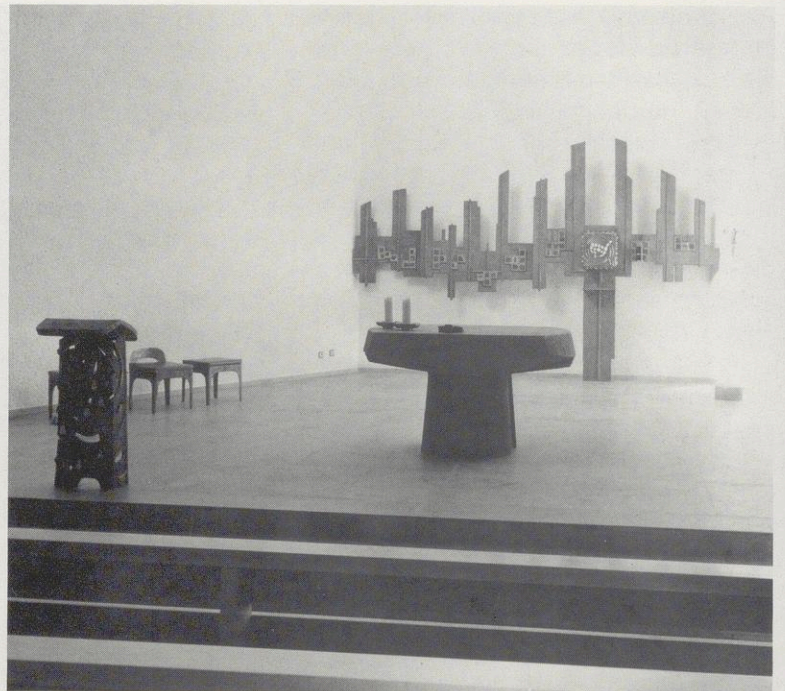
Rechte Seite, oben links: Sankt Ansgar in Schneverdingen, der Stabkirche in Skandinavien, wo Sankt Ansgar als Missionar wirkte, verwandt.

Rechte Seite, oben rechts: Sankt Adalbert in Hannover-Herrenhausen. Wuchtig und kantig, unverrückbar wie ein mit der Erde verwachsener Block steht diese Kirche da. Die Erinnerung an Bauten des aus der französischen Schweiz stammenden Architekten Le Corbusier ist zwingend.



Sankt Ansgar in Hittfeld. Eine in der Lüneburger Heide verbreitete Bauform wird hier zum sakralen Bereich.

Über einem sechseckigen Grundriß ist das Zelt der Kirche zur Hl. Familie in Osterholz-Scharmbeck errichtet.

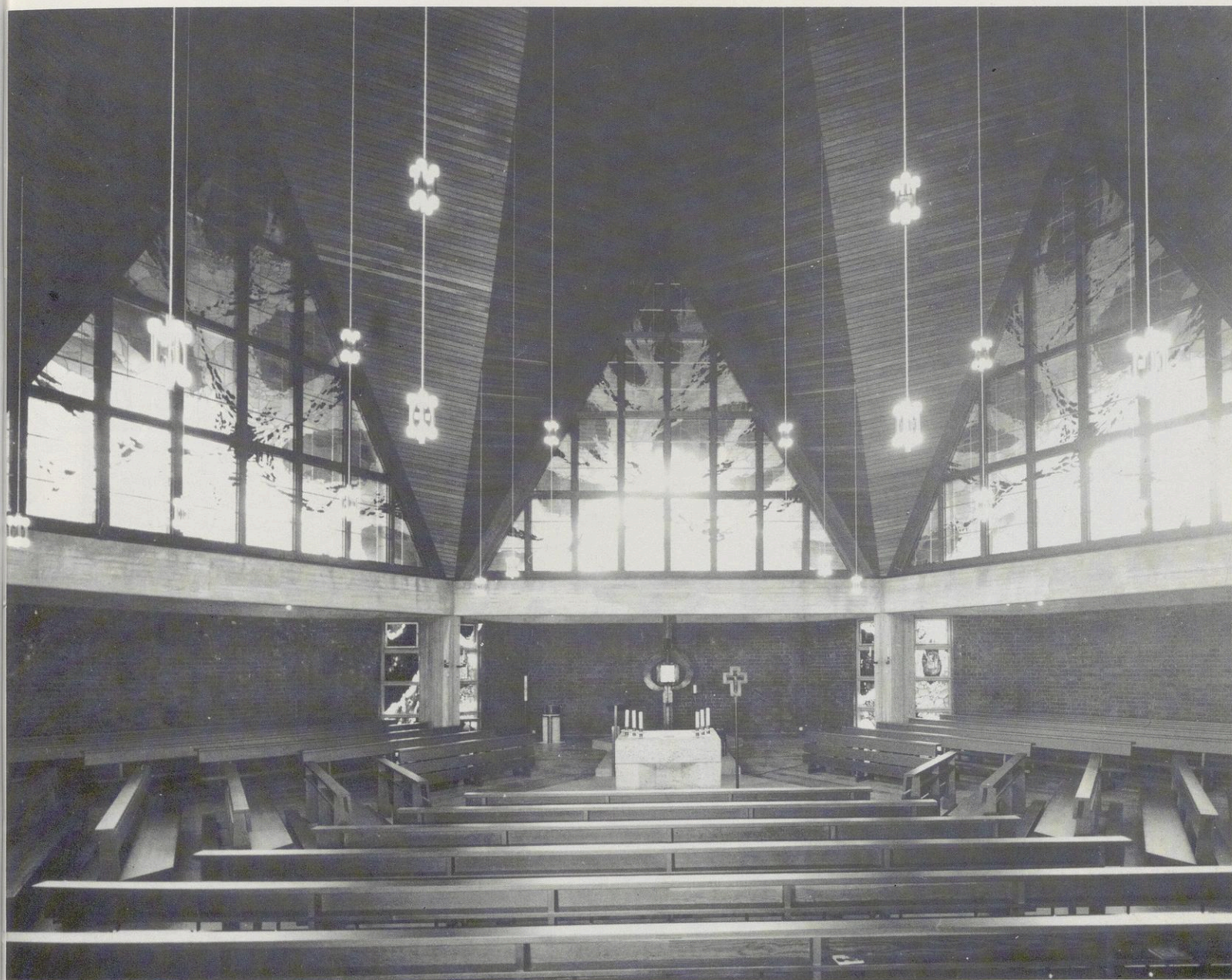


Links oben: Sankt Albertus Magnus in Braunschweig, Klosterkirche der Dominikaner und Pfarrkirche. Blick in den Chorraum. Die moderne Konstruktion nimmt Triumph-

und Chorbogen in Baldachin-Form wieder auf.

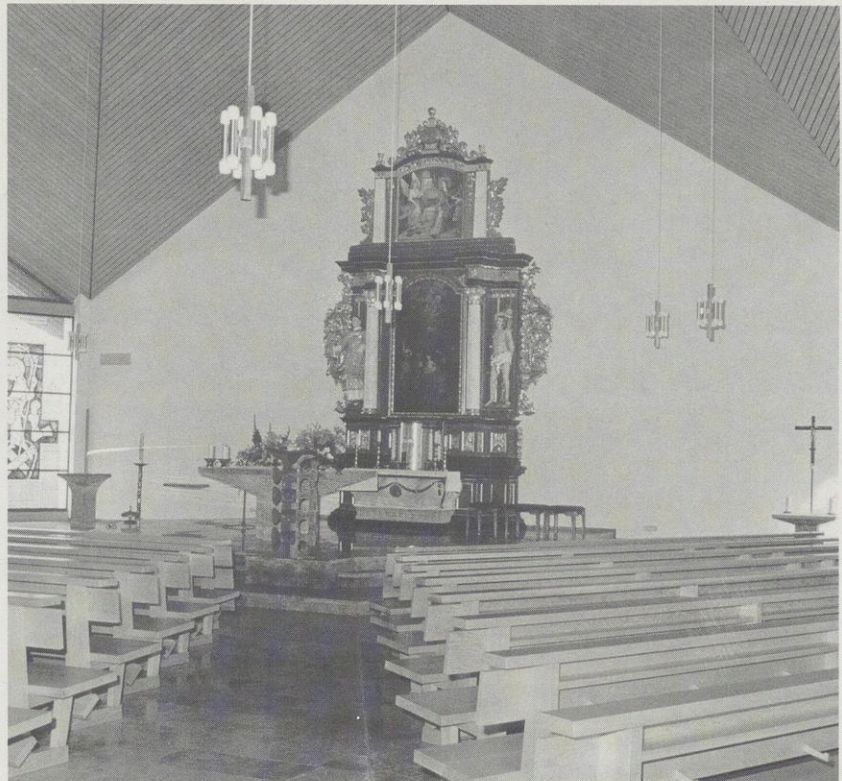
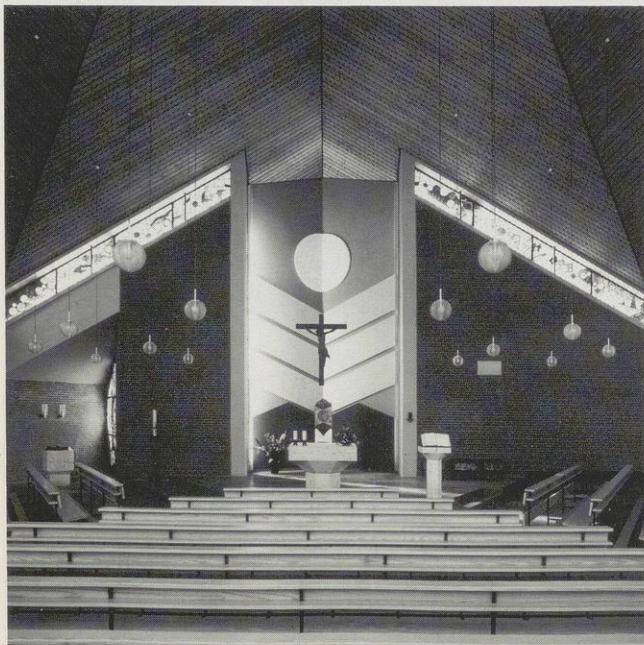
Rechts oben: Altarraum der Kirche Herz Mariä in Alfeld. Die künstlerische Gestaltung lag in den Händen des münsterschen Bildhauers Janning.

Oben: Sankt Marien in Soltau. Der Tabernakel, teils bildhaft, teils ornamental, ist ein Werk des braunschweiger Grafikers Kilian.



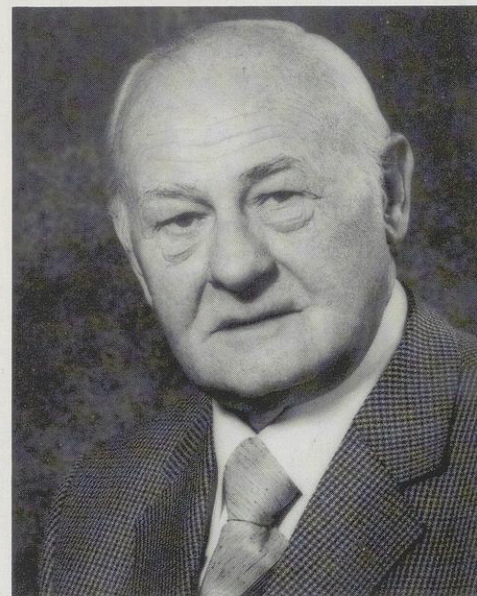
Linke Seite, links unten:
Sankt Ansgar in Bremerhaven-
Leherheide. Fast wie mit aus-
gebreiteten Armen lädt die
Kirche zur Geborgenheit ein.

Oben: Altarraum von Sankt
Maria Himmelfahrt in
Buxtehude. Uralte Erinne-
rungen an architektonische
Dreiklänge in neuzeitlichem
Gewand.





Unten: Alle diese Neubauten machten die Einrichtung einer Bauabteilung im Bischöflichen Generalvikariat notwendig. Sie wurde von Oberbaurat Josef Fehlig seit Beginn geleitet.



Linke Seite, links oben: Sankt Maximilian in Hamburg. Ein Raum, in dem das gesungene Gloria in excelsis Deo in Stein weitergeführt wird.

Rechts oben: St. Benedikt in Neuhaus. Den Altarraum gestaltete der hannoversche Maler und Bildhauer Hans-Joachim Klug.

Links unten: 1977 geweiht wurde die Kirche St. Altfried in Hildesheim-Ochtersum. Die Innenraumgestaltung stammt von Paul Corazolla, Berlin.

Links unten: Sankt Sebastian in Rhumspringe. Auch ein Barockaltar fügt sich in einen modernen Kirchenraum ein. Beweis, daß es möglich ist, Tradition mit Fortschritt zu verbinden.

Rechte Seite, oben links: Im Kirchenbau der Neuzeit bestimmen die Fensterverglasungen in besonderem Maße Stimmung und Charakter des Innenraumes. Hier ein Marienfenster von Paul König aus der St.-Elisabeth-Kirche in Hameln.

Unten links: Sankt Raphael in Garbsen. Altarraum der Kirche, ausgestaltet von Norbert Labenz, Hannover, Fenster von Alexander Iwscenkow, Osnabrück.

Der Bischof und die Weihbischöfe



Heinrich Maria Janssen, seit 1957 Bischof von Hildesheim. Zu seiner Rechten das aus dem 9. Jahrhundert stammende »Heiligtum unserer lieben Frau«, heute im Domschatz.

Am 5. Februar 1957 wurde der Dechant von Kevelaer und Ehrendomkapitular von Münster, Heinrich Maria Janssen, von Papst Pius XII. zum Bischof von Hildesheim ernannt. Am 14. Mai des gleichen Jahres wurde er, da der Dom noch in Trümmern lag, in St. Godehard vom Erzbischof von Paderborn, dem späteren Kardinal Lorenz Jäger, zum Bischof geweiht. Mitkonsekratoren waren der Bischof von Münster, Michael Keller, und der Bischof von Luxemburg, Leo Lommel. Anwesend waren außen den Genannten der Bischof von Meißen Otto Spülbeck, der vertriebene Bischof von Danzig Carl Maria Splett und der aus Breslau vertriebene Weihbischof Joseph Ferche. Sie sind alle schon, mit einer Ausnahme, in der Ewigkeit und doch ist es erst 20 Jahre her, daß sie in Hildesheim versammelt waren. Als Bischof Janssen zum ersten Mal an der Deutschen Bischofskonferenz teilnahm, zählte er zu den jüngsten, heute zu den ältesten Mitgliedern der Konferenz.

Es können hier weder die einzelnen Stationen seines bischöflichen Wirkens geschildert, noch seine besonderen Leistungen herausgestellt werden oder die zwanzig Jahre seiner Tätigkeit insgesamt gewürdigt werden. Vielmehr soll versucht werden, das charakteristische Merkmal seines bischöflichen Dienstes, wie es von Anfang an, gleichbleibend alle Jahre hindurch sichtbar hervortrat, zu beschreiben.

Sein Name wird in der Geschichte des Bistums für immer mit der Tatsache verbunden bleiben, daß er eine große Bautätigkeit entfaltet hat. Den Dom voran, große und kleine Kirchen im weiten Bistum hat er Jahr um Jahr konsekrieren können. Hinzu kommen Gemeindezentren, Kindergärten, Schulen und Bildungshäuser. Trotzdem ist Heinrich Maria Janssen kein kirchlicher Baumeister von der Art der Fürstbischöfe, die dereinst die herrlichen Barockkirchen, Schlösser und Profanbauten,



Bischof Janssen mit dem Landesbischof Dr. Gerhard Heintze von der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig auf dem Wege zu einem ökumenischen Gottesdienst zur 800-Jahr-Feier der Klosterkirche von Riddagshausen, die früher katholisch war, in der Reformation zum evangelisch-lutherischen Bekenntnis übergang. Alte Wunden sind vernarbt. Der Bischof von Hildesheim steht in brüderlichem Kontakt mit den evangelischen Landesbischöfen.

Durch seinen Besuch in den Häusern, durch die Weihe der Räume und die Segnung der Bewohner will Bischof Janssen den Menschen geistlich nahe sein.



auch im Hildesheimer Land, erstellten. Es geht ihm ausschließlich um das Heil der Menschen. Er will ihnen das Brot des Lebens brechen für den Aufbau des Leibes Christi (Eph. 4,13). Darum baute er Kirchen und errichtete er Altäre. Die tiefste Quelle seines seelsorglichen Eifers ist der apostolische Wunsch, das Geistliche in unserer Zeit, die mehr und mehr in die Zwänge totaler Säkularisierung gerät, zu fördern und zu pflegen. Er möchte, daß die Menschen zu einer gesunden Frömmigkeit angeleitet werden, daß sie, um es ganz schlicht zu sagen, lernen, mehr und besser zu beten. Bischof Janssen hat das Bistum im Laufe der Jahre neu gegliedert, eine besondere Verwaltung aufgebaut, moderne Strukturen in den Räten und Organisationen geschaffen – aber er ist kein »pastoraler Technokrat«. Wie die Bauwerke, so stehen auch die Organisationsformen nur im Dienst dessen, was für ihn das Eigentliche ist. Er ist im

vollen Wortsinn der erste Pastor seines Bistums. Dabei ist er stets bemüht, den Menschen nahe zu sein. Bürokratische Maßnahmen sind ihm ein notwendiges Übel. Sein Umgang mit den Menschen ist geprägt von dem paulinischen Leitwort »Die Liebe Christi drängt uns« (2. Kor. 5,14).

Seine Mitarbeiter sagen oft, der Bischof sei »ständig unterwegs«. Es vergeht in der Tat kaum ein Tag, an dem der Bischof nicht diese oder jene Konferenz besucht, an dieser oder jener Zusammenkunft teilnimmt, diesen oder jenen persönlichen Besuch macht, bei einem Kranken hereinschaut, einen Jubilar mit seiner Gegenwart beehrt, an einer Beerdigung oder Trauerfeier teilnimmt. Seine menschlichen Kontakte reichen weit, überall will er dem Menschen nah sein, vorab seinen Mitbrüdern im Bistum, die er alle persönlich und mit Namen kennt. Es gibt wenige Menschen im Bistum Hildesheim, die so viele Mitmen-

schen kennen, auch in ihrem persönlichen Schicksal, wie Bischof Janssen. Und er pflegt diese Kontakte, früher systematisch geübt, heute wie selbstverständlich praktiziert. Es stimmt: der Bischof ist viel unterwegs – und doch sitzt er, wenn er in Hildesheim anwesend ist, oft stundenlang im Sprechzimmer. Neben Meßbuch und Brevier ist der Terminkalender sein wichtigstes Buch. Grundsätzlich empfängt er jeden, der ihn als Bischof sprechen will. Über seinem Hause könnte man das Wort vom Tor der Abteikirche von Musi-Gries in Tirol schreiben: »Die Tür steht offen, mehr noch das Herz.«

Zwei kleine Episoden mögen diese kurze Charakterisierung abschließen. Im großen Sitzungssaal des Bischöflichen Generalvikariats hängen zwei Wandbilder. Auf dem einen sind die Portraits aller Bischöfe bis zur Säkularisation dargestellt. Das letzte Medaillon ist mit einem grauen Flecken freigelassen

und eine kleine Inschrift deutet darauf hin, daß der nächste und auf dem Bild letzte Bischof in Armut untergehen würde. Ein zweites Wandbild schildert in Barockmalerei die Szene, in der Jesus den Aposteln im Abendmahlssaal die Füße wäscht. Bei der Einweihung des neuen Generalvikariates im ehemaligen Fürstbischöflichen Schloß, das vom Staat der Kirche zurückgegeben worden war, sagte ein Gast, nun könne sich der Bischof in der Ahnengalerie dort verewigen lassen, wo der Maler vor mehr als hundertfünfzig Jahren den grauen Fleck gelassen habe; denn jetzt sei er wieder hier der Herr im Hause. Typische Antwort des Bischofs, er habe das nicht vor; denn er sähe seinen bischöflichen Dienst nicht in der stolzen Reihe der Fürstbischöfe, vielmehr im Lichte des zweiten Wandbildes: Als Diener des Herrn, der den Seinen die Füße wäscht.

Und die andere Episode: Als man in der Diözese Überlegungen anstellte, was man dem Bischof nach zwanzigjähriger Tätigkeit im Bistum zum siebzigsten Geburtstag schenken sollte, schrieb er an alle Mitbrüder und Gemeinden: »Bitte keine persönlichen Geschenke, aber gebt eine Spende für die behinderten Kinder und Jugendlichen in der Aktion Röderhof 1977!«

Die Weihbischöfe

Die Weiträumigkeit der Diözese und die vielen weit auseinanderliegenden Gemeinden sind der Grund dafür, daß Hildesheim zur Zeit zwei Weihbischöfe hat. Die Weihbischöfe haben durch ihre Weihe alle apostolischen Vollmachten erhalten, wie sie jeder Bischof besitzt. Aber vom Kirchenrecht her gesehen, sind sie nur »Hilfsbischöfe«. Die offizielle lateinische Bezeichnung lautet »Auxiliares«, Gehilfen des Diözesanbischofs. Als solche helfen sie dem Bischof im Dienst der Verkündigung, bei der Spendung der heiligen Weihen und der Sakramente, vornehmlich der heiligen Firmung. Dabei handeln sie im Auf-

trage des Bischofs, der als geistlicher Vater des Bistums die volle bischöfliche Gewalt über sein Bistum besitzt.

Das 2. Vatikanische Konzil hat sich in dem Dekret, das die Hirtenaufgabe der Bischöfe erläutert, mit der Rechtsstellung der Weihbischöfe befaßt und ein neues Amt eingeführt, das Amt des Bischofsvikars. In einem Apostolischen Schreiben (1966) wird die Rechtsstellung des Bischofsvikars genau umschrieben. Danach nimmt der Bischofsvikar, der nicht unbedingt ein Bischof sein muß, in genau festgelegtem Umfang an der Autorität des Diözesanbischofs teil. Diese Autorität des Bischofsvikars kann sich auf bestimmte Regionen, Personengruppen oder Aufgabenbereiche beziehen. Zwar ist der Weihbischof nicht ohne weiteres der Nachfolger des Bischofs, wohl aber soll er in der Regel die Diözese leiten, bis ein neuer Diözesanbischof ernannt ist, während das Amt des Generalvikars erlischt, wenn der Diözesanbischof stirbt oder vom Amt aus Altersgründen zurücktritt.

Am 27. Mai 1958 wurde der Diözesanjugendseelsorger Heinrich Pachowiak zum Bischof ernannt und zum Weihbischof der Diözese Hildesheim bestellt. Am 15. Juli desselben Jahres wurde er konsekriert. Weihbischof Pachowiak wurde am 25. März 1916 in Hamburg-Harburg geboren und am 15. Mai 1940 in Hildesheim zum Priester geweiht, war als Sanitätssoldat zum Kriegsdienst eingezogen und geriet 1944 in Kriegsgefangenschaft. Aus der Gefangenschaft heimgekehrt, war er kurze Zeit Kaplan in Celle, wurde dann Bischöflicher Sekretär, Domvikar und Subregens am Priesterseminar. 1953 wurde er Diözesanjugendseelsorger. Als Weihbischof übernahm er 1960 die Leitung des Seelsorgeamtes, das er bis zu seiner Ernennung zum Bischofsvikar in Hannover im Jahre 1967 führte.

1965 war er von der Deutschen Bischofskonferenz mit der Bundesgrenzschutzseelsorge in der Bundesrepublik Deutschland beauftragt worden, eine

Aufgabe, die er heute noch erfüllt. Seit 1975 untersteht ihm die kirchliche Region des Verbandes Großraum Hannover. Für diesen Großraum bot sich die kirchliche Regionalisierung an. Hier wohnen 175.000 Katholiken in 53 Pfarrgemeinden. Durch neue Außen- und Trabantenstädte wächst diese Region von Jahr zu Jahr. 1977 wurde eine größere Kirche in einem Neubaugebiet geweiht, zwei weitere Kirchen sind in der Planung. Immer mehr entwickelt sich das Ballungszentrum Hannover auch zu einem Schwerpunkt des kirchlichen Lebens. Durch die Berufung von Weihbischof Pachowiak zum Bischofsvikar wurde das von Bischof Heinrich Maria Janssen anerkannt und stark unterstrichen, wenn auch die Leitung und Verwaltung der Diözese insgesamt in Hildesheim verbleibt. Die St.-Clemens-Kirche in Hannover wurde zum geistlichen Mittelpunkt des Großraumes. Ein Umbau und Ausbau unterstrich die hervorgehobene Stellung dieser Kirche des Bischofsvikars. Um die Kirche herum konnten mehrere Häuser gebaut, umgebaut und angemietet werden, so daß auf diese Weise ein größeres kirchliches Zentrum entstand.

Seit dem 25. März 1976 hat die Diözese Hildesheim in Heinrich Machens einen zweiten Weihbischof. Er war Pfarrer in Holzminden und Dechant des Dekanates Holzminden. Am 7. Juni 1976 wurde er im Dom zu Hildesheim zum Bischof geweiht und am 21. Juli gleichen Jahres zum Bischofsvikar für einige Aufgaben aus dem Bereich Gemeindepastoral ernannt. Als solcher hat er die Vorbereitung und Betreuung der ständigen Diakone, die Vorbereitung und Betreuung der Gemeindeferentinnen, die Vorbereitung und Betreuung der Kirchenangestellten, Kommunionhelfer und Lektoren in der Hand. Außerdem hat er für den Aus- und Aufbau der Gemeindekatechese zu sorgen, die Visitationsberichte aus den Gemeinden und Dekanaten zu prüfen und auszuwerten.



Auch das Exerzitienreferat untersteht seiner Leitung.

Mit Weihbischof Heinrich Machens wurde ein Sohn der Stadt Hildesheim zum Bischof geweiht. Am 25. Januar 1919 geboren, wurde er 1939 als Theologiestudent zur Wehrmacht eingezogen

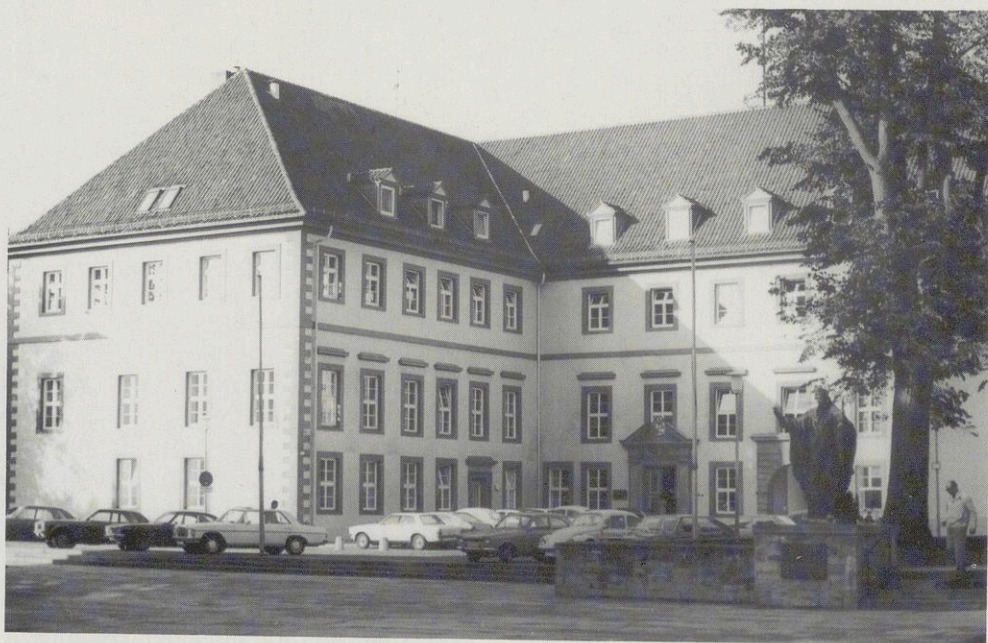
und 1946 aus kanadischer Gefangenschaft als Offizier entlassen. Nach Beendigung des Studiums wurde er 1949 zum Priester geweiht, war einige Jahre Kaplan und Religionslehrer und 1959 bis 1962 Diözesanjugendseelsorger.

Bischof Janssen (rechts), Weihbischof Machens (Mitte) und Weihbischof Pachowiak (links) nach der Weihe von Heinrich Machens.

Der Generalvikar und das Generalvikariat

Herr Karl M. ist Werkmeister von Beruf und katholischer Christ. Er lebt mit seiner Familie in H., macht dort in der Gemeinde mit und war sogar einmal einige Jahre im Pfarrgemeinderat. Zufällig kam er mit einem Arbeitskollegen in ein Gespräch über die Kirchensteuer. Er wurde nach der kirchlichen Behörde gefragt. Das sei doch wie beim Staat, meinte der Arbeitskollege, die Beamten seien eigentlich überflüssig. Sie lebten nur von der Kirchensteuer und übten Macht über das Kirchenvolk aus. Das habe Jesus von Nazareth sicher nicht gewollt. Deswegen sei die Berechtigung einer »Kirchenbehörde« in Frage zu stellen. Herr M. wollte nicht zustimmen, konnte aber nicht viel dazu sagen; denn auch er hatte sich angewöhnt, immer nur »von denen da oben« oder »von denen in Hildesheim« zu sprechen, wenn er das Generalvikariat meinte. Aber das Gespräch mit dem Arbeitskollegen ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Er merkte, daß er schlecht informiert war. Deswegen schrieb er an einen Pastor, den er in seinen Jugendjahren als Kaplan näher kennengelernt hatte und erkundigte sich, was das nun eigentlich sei, der Generalvikar und das Generalvikariat. Hier die Antwort:

»Lieber Karl! Vielen Dank für Deinen Brief, den ich mit einem Schmunzeln gelesen habe. Aber Du hast recht. Wir wissen auch unter den Katholiken viel zu wenig über die Einrichtung des Generalvikariates, geschweige denn unter Nichtkatholiken. Ich kann Dir nun einiges über den Generalvikar berichten und über die Stellung des Generalvikariates im Aufbau der Kirche, aber wie das Generalvikariat in Hildesheim im einzelnen aufgebaut ist und wie es funktioniert, das kann nicht einmal ich Dir genau sagen. Darum mache ich Dir den Vorschlag, gelegentlich eines Besuches einmal ins Generalvikariat gegenüber dem Dom zu gehen und Dir dort alles zeigen und erklären zu lassen. Die Leute werden dazu sicher gern bereit sein.



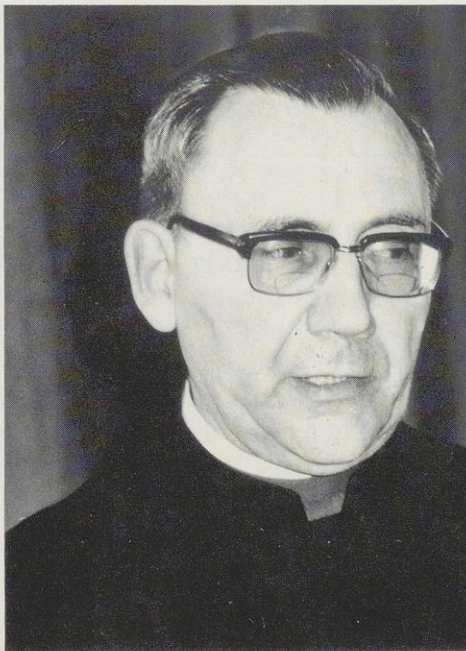
Oben: Viele Jahrzehnte genügte das Gebäude am Pfaffenstieg als Bischöfliches Generalvikariat. Heute ist darin die Diözesanbibliothek und das kirchliche Gericht untergebracht.

Unten: Das Bischöfliche Generalvikariat liegt unmittelbar dem Haupteingang des Domes gegenüber. Aus dem ehemaligen fürstbischöflichen Schloß wurde durch Erweiterung und Ausbau, nachdem

viele Jahre das Landgericht hier untergebracht war, ein neuzeitliches Verwaltungsgebäude.

Nun will ich Dir etwas erzählen über den Generalvikar in Hildesheim, den Du vielleicht schon einmal gesehen hast. Er steht ja meist im Hintergrund, ist an den Schreibtisch gebunden und nicht so viel unterwegs wie der Bischof.

Unser Generalvikar heißt Adalbert Sendker, wurde 1912 in Hamburg geboren, absolvierte seine theologischen Studien in Münster und wurde 1936 von Bischof Joseph-Godehard Machens in Hildesheim zum Priester geweiht. Zunächst war er Kaplan und Krankenhausseelsorger, dann wurde er 1943 – mitten im Krieg – Diözesancaritasdirektor. Im Dritten Reich gelang es ihm, den Diözesancaritasverband vor dem Untergang zu bewahren und auf diese Weise das Fundament für den Neuaufbau nach 1945 zu sichern. Was aber wichtiger ist: Der Geist der Caritas prägte sein priesterliches Leben. Auch heute noch ist der Generalvikar der Caritas und dem Caritasverband in ganz besonderer Weise verbunden. Er ist Vorsitzender des Diözesancaritasverbandes. 1960 berief ihn Bischof Heinrich Maria Janssen zum Generalvikar. Seit 1961 ist er Mitglied des Hildesheimer Domkapitels. Er war maßgeblich am Zustandekommen des Niedersächsischen Konkordates 1965 beteiligt. Zu seinen bedeutendsten Leistungen gehören die Intensivierung des Schulwesens in freier Trägerschaft, die Schaffung eines Beamtengesetzes für den kirchlichen Dienst, sowie die Einleitung einer kirchlichen Gebiets- und Verwaltungsreform. Papst Paul VI. ernannte Generalvikar Sendker 1959 zum Päpstlichen Hausprälaten und 1974 zum Apostolischen Protonotar. 1962 erhielt er das Malteserkreuz in Gold und in Anerkennung seiner Verdienste vor allem um den Wiederaufbau der freien Wohlfahrtspflege und um die Aufnahme des Flüchtlings- und Vertriebenenstroms wurde ihm schon 1966 das Große Verdienstkreuz des niedersächsischen Verdienstordens verliehen.



Generalvikar Adalbert Sendker, seit 1960 erster Mitarbeiter des Bischofs.

Du siehst also, lieber Karl, unser Generalvikar ist ein verdienstvoller Mann. An äußeren Ehrungen hat es ihm deshalb auch nicht gefehlt.

Unser Bischof leitet die Diözese und er trägt die Verantwortung für alles, was im Bistum geschieht. Nun hat aber alles auch eine verwaltungstechnische Seite und für diese ist der Generalvikar letztlich verantwortlich, zunächst dem Bischof, dann aber auch der ganzen Diözese gegenüber. Oft schafft erst eine gute und geordnete Verwaltung die Voraussetzung für Dinge, die der Bischof anstößt oder ausführt. Wer die Verwaltung leitet, muß die Intention des Bischofs und sein Pastoralkonzept genau kennen, muß mit ihm die seelsorgliche Situation beurteilen können und dann entsprechend handeln. Prälat Sendker hat sich 1960 dem Bischof gegenüber zu treuem Dienst verpflichtet und stand seinem Oberhirten bei allen Planungen, Verhandlungen und Arbeiten, auch wenn sie im einzelnen mit vielen Schwierigkeiten verbunden waren, fest zur Seite.

Der Brief ist etwas lang geworden, doch hoffe ich, Dir damit ein wenig geholfen zu haben.

Mit herzlichen Grüßen und in alter Verbundenheit Dein F. S. Pastor.«

Mit diesem Brief in der Hand ging K. M. tatsächlich eines Tages in das Generalvikariat und wurde freundlich empfangen. Ein jüngerer Mitarbeiter führte ihn durchs Haus. Zunächst konnte er sich ob der vielen Büros kein richtiges Bild machen. Erst allmählich stellten sich die einzelnen Bereiche klarer heraus. Er fand fünf solcher Bereiche. Da ist der große Bereich des Rechtswesens, unterschieden in kirchliches und ziviles Recht, wozu auch die Grundstücks- und Häuserverwaltung gehört. Dem Kirchenrecht ist das Ehe- und Sakramentenrecht, aber auch das Recht der Vermögensverwaltung zuzurechnen. In dieser Abteilung werden aber auch alle Priesterfragen, die Frage der priesterlichen Fortbildung, die Versetzung des geistlichen Personals bearbeitet.



Prälat Johannes Stuke, Domdechant, Vorsitzender des Kapitels, lange Jahre auch als Leiter der Schuleabteilung tätig.

Diözese in Maß und Zahl

Von den 47.410 qkm des Landes Niedersachsen umfaßt das Bistum Hildesheim allein 33.500 qkm. Die Regierungsbezirke Braunschweig, Hildesheim, Lüneburg und Stade gehören ganz zum Diözesangebiet, der Bezirk Hannover zum größten Teil. Dazu kommen dann noch Teilgebiete der Stadtstaaten Hamburg und Bremen und schließlich noch sechs Gemeinden in der DDR. Soweit die Zonengrenze mit 525 km im Bereich des Landes Niedersachsen liegt, ist sie auch gleichzeitig Diözesangrenze. Die Zahl der katholischen Christen im Bistumsgebiet beträgt etwa 760.000, wobei die ausländischen Arbeiter eingerechnet sind. Die Diözese ist eingeteilt in

36 Dekanate
1 Zirkel (in der DDR)
219 Pfarreien
145 Kuratien und Pfarrvikarien.

Die Zahl der Kirchen und öffentlichen Kapellen beträgt 513. Von den 661 Priestern sind 365 Diözesanpriester, 166 Priester aus andern Diözesen und 120 Ordenspriester.
60 Studierende der Theologie bereiten sich auf das Priesteramt oder auf ein anderes Kirchenamt vor.
Im Bistum gibt es

13 Männerorden mit 17 Niederlassungen und 109 Professoren,
davon 92 Ordensgeistliche,
17 Frauenorden mit 70 Niederlassungen und 774 Professoren,
3 ordensähnliche Frauenvereinigungen mit 20 Niederlassungen
und 87 Mitgliedern.

Seit dem Niedersachsen-Konkordat von 1965 besteht das Domkapitel aus dem Domdechanten und fünf residierenden Domkapitularen. Dazu kommen noch zwei nichtresidierende Domkapitulare und vier Ehren-domherren.

Rechte Seite links:
Oberfinanzrat Oswin Hary

Mitte:
Baurat Wolfgang Lorke, seit
1947 in der Bauabteilung tätig,
jetzt deren Leiter.

Rechts:
Leiter des Seelsorgeamtes
Prälat Franz J. Wothe.

Schließlich fand er in diesem Bereich auch eine Pressestelle, die direkt dem Generalvikar unterstellt ist. Es werden hier Pressedienste sowohl an die Zeitungen, wie auch an die führenden Mitarbeiter herausgegeben.

Es folgt das Finanzwesen. Hier nimmt die Haushaltsabteilung eine erste Stelle ein. Aber auch die Kirchensteuerverwaltung und die Besoldungsstelle gehören dazu. Eine Abteilung beschäftigt sich mit dem Meldewesen nach EDV (Elektronische Datenverarbeitung). Eine Komputieranlage ist ein unentbehrliches Hilfsmittel der Finanzabteilung.

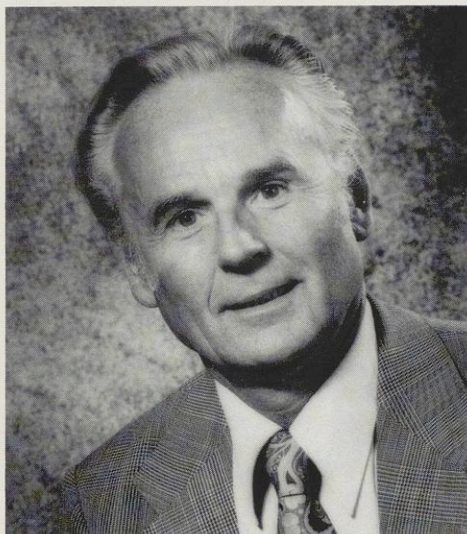


Eine andere Abteilung beschäftigt sich mit dem Bauwesen. Hier haben unter Leitung von Bauräten die Architekten das Wort. Alle Neubauten und größere Reparaturen an kirchlichen Gebäuden werden hier bearbeitet.

Die Schulabteilung hat sich um die Konkordatsschulen, d. h. Schulen in kirchlicher Trägerschaft, aber auch um die Lehrerfortbildung und Religionspädagogik für katholische Lehrer zu kümmern.

Als Abteilung II des Bischöflichen Generalvikariates wird das Seelsorgeamt umschrieben. Frauen- und Männerseelsorge, Erwachsenenbildung, die Laienräte, Ehe- und Familienpastoral, Gemeindepastoral, Exerzienssekretariat,

Ökumene, Liturgie und Kirchenmusik, Pilgerstelle, Touristenseelsorge, Altenseelsorge, Jugendseelsorge – ein großes Referat des Seelsorgeamtes mit vielen Unterreferaten – das alles wird hier von Geistlichen und Laien, Männern und Frauen bearbeitet. Zahlreiche Referenten, Mitarbeiterinnen und Bürokräfte stehen für die Personal- und Sachbereiche zur Verfügung. Im ganzen arbeiten im Bischöflichen Generalvikariat etwa zehn Priester und über hundert Laien. Die Bild- und Medienstelle, die zentrale Telefonanlage, die Postleitstelle mit einer großen Adrema-Anlage



und modernen Druck- und Vervielfältigungsgeräten fanden das besondere Interesse des Besuchers.

Ein großer Sitzungssaal, mehrere Konferenzräume, eine Hausbibliothek, eine Cafeteria mit voll eingerichteter Küche und nicht zuletzt eine sehr schöne Hauskapelle machen das Generalvikariat zu einem modernen Verwaltungsbetrieb der Kirche, der selbstverständlich auch eine Mitarbeitervertretung hat und zahlreiche soziale Vergünstigungen den Mitarbeitern bietet.

Nach zwei Stunden verließ Herr M. das Haus. In seinem Kopf konnte er die gesehenen und gehörten Dinge schlecht zusammenordnen. Er fand in den Büros überall Menschen, die eifrig bei der Ar-

beit waren, aber was sie im einzelnen leisteten, konnte er so schnell nicht erfassen.

In allen Abteilungen konnte er mit den leitenden Herren sprechen. Es handelte sich auch hier nicht nur um Priester. Das Rechtswesen, das Bauwesen und das Finanzwesen werden von Laien verwaltet. Die geistlichen Generalvikariatsräte bilden mit dem Bischof den Geistlichen Rat, der wöchentlich am Dienstag tagt. Der Generalvikar leitet den Verwaltungsrat, der zwar nur unregelmäßig aber doch sehr häufig zusammentritt. Dem Generalvikar fallen als dem Leiter



des Generalvikariates alle letzten Entscheidungen zu. Die einzelnen Abteilungen haben allerdings auch viele Einzelentscheidungen durch die Abteilungsleiter zu fällen.

Als Herr M. wieder in seiner Gemeinde war und es sich herumgesprochen hatte, daß er das Generalvikariat in Hildesheim besucht und besichtigt habe, wurde er von diesem und jenem aus der Gemeinde gefragt, was er denn gesehen habe. Es fiel ihm schwer, in Kürze die richtigen Antworten zu geben und er sagte: »Ganz wird man das alles erst verstehen, wenn man da selbst Mitarbeiter ist.« Damit dürfte er nicht Unrecht haben.

Der Bischof als Richter

Auch das noch? Aber nach dem heute geltenden Kirchenrecht ist der Diözesanbischof auch oberster Gerichtsherr der katholischen Christen für alle Gerichtssachen, die in seinem Bistum anfallen und für die nicht ein Sondergericht beim Papst in Rom besteht. Er übt dieses Amt aber nicht selbst aus, sondern bestellt dafür einen Offizial. In der Regel betreffen die Rechtsfälle heute nur noch Angelegenheiten des Eherechts. Die Ordnung der kirchlich geschlossenen Ehe untersteht dem kirchlichen Recht. Deswegen kommen alle ehelichen Streitfälle, die diese Ordnung wesentlich berühren, vor ein kirchliches Gericht, wenn die Eheleute selbst das Verfahren beantragen. Das kirchliche Gericht führt die Bezeichnung »Offizialat«. Es ist ein Kollegial-Gericht, das der Bischof unter dem Vorsitz eines Offizials beruft. Der Bischof mischt sich in die Verfahren nicht ein. Das Offizialat ist also eine Einrichtung der Kirche, die ein Höchstmaß von Selbständigkeit und Eigenverantwortung besitzt. Es geht beim Offizialat ähnlich zu, wie bei jedem Gericht. Da gibt es ein Richterkollegium, einen Verteidiger und einen Notar, natürlich auch Kläger und Angeklagte. Die Ordnung des Verfahrens ist genau festgelegt und es gibt auch Berufungsinstanzen. Für Hildesheim ist beispielsweise Paderborn erste Berufungsinstanz. Die höchste Instanz ist das kirchliche Gericht beim Papst, Rota genannt.

Das katholische Kirchenrecht sieht drei Klagepunkte für die Ehe vor: Die Ehenichtigkeitserklärung, wenn das Gericht feststellen kann, daß von Anfang an keine richtige Ehe vorhanden war; die Auflösung der Ehe durch den Papst, wenn vor dem Gericht nachgewiesen werden kann, daß die Ehe nicht ordnungsgemäß vollzogen wurde; die Aufhebung der ehelichen Lebensgemeinschaft oder »die Trennung von Tisch und Bett«.

Die »Irrungen und Wirrungen« im Bereich des ehelichen Lebens unserer Tage haben dem Offizialat erneut stär-

kere Bedeutung verliehen. Die Zahl der Prozesse nimmt auch in Hildesheim zu. Die Eheleute, die sich an das Offizialat wenden, sind in der Regel bereits staatlich geschieden und oft sogar bürgerlich schon wieder verheiratet. Dadurch



Der Offizial der Diözese Hildesheim, Dr. Joachim Jaßmeier, ist Ordenspriester der Missionare vom Heiligsten Herzen Jesu (Hiltrup), geboren 1912, Priester seit 1939, nach kirchenrechtlichen Studien Offizial seit 1972.

kann eine Hauptaufgabe des kirchlichen Gerichts, nämlich die Aussöhnung der streitenden Parteien, gewöhnlich nicht mehr wahrgenommen werden. Nicht selten kann die faktisch bestehende Nichtigkeit einer Ehe deshalb nicht bewiesen werden, weil sich die Gegenpartei und deren Verwandte oder Bekannte, die als Zeugen in Frage kämen, weigern, im kirchlichen Verfahren mitzuwirken. Die Diasporasituation der Diözese Hildesheim macht sich auch in dieser Hinsicht bemerkbar. Sehr viele Ehen, die vor das kirchliche Ehegericht kommen, sind rein evangelische oder konfessionsverschiedene Ehen. Der evangelische Partner, der, falls er nicht einen Katholiken wiederheiraten möchte, an einer kirchlichen Nichtigkeitserklärung nicht interessiert ist, hat oftmals kein Verständnis für ein kirchliches Ehegerichtsverfahren, zumal er weder Zuständigkeit noch Recht der katholischen Kirche für sich erkennen kann.

Der seit 1962 in Hildesheim wirkende Offizial ist Dr. Joachim Jaßmeier. Er steht mit seiner Tätigkeit wenig im Rampenlicht der Öffentlichkeit, doch wird ihn angesichts der zunehmenden Zahl von Eheprozessen niemand in seinem Amt »beneiden«.

Rechte Seite: Fast wie ein Stück Italien präsentiert sich die Fassade der ehemaligen Kapuziner-, jetzigen Priesterseminarkirche in Hildesheim. Das Marienbild in der Mitte weist darauf hin, daß sich hier eine alte Verehrungsstätte der Muttergottes befindet.

Eine katholische theologische Fakultät befindet sich an keiner Universität des Landes Niedersachsen. Das muß nicht so bleiben; denn in einem Artikel des Niedersachsenkonkordats heißt es ausdrücklich, daß eine solche Fakultät zu gegebener Zeit an der Universität Göttingen errichtet werden soll. Aber wann ist die Zeit gegeben? Im Augenblick ist kaum jemand daran interessiert, eine neue theologische Fakultät an einer staatlichen Universität zu errichten. Die Theologiestudenten des Bistums Hildesheim studieren meist in Münster oder St. Georgen (Frankfurt), manchmal auch in Rom, bevor sie in das Priesterseminar in Hildesheim eintreten.

Die Geschichte des Priesterseminars ist von der des Gymnasium Josephinum nicht zu trennen. Nachdem das von den Vätern der Gesellschaft Jesu (Jesuiten) geleitete Collegium Josephinum sein gleichnamiges Gymnasium erst durch eine philosophische (1659), dann durch eine theologische Fakultät (1665) erweitert hatte, wurde im Jahre 1780 in demselben Haus ein Priesterseminar errichtet. Die Trennung von Gymnasium und wissenschaftlichem Lehrbetrieb erfolgte erst in den Jahren 1831 bis 1834. Von da an gab es im ehemaligen Kapuzinerkloster ein Priesterseminar und eine philosophisch-theologische Lehranstalt hohen Ranges, die später ein Opfer des Kulturkampfes wurde. Zu ihren Dozenten gehörte der Benediktiner Pius Bonifatius Gams. Sein wissenschaftliches Standard- und damals viel benutztes Nachschlagewerk »Series episcoporum Ecclesiae catholicae« (Die Bischöfe der katholischen Kirche von den Anfängen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts) wird in unseren Tagen kirchengeschichtlich überarbeitet und mit Hilfe der Stiftung Volkswagenwerk neu aufgelegt. Fünzig namhafte Gelehrte sind mit Forschungen in sechshundert Bistümern damit beschäftigt. Dabei werden die Domschule zu Hildesheim und die Königliche Kapelle zu Goslar als Bischofsseminare vom 10. bis 12.



Jahrhundert keine geringe Rolle spielen.

Eine der ersten Baumaßnahmen, mit der Bischof Heinrich Maria Janssen gewissermaßen seine Amtszeit einleitete, war der Neubau beim Priesterseminar. Die Mönchszellen des alten Klosters erwiesen sich allmählich als unzulänglich, wenn nicht unzumutbar. Daher wurde im Garten ein neuer Flügel mit 38 Zimmern errichtet. Die Erholung in der Freizeit sollte beim Studium nicht zu kurz kommen. Deshalb gibt es im Haus einen Raum für Tischtennis und im Garten eine Anlage zum Ballspiel. Wenn es einmal gewünscht wird, kann im Keller sogar eine Kegelbahn angelegt werden. Ein zweigeschossiger durchlaufender Balkon mit Blick in den Garten bietet Raum für Studien und Freizeit. Die

Hörsäle und Studienräume sind im alten Bau verblieben.

Das Seminar wurde aber nicht nur architektonisch, sondern auch geistig und methodisch erneuert. Der Vorlesungsbetrieb in den theologischen Fachdisziplinen wurde von der Theorie mehr zur Praxis verlagert. Man ging im Rahmen der beginnenden allgemeinen Studienreform dazu über, die Priesteramtskandidaten schon während der Seminarzeit in die Gemeinden zu einem pastoralen Praktikum zu schicken. Dabei wurden die Akzente stärker als bisher auf Religionsunterricht und Predigt gelegt. Solche Praktika in Gemeinden, aber auch in Schulen dauern bis zu sechs Monaten. Für alle deutschen Bistümer werden einheitlich verbindliche Richtlinien zur Studienordnung vorbe-



reitet. Die Studien sollen nach dem Willen der Bischofskonferenz dann institutionelle Formen erhalten. Ihre Schwerpunkte sollen Pastoraltheologie, Liturgik, Homiletik und Katechetik sein. Die Reform befreite die Priesteramtskandidaten des Bistums auch von ihrem bisherigen klausurähnlichen Lebensstil. Die jungen Priester sollen nun nicht mehr hinter Mauern, sondern in der Welt aufwachsen, nicht zuletzt mit Hilfe der genannten Praktika.

Wie kommt der junge Theologe ins Seminar? Sein Weg dorthin führt nur über die Reifeprüfung mit anschließendem fünfjährigen Theologiestudium. Neuerdings kann die Reifeprüfung auch

Der Neubau des Hildesheimer Priesterseminars. Davor im Garten des ehemaligen Kapuzinerklosters die Priesteramtskandidaten mit Regens Koitz.

Die Räume des Priesterseminars sind nicht mehr nur für die Ausbildung der künftigen Priester bestimmt. Hier werden auch die bleibenden Diakone auf ihr Amt vorbereitet, desgleichen die Kommunionhelfer und Lektoren im Gottesdienst, schließlich auch die Pfarrgemeinderäte für ihre neue, vom Konzil und der Synode bestimmte Arbeit geschult.

Regens Hans-Georg Koitz

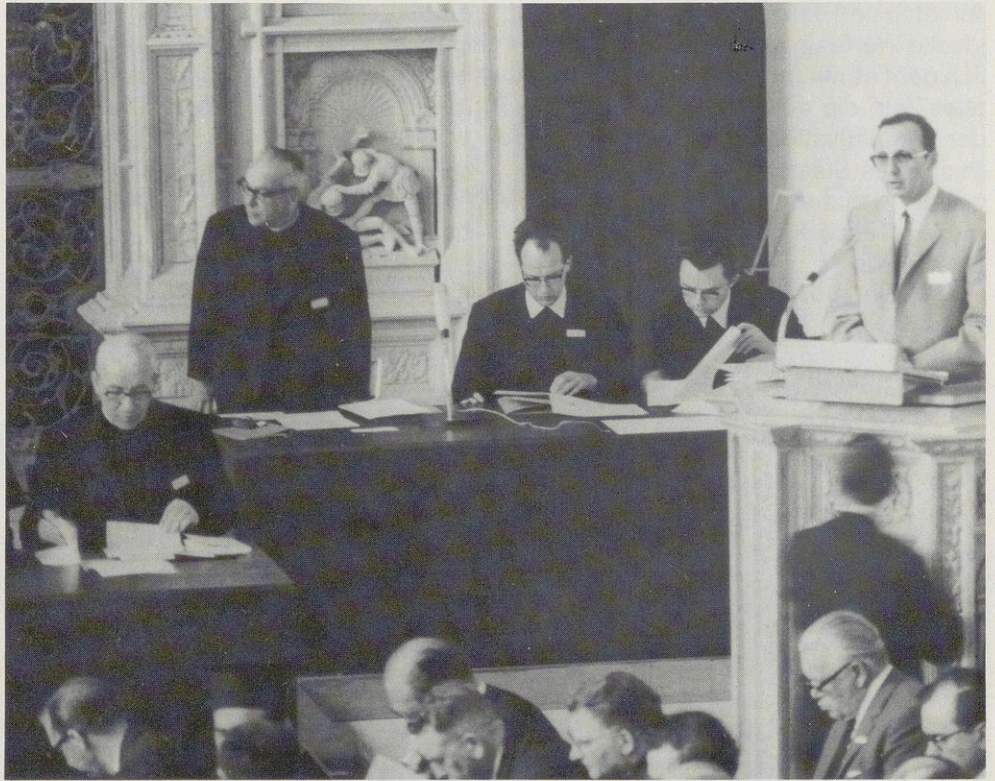


Die finanziellen Grundlagen der Kirche

auf dem zweiten Bildungsweg erlangt werden. Allerdings fehlen wie überall auch in Hildesheim Theologiestudenten, die Priester werden möchten. Das Priesterseminar ist deswegen räumlich nicht »ausgelastet«. Das bedeutet allerdings nicht, daß aus dem alten Seminar und früheren Kloster ein Objekt der Denkmalpflege geworden ist.

Seit dem 2. Vatikanischen Konzil und seit der Hildesheimer Diözesansynode, die beide der Laienarbeit neue und ungewohnte Impulse gegeben haben, ist das Priesterseminar auch die Pastorale Bildungsstätte für die Laien im Bistum geworden, die in den Pfarrgemeinderäten oder in Helferkreisen der Gemeinden mitarbeiten. Deswegen finden im Priesterseminar die Vorbereitungs- und Fortbildungskurse statt, für die das Bischöfliche Seelsorgeamt verantwortlich ist. Dieser Bereich der pastoralen Weiterbildung, vor allen Dingen für die nebenberuflichen Mitarbeiter, ist in den letzten Jahren so stark angewachsen, daß auf Dauer diese Bildungsarbeit nicht mehr im Priesterseminar geschehen kann. Das Priesterseminar soll auch in Zukunft stärker die Pflanzstätte des kommenden Priestertums sein, außerdem sollen hier berufsbegleitende, weiterbildende Maßnahmen für Priester durchgeführt werden. Für die pastorale Bildung der Laien plant das Bistum eine neue Bildungsstätte auf dem Moritzberg in Hildesheim. Die Vorarbeiten zur Errichtung dieser Bildungsstätte sind bereits im Gange. 1979 soll der Bau vollendet sein.

Um das Bistum mit der notwendigen Zahl von Priestern zu versorgen, müßten im Jahr fünfzehn oder besser zwanzig Priesterweihen sein. Zur Zeit ist es kaum ein Drittel. Es ist eine große geistliche Sorge des Bistums, daß dieses Mißverhältnis recht bald geändert wird. Das Vermächtnis des Herrn geht uns heute alle an: »Die Ernte ist groß, der Arbeiter sind wenige. Bittet daher den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende.« (Mt. 9,37).



»Kennen Sie den Witz? Ein Flugzeug kommt durch Sturm in große Bedrängnis. Der Kapitän will die Insassen beruhigen und fordert einen geistlichen Fluggast auf, eine Andacht zu halten. Der erklärt sich bereit und fragt: Haben Sie einen Hut zum Kollektieren?« Böswillige werfen der Kirche vor, sie dächte immer zuerst an die Kollekte. Auch Gutwillige fragen nach Notwendigkeit und Höhe der Kirchensteuer: »Was macht die Kirche mit ihrem Geld?« Als 1970 Stimmen laut wurden, man solle die Kirchensteuer abschaffen, erklärten die Bischöfe in einem Hirtenbrief: »Die Kirche ist die Gemeinschaft der Menschen, die durch den Glauben an Jesus Christus und durch die Sakramente am Leben Gottes teilhaben und zur ewigen Gemeinschaft mit Gott berufen sind. Ihrem Wesen nach steht sie in Raum und Zeit und kann ihrem Heilsauftrag in Gottesdienst und Seelsorge, in Schule und Erziehung, in Caritas und Mission nur gerecht werden, wenn ihr – das ist

Beinahe ein historischer Augenblick: Oberfinanzrat Oswin Hary erläutert zum ersten Mal vor einer auch mit Frauen und Männern aus dem Laienstand besetzten Diözesansynode den Haushalt des Bistums (1968).

eine nüchterne Feststellung – die nötigen materiellen Mittel zur Verfügung stehen.« Schon der Apostel Paulus hat sich nicht gescheut, bei seinen Missionsreisen kräftig für die notleidenden Gemeinden Palästinas zu sammeln. »Wie ich angeordnet habe für die Gemeinden von Galatien, so sollt auch ihr tun«, schreibt er an die Korinther (1 Kor 16,2). »Am ersten Tag der Woche lege jeder von euch etwas für sich als Ersparnis zurück, wie es ihm gelegen ist, damit nicht erst dann, wenn ich komme, die Sammlungen stattfinden.«

Das Schlagwort vom Reichtum der Kirche ist wirklich nur ein Schlagwort. Das kirchliche Vermögen liegt größtenteils fest in Werten, die als Kunstwerke ge-

schaffen und dann Gott geweiht, also als ideelle Werte unveräußerlich sind. Ähnlich geht es mit frommen Stiftungen aus alter Zeit, die allerdings größtenteils in der Säkularisation verloren und in den Besitz des Staates übergangen. Die Erträge aus solchen Stiftungen kommen fast ausschließlich den Werken der Caritas zugute.

Alle Einnahmen und Ausgaben des Bistums werden in einem Haushaltsplan durch die Finanzabteilung des Bischöflichen Generalvikariates zusammengefaßt. Den Hauptblock auf der Einnahmeseite bildet das Kirchensteueraufkommen. Ohne diese Kirchensteuer wäre die Kirche nicht in der Lage, ihre laufenden Ausgaben zu decken. Der Haushaltsplan wird vom Kirchensteuerrat beraten, korrigiert und beschlossen. Einnahmen und Ausgaben müssen immer ausgeglichen sein. Der Bischof setzt jeden Haushaltsplan für das kommende Jahr in Kraft. Er wird im Kirchlichen Anzeiger und in der Presse veröffentlicht. Sein genaues Zahlenwerk ist jedermann zugänglich. 1969 hat der Leiter der Finanzabteilung den Haushaltsplan der gerade tagenden Diözesansynode vorgelegt. Diesen Schritt in die Öffentlichkeit empfanden damals viele als Sensation. Es war das erste Mal, daß ein Bistum den Haushaltsplan auf einer Synode einbrachte. Heute ist es Selbstverständlichkeit geworden, daß die Kirche ihre Haushaltspläne veröffentlicht. Da aber der Haushaltsplan des Bistums genau so eine trockene Lektüre ist wie der eines Landes und einer politischen Gemeinde, kann man nicht sagen, daß der Haushaltsplan der Kirche ein Lesestoff geworden ist, zu dem sich die Leute »drängeln«. Der Redakteur der Hildesheimer Kirchenzeitung, Winfried Henze, schrieb einmal: »Wer ein bißchen tiefer nachdenkt, wird darauf kommen, daß die Veröffentlichung des Diözesanhaushaltes mehr bedeutet als Befriedigung der Neugier oder Abwehr von Gerüchten. Sie soll erkennen lassen, daß wir im Bistum eine Gemeinschaft sind, die nur

durch Vereinigung ihrer Kräfte bestehen kann. Wir alle sind die Kirche von Hildesheim, das kann man auch aus langweiligen Zahlenreihen lernen. Der Sprung von den Finanzen zur Theologie ist da gar nicht weit.«

Es soll hier keine Analyse des Haushaltes der Diözese Hildesheim vorgestellt werden. Einige Zahlen mögen von allgemeinem Interesse sein. Im Haushaltsjahr 1977 setzt das Bistum Hildesheim seine Finanzmittel wie folgt ein:

Seelsorge in den Kirchengemeinden	57,83 Mio DM
Schule und Bildung	7,45 Mio DM
Soziale Dienste einschließlich Alten-, Kranken- und Hilfsbedürftigenseelsorge	3,64 Mio DM
Ausländerseelsorge	2,63 Mio DM
Sonderformen der Seelsorge	1,04 Mio DM
Jugendseelsorge	1,00 Mio DM
Priester und Ordensleute	5,50 Mio DM
Weltkirche	5,00 Mio DM
Überdiözesane Aufgaben	4,35 Mio DM
Bistumsleitung und Bistumsverwaltung	6,70 Mio DM
Selbständige Einrichtungen und Regionen	6,91 Mio DM

Zur Bestreitung der Personalkosten im ganzen Bistum sind 1977 insgesamt 43,1 Mio DM = 42,3% und für die Sachkosten 58,9 Mio DM = 57,7% nötig.

Neben diesen ordentlichen Haushaltsmitteln muß das Bistum 1977 für die Errichtung notwendiger Bauwerke wie Schulen, Alten- und Familienheime und Erholungsheime, Kirchenzentren, Pfarrheime, Ausländerzentren noch rd. 31,8 Mio DM aufwenden.

Die in allen Kirchen seit den Tagen der Apostel übliche Kollekte wird auch im Zeitalter der Kirchensteuer nicht überflüssig. Der größte Teil aus Kollekten verbleibt allerdings nicht im Bistum. Er kommt vielmehr den großen Werken der Kirche, wie Mission, Misereor, Adveniat und Diaspora zugute. Im Jahre 1976

waren das immerhin 5 Mio DM. Bei einem Haushaltsvolumen von rund 100 Millionen DM sind das 5%. Damit kann sich die Diasporadiözese Hildesheim auch in den Kollektenaufkommen vor aller Welt sehen lassen.

Kirche im Großraum Hannover

Neben St. Clemens, der Haupt- und Mutterkirche von Hannover, entstanden mehrere Gebäude, die der Verwaltung zentraler Einrichtungen der Kirche dienen. Neben dem bescheidenen Pfarrhaus, rechts, ist ein großes Bildungszentrum mit einer Familienbildungsstätte errichtet worden. Die Clemensbourse und ein größeres Verwaltungszentrum, im Bild nicht sichtbar, schließen sich an.



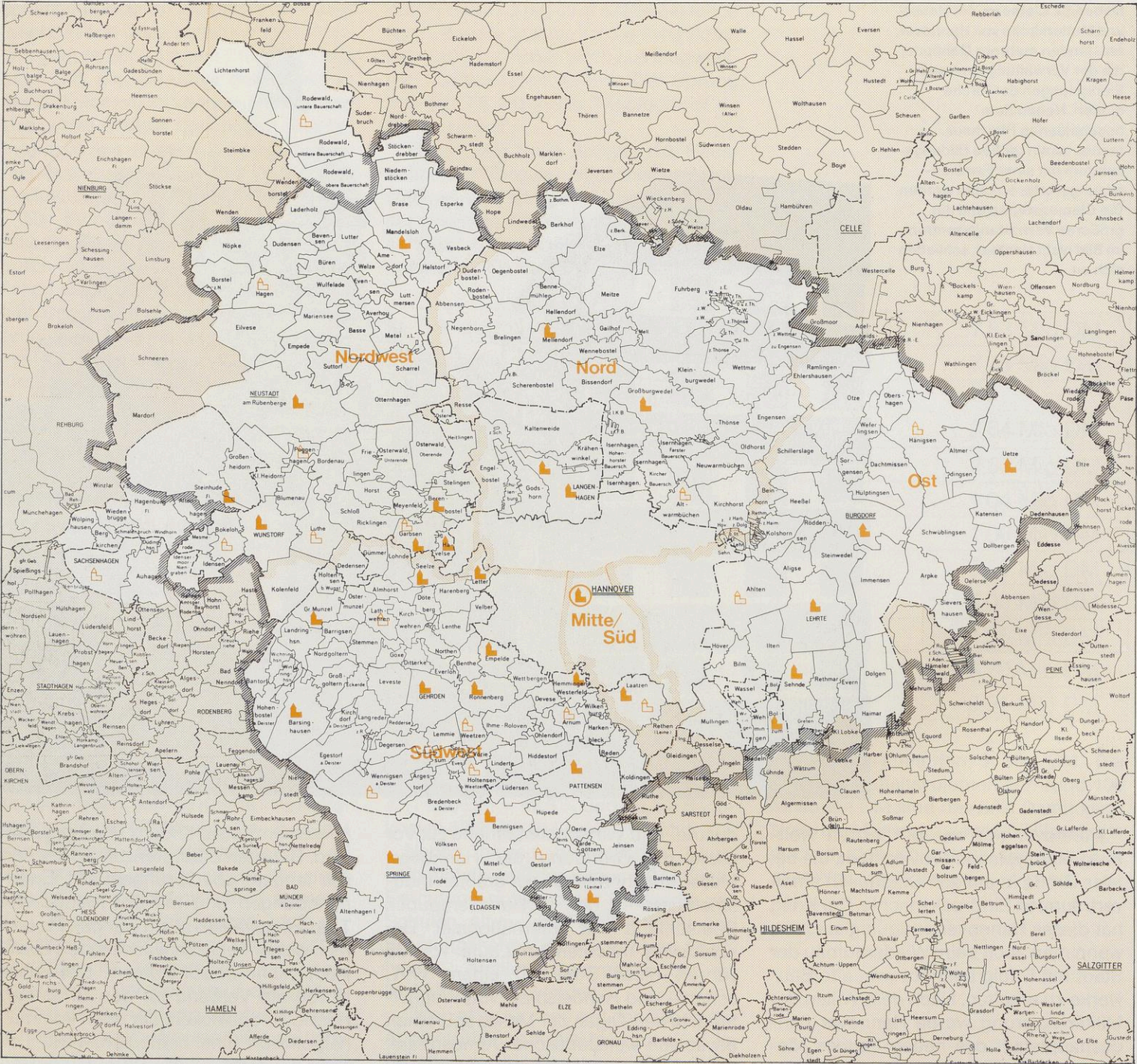
Hannover war bis zum letzten Weltkrieg eine typische Provinzstadt, die bei aller Größe in einigen Stadtteilen einen verträumten Eindruck machte. Der Krieg hat dieses Hannover endgültig zerstört, wenn man auch beim Wiederaufbau der Stadt mit Erfolg bestrebt war, alte Bauwerke zu erhalten. Nach dem Willen der Militärregierung wurde Hannover Landeshauptstadt des neuen Landes Niedersachsen. Damit wurde es Sitz der Landesregierung und des Landtages. Die Stadt wuchs an Einwohnerzahl. Die Bautätigkeit stieg von Jahr zu Jahr an. Die Bedeutung der Landeshauptstadt nahm durch die Ansiedlung großer In-

dustrie- und Wirtschaftsbetriebe zu. Vor allem die Gründung der Hannover-Messe und ihr Ausbau zur größten Industriemesse der Bundesrepublik Deutschland mit internationaler Beschickung machten im Laufe von 25 Jahren diese Stadt zu einem Wirtschafts- und Handelsplatz von Weltgeltung. In den Tagen der Messe spürt man etwas von weltstädtischer Atmosphäre. Ein großzügig angelegtes Straßensystem mit Tangenten für die Kraftfahrzeuge, mit Untergrundbahnen und dichtem Netz für den Nahverkehr sorgt für die Bewältigung der Verkehrsprobleme, die in einem solchen Ballungszentrum

mit seinem pulsierenden Leben gegeben sind. Die alten Stadtgrenzen sind schon seit langem übersprungen. Mit Eingemeindungen und mit der Anlage von Trabantenstädten allein war den Problemen dieser hektisch wachsenden Großstadt nicht beizukommen. Deswegen wurde ein Verband für den Großraum Hannover entwickelt, der auch kommunalpolitisch eine bemerkenswerte Lösung darstellt.

Die katholische Kirche ist in diesem Wachstumsprozeß der Stadt mitgewachsen; denn durch den Bevölkerungszuwachs nahm auch die Zahl der Katholiken zu. Die traditionellen Kir-

Region Hannover



chengemeinden mit ihren Gotteshäusern und Pfarrheimen erhielten ein neues Gesicht. Die Kriegszerstörungen boten neue Lösungen an. In den Ortschaften des Umlandes von Hannover mußten neue Kirchen gebaut und neue Einrichtungen geschaffen werden. In den Neubaugebieten und Stadtrand-siedlungen mit Hochhäusern und Wohnzentren entstanden neue Kirchen. Diese Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen.

Im Großraum Hannover leben unter 1,2 Millionen Einwohnern 175.000 Katholiken. Sie bilden fünfzig Gemeinden mit Haupt- und Filialkirchen für den Gottesdienst. Die Seelsorge vollzieht sich in diesen Gemeinden. Hinzu treten aber auch pastorale Dienste, die durch einen Pfarrverband – ein Zusammenschluß einiger Gemeinden – durch das Dekanat und durch zentrale Einrichtungen ausgeübt werden. Der Großraum deckt sich nicht ganz mit der kirchlichen Region Hannover. Weihbischof Heinrich Pachowiak ist als Bischofsvikar geistlicher Vorsteher der Region und übt sein Amt im Auftrage des Bischofs von Hildesheim aus. Die Region ist unterteilt in fünf Dekanate. Struktur und Charakter dieser Dekanate sind unterschiedlicher Art. Die Bevölkerung ist nur noch teilweise bodenständig; denn durch Umzüge innerhalb des Gebietes und vor allem durch die gewaltigen Zuzüge von außen hat sich das Bild der Bevölkerung sehr gewandelt. Das zeigt sich bis in die Umgangssprache hinein. Die für Hannover charakteristische Sprache mit der typischen Aussprache von s - t und s - p gilt nicht mehr generell. Auch für die Sprache ist Hannover zu einem Schmelztiegel geworden. An der Gesamtzahl der Einwohner haben Ausländer einen hohen Anteil. Es gibt kaum



**Weihbischof
Heinrich Pachowiak
Bischofsvikar von Hannover**

noch ausgesprochen dörfliche Strukturen, auch nicht in den Ortschaften des Umlandes. Nicht alles ist aber in gleicher Weise industrielles Ballungszentrum. Weitflächige Siedlungs- und Wohngebiete bestimmen meistens den Charakter der wachsenden Ortschaften des Großraumes. Schon allein diese wenigen Hinweise auf die soziologische Struktur der Region zeigen, wie schwierig, aber auch wie einmalig die pastorale Situation einer Diasporakirche hier ist. Die neuen Kirchbauten, fast immer ohne Turmanlagen, fügen sich in den Wohn- und Lebensraum der Menschen ein. Sie bilden keine Dominante mehr und unterstreichen den Dienstcharakter der Kirche. Deswegen dürfen sich die Kir-

chengemeinden auch nicht mehr mit den Seelsorgsmethoden der Vergangenheit begnügen. Sie werden im sozialen Engagement stärker gefordert als das früher der Fall war. Richtig verstandene Verkündigung des Evangeliums schließt ja den diakonischen Auftrag immer mit ein. Der diakonische Auftrag der Kirchengemeinden zwingt die Kirchen auch zu stärkerer Zusammenarbeit. Langsam aber stetig und sehr unterschiedlich in einzelnen Gemeinden wächst der Wille zu Ökumene.

Seit zehn Jahren gibt der Katholikenausschuß für die Region Hannover »Katholische Informationen« in Form eines Jahrbuches heraus. Mit Hilfe dieser Informationen kann man einen Überblick über die Gemeinden in der Region, aber auch über die Fülle der Einrichtungen der katholischen Kirche im Großraum Hannover, über ihre Aufgaben und über ihre Probleme gewinnen. Was an Kraft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe durch die Kirche in den Großraum Hannover ausstrahlt, kann man allerdings nicht beschreiben.



Im Diasporabistum Hildesheim gibt es nur zwei einigermaßen geschlossene katholische Gebiete: die etwa 35 katholischen Dörfer im Umkreis der Bischofsstadt, die sog. Stiftsdörfer, und das Untereichsfeld, das jedoch erst 1824 zum Bistum Hildesheim kam.

Es ist eine Tatsache, daß lediglich die Stiftsdörfer die ganze Geschichte des Bistums mit all ihren Höhen und Tiefen mitgetragen haben, und daß dieses Mittragen in Anbetracht der durchweg unglücklichen geographischen und politischen Lage des Hochstiftes mehr ein Mit-leiden war. Ihre Bewohner haben immer wieder Blut, Leben und Eigentum

für die Bischöfe von Hildesheim eingesetzt. Wie oft haben sie zusehen müssen, wie ihre Häuser und Scheuern in Flammen aufgingen, ihr Vieh weggetrieben und ihre Ernten vernichtet wurden! Von den Siegen, die sie mit ihren Landesherren erstritten haben – ob bei Dinklar oder bei Soltau – haben sie keinen Nutzen gehabt. Im Gegenteil! Als der Sturm der Reformation losbrach und ganz Norddeutschland – selbst die Hauptstadt des Stiftes – ergriff, bildeten die wenigen Dörfer, die man dem Bischof nach der Großen Stiftsfehde noch belassen hatte, eine winzige katholische Insel. Jahrhundertlang ha-

Ein typisches Stiftsdorf
Um die Kirche, die sich mit ihrem hohen Barockturm aus der Ebene heraushebt, gruppieren sich in unregelmäßiger Anordnung Wohnhäuser, Scheunen und Stallungen.



Oben links: Fronleichnamstationen in Tabernakelform aus der Zeit des Barock findet man in vielen Dörfern.

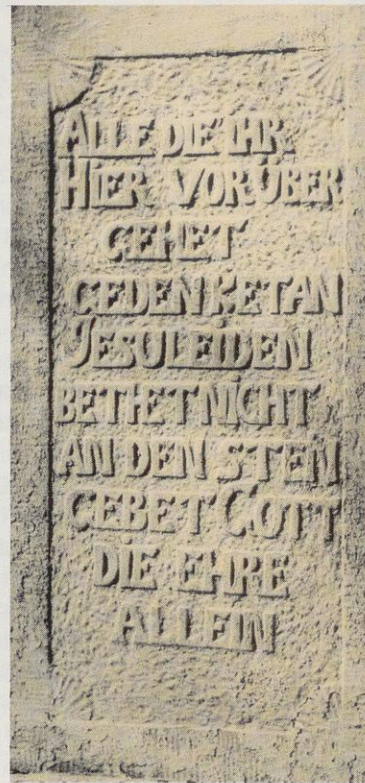
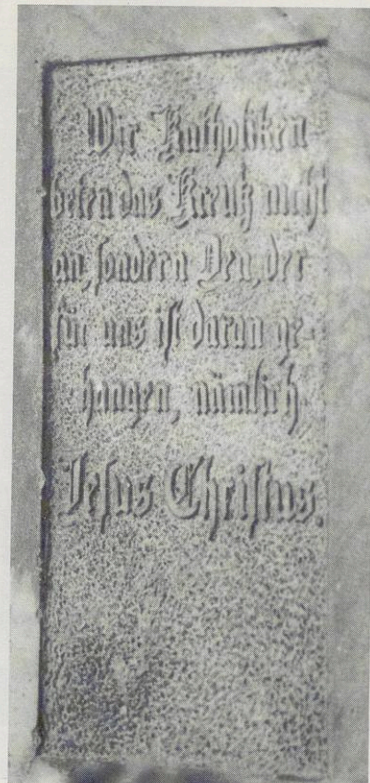
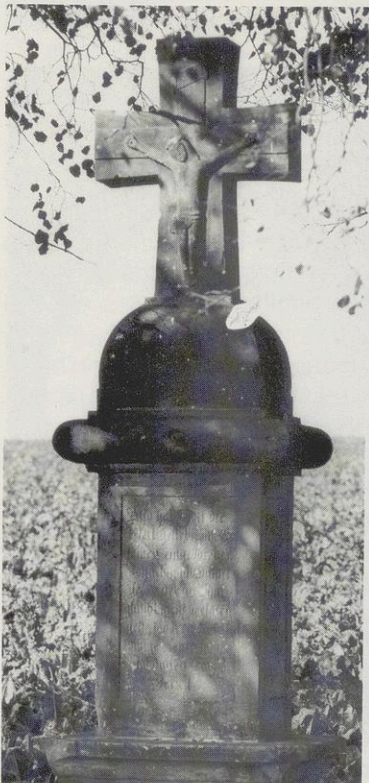
Oben Mitte: Vesperbild aus der Zeit des Rokoko in Hüddessum.

Oben rechts: Mächtige, schmucklose Sandsteinkreuze – Zeugnisse des Glaubens in der Kulturkampfzeit!

Unten links: Wegkreuze im Stift Hildesheim gibt es in großer Zahl, meistens aus Sandstein.

Unten Mitte: Wir Katholiken beten das Kreuz nicht an, sondern den, der für uns daran gehangen, nämlich Jesus Christus.

Inschriften an Wegkreuzen, die die katholische Glaubenslehre und Frömmigkeit gegenüber falschen Deutungen verteidigen.



Unten rechts:
Alle die ihr hier vorübergehet
gedenket an Jesu Leiden
Betet nicht an den Stein
Gebet Gott die Ehre allein.

ben die Stiftsdörfler ein Gettodasein geführt. Die bayerischen Landesherrn, die Kurfürsten von Köln, haben sie so gut wie nie zu Gesicht bekommen. Aber ihren weiß-blauen Farben sind sie bis heute treu geblieben.

Die Menschen dieses Landstriches sind durch ihre niedersächsische Stammeszugehörigkeit und durch die Geschichte ihres Stiftes geprägt. Ihr Schicksal ist der schwere, fruchtbare Boden, dem sie in harter Arbeit die Erträge abtrotzen mußten. Mehr als das Getreide hat ihnen die Zuckerrübe zugesetzt, besonders den Frauen. Sie hat aber auch Wohlstand gebracht, demzufolge die alten Fachwerkbauten vielfach mehrstöckigen Backsteinhäusern weichen mußten. Die Idylle findet man in den Dörfern nur noch selten. Im Kampf um Dasein und Selbstbehauptung hatte nur Geltung, wer starke Fäuste besaß. Das rücksichtslose, aber als notwendig erkannte Recht des Erstgeborenen zwang die Nachgeborenen zur Adoption auf kinderlosen Höfen, zur Einheirat, zum Studium oder zum ehelosen Schattendasein auf dem angestammten Erbhof. Dieses unerbittliche Gesetz gebot auch dem altgewordenen Bauern, sich zugunsten seines kraftstrotzenden Erben auf ein dürftig dotiertes Altenteil zurückzuziehen.

Enthusiasmus und Begeisterung kommen bei den Stiftsdörflern nicht so schnell auf. Dafür sind sie zu nachdenklich und in sich gekehrt, vielleicht auch zu nüchtern. Man liebt es nicht, sich nach außen hin zur Schau zu stellen. Das gilt besonders auch für das Glaubensleben. Die religiösen Pflichten erfüllt man mit der größten Selbstverständlichkeit, aber ohne Schwärmerei. Man ist gegebenenfalls, besonders wenn es um das eigene Gotteshaus geht, auch zu großen Opfern bereit. Doch wünscht man davon kein Aufhebens.

Was man für recht und richtig erkannt hat, daran hält man unnachgiebig fest. Doch steigt man nicht so schnell auf die

Barrikaden. Der stille, beharrliche Widerstand ist die Waffe, mit der sich die Stiftsdörfler gegen unliebsame Neuerungen und Eingriffe in ihren persönlichen – auch religiösen – Bereich zur Wehr setzen. Das haben die preußische Regierung im Kulturkampf und die Machthaber im Dritten Reich erfahren müssen.

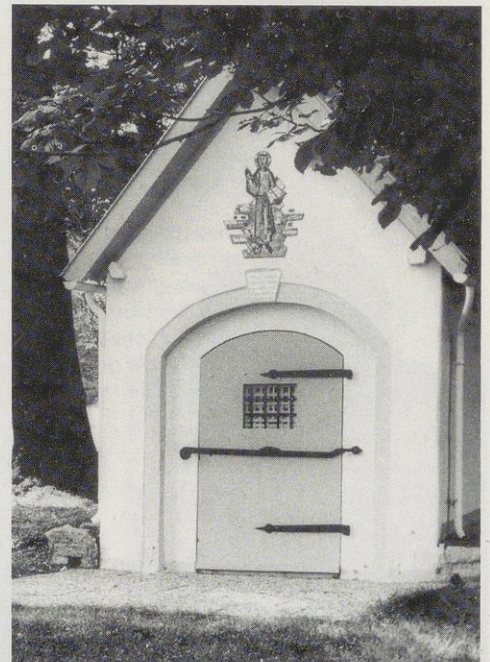
In den letzten Jahrzehnten haben sich die Verhältnisse auf den Stiftsdörfern grundlegend gewandelt. Die alten Ordnungen, die sich in Jahrhunderten herausgebildet hatten, bestehen nicht mehr. Die Bauern haben ihre Rolle als Arbeit- und Auftraggeber, als die ungekrönten Könige, ausgespielt. Auf den Höfen, ehemals Zentren pulsierenden Lebens, ist es still geworden, seitdem der Maschinenpark die menschliche Arbeitskraft auf dem Felde weitgehend, die Abschaffung des Viehs sie auf dem Hof völlig überflüssig gemacht hat. Ausgebombte und Flüchtlinge, zunächst als Eindringlinge in die seit alters festgefügtten Dorfgemeinschaften empfunden und behandelt, sind längst fester Bestandteil in ihnen. Die Sehnsucht der Stadtbewohner nach dem eigenen Heim hat zu einer Erweiterung und Ausdehnung der Dörfer geführt, bei der der alte Kern oft kaum noch erkennbar ist. Aus der Landflucht von einst ist eine Stadtflucht geworden.

An religiösem Brauchtum ist in den letzten Jahrzehnten vieles verloren gegangen, so die »angelobten Prozessionen«, die »Mäuseprozessionen« usw., aber erstaunlicherweise wird es, soweit noch vorhanden, immer noch von der alten bäuerlichen Struktur bestimmt. Es gibt wohl kein Dorf im Stift, das nicht seine HAGELFEIER hält, wenn auch der Flurumgang heute weitgehend verkürzt ist, so daß nicht alle Feldkreuze in der Flurmark aufgesucht werden. Zwar ist das »Melkmausläuten«, das den Arbeitern auf dem Felde den Beginn der Frühstückszeit – »Milchmus« – ankündigte, abgeschafft, aber vielerorts gibt es noch in der Sommerzeit das abendliche

Ernteläuten. Den alten bäuerlichen Familien obliegt noch heute weitgehend die Unterhaltung und der Schmuck der Prozessionsaltäre und Feldkreuze. In manchem Dorf werden vor dem Bilde des Gekreuzigten oder der Muttergottes abends Kerzen in Laternen entzündet.

Nach wie vor wird in allen Stiftsdörfern das Fest des Kirchenpatrons mit großer Prachtentfaltung gefeiert. Mehrere Geistliche gestalten in Konzelebration oder als Levitenamt den Gottesdienst. Einer alten Gepflogenheit gemäß hält ein auswärtiger Priester die Festpredigt. Kirchenchor und Feuerwehrkapelle tragen zur feierlichen Gestaltung des Hochamtes bei. Einige Dörfer haben auch ein eigenes Patronslied. Das Patronatsfest ist auch vor allem ein großes Familien-, Verwandten- und Freundes-treffen. Die Dörfer wimmeln an solchen Tagen von Gästen.

Hüterinnen des Brauchtums sind besonders die Frauen. Sie pflegen das Rosenkranzgebet, das sie morgens vor der heiligen Messe oder einmal in der Woche abends in der Kirche verrichten.



Antoniuskapelle bei Sorsum



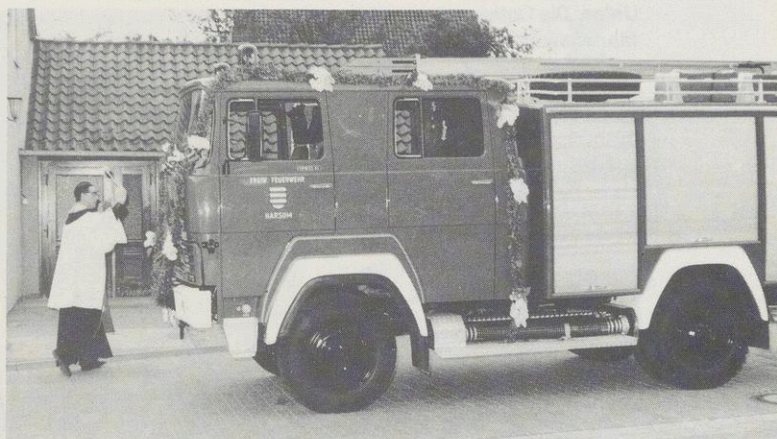
Auch nach dem Hinscheiden eines Menschen und vor der Beerdigung wird der Rosenkranz gebetet. Der Katholische Frauenbund unterhält in den Stiftsdörfern sehr lebendige Zweigvereine, die das örtliche kirchliche Leben stark prägen. Sie widmen sich auch weitgehend den caritativen Aufgaben der Dorfgemeinschaft. Jede Gruppe führt ihre eigene Wallfahrt nach Ottbergen oder Germershausen durch.

Sehr große Aktivitäten entwickelt auf den Stiftsdörfern auch die Kolpingsfamilie. Auf ihren uneigennützigen Einsatz bei den Vorbereitungen zum Fronleichnamsfest, bei Instandsetzungen kirchlicher Einrichtungen sowie bei der Gestaltung des Gemeindefestes mögen die Pfarrer nicht mehr verzichten.

Den Mittelpunkt der Stiftsdörfer bildet immer noch das Gotteshaus. Mehr als

alle anderen Einrichtungen – wie Rathaus, Schule, Dorfgemeinschaftshaus – erfüllt es die Aufgabe des Zusammenhalts der Dorfgemeinschaft. Mit seiner unüberhörbaren Stimme, dem Glockengeläut, begleitet es den Menschen ein ganzes Leben lang. Das Angelusläuten, am frühen Morgen, zu Mittag und am Abend, gibt dem Tage seine Einteilung und seine Ordnung, nach der man sich richtet. Die drei »Schauer«, die zum sonntäglichen Hauptgottesdienst rufen, machen auch dem Ungläubigsten verständlich, daß das Dorf seine heiligste Stunde hält. Ein Glockengeläut zu ungewöhnlicher Zeit kündigt davon, daß jemand aus der Dorfgemeinschaft das irdische Dasein beendet hat.

Jahreslauf und Lebenslauf kreisen im alten Stift noch immer um die Kirche – allen Neuerungen zum Trotz!



Oben links: Kolpingsfest in den Stiftsdörfern wie eh und je.

Oben rechts: In den Stiftsdörfern wird noch vieles kirchlich gesegnet, vom Feuerwehrauto bis zum Spritzenhaus

Oben: Seit einigen Jahren erfreut sich auf vielen Stiftsdörfern der Martinsumzug großer Beliebtheit bei jung und alt. An den Umzug schließt sich die Verteilung der Martinshörnchen durch die Geistlichen beider Konfessionen.

Unten: Die Gottesmutter auf der Mariensäule zu Duderstadt.



Rechts: Sankt Cyriakus in Duderstadt, der gotische »Dom des Eichfelds« aus dem 14. Jahrhundert. Im Vordergrund rechts die vom Bischöflichen Kommissarius Herwig Böning gestiftete Mariensäule (1711).



Rechte Seite:
Oben links: Duderstädter Prozession zu Ehren des hl. Laurentius, des Stadtpatrons. Vor dem Baldachin der frühere Propst Franz Ernst.
Unten rechts: Einer der Prozessionsleuchter aus der Sankt-Cyriakus-Kirche zu Duderstadt.

Oben rechts: Der hl. Johannes Nepomuk in der Feldflur von Gieboldehausen.

Unten rechts: Bildstock von 1622 in Gieboldehausen.

Oben Mitte: Die hl. Anna Selbdritt in Gerblingerode.

Unten Mitte: Mariae Verkündigung vom Barockaltar in Oberfeld.



Kaum ein Ereignis offenbart in so überzeugender und zugleich ergreifender Weise die Verbundenheit der Menschen mit sich und ihrer Heimat wie die gemeinsame Flucht eines ganzen Dorfes aus der DDR in die Bundesrepublik. Die Einwohner von Bösekendorf traten eines Nachts den Fluchtweg über die Zonengrenze nach Friedland an, wo sie auch glücklich ankamen. Sie wollten dann aber unter allen Umständen beisammen bleiben und fanden im katholischen Lagerpfarrer Wilhelm Scheperjans einen mitfühlenden und tatkräftigen Seelsorger. Er bettelte zunächst das Geld für den Grundstückskauf zusammen, schenkte den Flüchtlingen das Bau- und Gartenland und baute mit ihnen die Gemeinde Neu-Bösekendorf auf. Diese liegt zwar nicht mehr auf eichsfeldischem Boden, aber ganz dicht dabei, in Angerstein bei Nörten. Und das Stift Nörten war ja schon vor fast tausend Jahren nächster Nachbar des Eichsfeldes gewesen. Es ist bezeichnend für die Art dieser Menschen, daß sie auch unter kommunistischer Diktatur einander trauen und einen solchen Fluchtplan verabreden und vorbereiten konnten. Sie empfanden sich nicht als Einzelpersonen und Familien, sondern als Gemeinde und Gemeinschaft. Und besser konnte sich der Volkscharakter in dieser Landschaft nicht bezeugen.

Das Eichsfeld ist ein Teil des thüringischen Hügellandes und liegt zwischen Harz und Werra. Der südliche Teil gruppiert sich um Heiligenstadt und Worbis, der nördliche, der hier im Vordergrund steht, um Duderstadt. Sein Name »Goldene Mark« bedeutet fruchtbares Gebiet. An Wasser ist kein Mangel. Die Rhume-Quelle, wohl die größte Quelle Europas, spendet in jeder Sekunde rund 5000 Liter reines Trinkwasser, also eine tägliche Wassermenge von 423 Millionen Litern. Jeder Einwohner der Bundesrepublik könnte aus der Rhume-Quelle täglich einen Eimer voll Trinkwasser für sich schöpfen. Die Eichsfelder sind aus Thüringern, Sachsen, Fran-

ken und wohl auch Wenden zur heutigen Einheit zusammengewachsen. Kirchlich und kulturell gehörten sie 1200 Jahre zum Erzbistum Mainz, politisch etwa 500 Jahre zum Kurfürstentum Mainz. Sie sind daher mehr nach Mittelas nach Norddeutschland orientiert. Politisch gehörten sie von 1813 bis 1973 dem Verwaltungsgebiet Hildesheim an, das nacheinander ein Teil Hannovers, Preußens und Niedersachsens war, bis die Gebiets- und Verwaltungsreform eingriff.

Die industrielle Revolution des vorigen Jahrhunderts, an der das Eichsfeld zunächst nur passiv beteiligt war, leitete eine landwirtschaftliche Krise ein, die durch ein wenig ersprießliches Erbrecht noch verschärft wurde. Dadurch wurde eine erhebliche Auswanderung junger Eichsfelder nach Übersee verursacht. Es kam aber auch zu einer starken Binnenwanderung, vor allem in den Norden und Westen Deutschlands, nicht zuletzt nach Hannover und Harburg-Wilhelmsburg. In Hannover wurden die glaubens-treuen und stammesbewußten Eichsfelder zu Trägern neuer Kirchengemeinden, so in Döhren und Linden. Mit ein wenig Namenskunde kann man das heute noch aus den Pfarr-Karteien herauslesen. Auch in anderer Hinsicht zeigt sich der Gemeinsinn dieser Landsmannschaft. Nicht weniger als 45 Vereine ausgewanderter Eichsfelder gibt es, so in Köln, Düsseldorf, Dortmund und natürlich in Hannover. Zwei Zeitschriften sorgen dafür, daß die Verbindung mit der Heimat nicht abreißt: »Die Goldene Mark« und die »Eichsfelder Heimatstimmen«. Betritt man Eichsfelder Boden, so fühlt man sich hin und wieder an Tirol erinnert, nicht nur, weil hier wie dort gepflegte Bildstöcke und Wegekreuze von präsender Gläubigkeit zeugen, es gibt auch Dorfmusik wie im Etsch-, Eisack- und Pustertal. Ein Handwerkszweig des Eichsfeldes hat so gut wie Monopolcharakter in Norddeutschland. Als man im Landtagsgebäude zu Hannover, im ehemaligen Leine-Schloß,

Stukkateure brauchte, mußte man sie vom Eichsfeld holen. Ihr Vorhandensein hängt sicher mit der kurmainzischen Vergangenheit, deutlicher gesagt, mit dem Bau der vielen Barockkirchen nach dem Dreißigjährigen Krieg zusammen.

Das kirchliche Leben wurzelt tief und fest in der Tradition. Seit 1710 mindestens, wenn nicht schon viel früher, findet die Pilgerfahrt nach Gernershausen statt, wo damals die Kapelle »Maria zur Wiese« stand. Etwas jünger, aber doch auch schon 200 Jahre alt, ist die Wallfahrt der Eichsfelder nach Vierzehnheiligen. Und schließlich hat das Eichsfeld seine eigene Wallfahrtsstätte zu den 14 Nothelfern. Auf dem Höherberg bei Wollbrandshausen wurde zum Dank für die erloschene Cholera-Epidemie vor 130 Jahren eine Votivkapelle errichtet. Sie ist das alljährliche Ziel der Pilger geblieben.

Nachdem das Eichsfeld erst ein paar hundert Jahre den Sachsen und Welfen gehört hatte, wurde es (1342) vom Erzbistum Mainz käuflich erworben. Aber Mainz war weit weg. Und so kam es bald zu jener wohl einzigartigen Einrichtung der Bischöflichen Kommissariate, nicht etwa nur für das Eichsfeld, sondern auch für die benachbarten Stifte Sankt Peter und Paul in Nörten und Sankt Alexander in Einbeck. Solch ein Kommissarius stand etwa im Rang und in der Funktion eines Generalvikars. Die Säkularisation, die 1802 begann, stürzte das Eichsfeld in eine verworrene Lage, vor allem auf kirchlichem Gebiet. Einen Erzbischof in Mainz gab es nicht mehr. Dem letzten Kurfürsten und Erzbischof war der erzbischöfliche Stuhl von Regensburg überlassen worden. Er setzte den Hildesheimer Dompropst und Weihbischof Karl Friedrich von Wendt als Generalvikar für das Gebiet ein. Mit einem päpstlichen Dekret von 1824 kam das bereits hannoversch gewordene Untereichsfeld an das Bistum Hildesheim. Das Obereichsfeld, das zu Preußen gehörte, war kirchlich an das Bistum Paderborn gefallen.

Eine der typischen Eichsfelder
Barock-Kirchen: Sankt
Mauritius in Desingerode.



Diese Ereignisse wurden verständlicherweise auf dem ganzen Eichsfeld schmerzlich empfunden. Die Eichsfelder sprechen seitdem von der ersten Teilung ihrer Heimat. Der Rang des Bischöflichen Kommissarius verblieb dem Pfarrer von Sankt Cyriakus in Duderstadt. Seine Kirche, der »Eichsfelder Dom«, wurde im 14. Jahrhundert erbaut, in enger Verwandtschaft zur Teyn-Kirche in Prag, die von Michael Parler erbaut wurde. So kam Duderstadt in Beziehung zu der berühmten Parler-Familie in Schwäbisch Gmünd. Als eine besondere Form religiösen Brauchtums besitzt die Kirche holzgeschnitzte Prozessionsstangen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Diese hohen handwerklichen Leuchter werden heute noch bei

religiösen Feiern mitgeführt. Die Stadt selbst hat gleich Soest einen ovalen Grundriß, der deutlich erkennbar ist. Mehr als ein Drittel der Häuser ist vor 1780 entstanden und reicht stilistisch von der Gotik bis zum Barock. Damit hat die Stadt ein spätmittelalterliches Gepräge erhalten und behalten. Prunkstück ist das Rathaus, mit seinen 750 Jahren das älteste Deutschlands. Nicht weit davon steht die Mariensäule, die Herwig Böning als Kommissarius im Jahr 1711 gestiftet hat. Sie gibt der breiten Straße zwischen den zwei Kirchen einen städtebaulichen und zugleich katholischen Akzent von höchstem Reiz. Herwig Böning war auch der Begründer des Klosters der Ursulinen.

Er holte sie von Erfurt nach Duderstadt, um dem Gymnasium für Jungen eine Schule für Mädchen zur Seite zu stellen. Das Kloster, das wegen seiner Armut von den Preußen nicht säkularisiert wurde, war bis 1852 die einzige klösterliche Niederlassung im Bistum Hildesheim, in das die Eichsfelder mit 20 Pfarreien und 13 Filialen eingetreten waren.

Die zweite, noch wesentlich härtere Teilung des Eichsfeldes erfolgte bald nach 1945. Wohl hatten Ober- und Untereichsfeld bis dahin verschiedenen Bistümern angehört, aber im Grunde genommen waren das nur Verwaltungsgrenzen gewesen, genau so wie die Grenzen preußischer Provinzen. Für den Geist der Zusammengehörigkeit und die Pflege der Traditionen waren diese Grenzen bedeutungslos. Nun aber wurde Deutschland in zwei Staaten geteilt. Die politische, kulturelle und wirtschaftliche Einheit war mit einem Schlag dahin. Übrig blieben nur kirchliche und familiäre Bande. Die letztgenannten werden von Jahr zu Jahr schwächer, weil neue Verwandtschaft über den Eisernen Vorhang hinweg nicht mehr geschlossen werden kann. Die kirchliche Einheit, die geistige und geistliche, kann durch keinen Eisernen Vorhang aufgehoben werden. Aber sichtbares katholisches Leben in Form von gemeinsamen kirchlichen Veranstaltungen ist – mindestens bis auf weiteres – unmöglich geworden. Man könnte fast schon von der dritten und letzten Teilung des Eichsfeldes sprechen. Denn selbst wenn es in näherer oder fernerer Zeit zu einer Wiedervereinigung der getrennten Teile Deutschlands käme, es ist zu befürchten, daß sich die inzwischen durchgeführten Maßnahmen zur Verwaltungsreform kaum noch rückgängig machen lassen. Man darf aber hoffen, daß sich das katholische Untereichsfeld auch in seiner neuen kommunalen Umgebung behaupten und seine traditionellen Lebensformen und Eigenschaften bewahren wird.



Predigt und Gebet stehen im Mittelpunkt jeder Wallfahrt.

Die Kirche sieht sich im Bilde des pilgernden Gottesvolkes. Es wird in der katholischen Kirche seit alters her viel gepilgert. Wallfahrten nach geheiligten Stätten sind zwar keine liturgischen Gottesdienste der Kirche, aber dennoch eine Bekundung der Frömmigkeit, gleichviel ob sie im einzelnen Ausdruck religiöser Erhebung sind oder eine Erfüllung auferlegter oder freiwillig gelobter Buße.

Die frühen Wallfahrten des Mittelalters führten die Pilger nach Rom und vor allem ins Heilige Land. Auch einen Hildesheimer Bischof, Hermann, der von 1161 bis 1170 den Hirtenstab führte, zog es dorthin, wo der Herr gelebt hatte. Er starb auf der Rückkehr von Jerusalem im Kloster Suso in Italien und wird dort als Heiliger verehrt.

Als die Palästina-Fahrten immer schwieriger wurden und zeitweise ganz unmöglich waren, behalf man sich, so auf der Krukenburg bei Helmarshausen,

mit Nachbildungen des Heiligen Grabes. Oder man wanderte auf einer der großen Pilgerstraßen über Aachen oder Le Puy nach Santiago de Compostela, wo zur Zeit des schweren Kampfes der Christen gegen die in Spanien eingedrungenen Mohammedaner das Grab des heiligen Jakobus des Älteren wiederentdeckt worden war. Mehrere Kirchenpatrozinien aus dieser Zeit, so in Goslar seit 1151 und in Diekholzen seit etwa 1267, aber auch in Hildesheim, wo an der Außenmauer der Jakobikirche die Compostela-Pilgermuschel zu sehen ist, erinnern noch heute daran. Bis in die Tage der Vernichtung der Bischofsstadt im letzten Krieg stand vor dem einstigen Dammtor das Pilgerhaus der Aachen- und Compostelafahrer. Und am Heimatmuseum in Alfeld ist der wiederentdeckte gotische Pilgerstein aufgestellt, der wahrscheinlich eine Wegstation auf diesem Pilgerpfad kennzeichnete.

Im späten Mittelalter taten sich im gesamten Abendland viele andere Wallfahrtsstätten von oft nur regionaler Bedeutung auf. Wunderheilungen, Erscheinungen, Gnadenbilder, blutende Hostien und andere Mirakel waren der Anlaß. Unser Bistum machte darin keine Ausnahme. Die Heilig-Blut-Wallfahrt nach Einbeck, die St.-Anna-Wallfahrt nach Spiegelberg bei Lauenstein, die Marienwallfahrt nach Hannover-Hainholz und die nach Göttingen-Nikolausberg und Engerode im heutigen Salzgittergebiet gehören neben vielen anderen dazu. Sie alle fanden in den Jahren der Reformation ihr Ende, aber vielerorts, so in Spiegelberg, hat es noch Jahrzehnte gedauert, bis die letzten Zeichen der Volksfrömmigkeit oft nur durch Gewaltanwendung erstickt werden konnten.

Die heutigen Wallfahrtsorte im Bistum Hildesheim sind alle in nachreformatorischer, einige erst in allerjüngster Zeit entstanden. Die meisten dieser Wallfahrtsstätten finden sich auf dem Eichsfeld. An den Wallfahrten zum Gnadenbild »Maria in der Wiese« in Germershausen, die schon auf das Jahr 1678 zurückgehen, nehmen vor allem immer wieder auch viele Eichsfelder teil, die als Auswanderer ihrer Heimat den Rücken kehren mußten. Zu den bedeutenderen Wallfahrtsstätten des Untereichsfeldes zählt seit 1850 auch der Höherberg bei Wollbrandhausen, der eine Wallfahrtskapelle zu Ehren der Vierzehn Nothelfer trägt. In Renshausen finden alljährlich Wallfahrten zu einem Gnadenbild des heiligen Joseph statt. Einige andere Wallfahrtsorte, die früher vom Untereichsfeld aus alljährlich besucht wurden, liegen heute jenseits der Zonengrenze im Obereichsfeld: Der Hülfsenberg, die Kapelle Hagis, das Klüschen und der Kerbsche Berg. Die seit Jahrhunderten schon geübte Wallfahrt nach Vierzehnheiligen am Main, einst wurde die Strecke ganz zu Fuß zurückgelegt, ist bis in die Gegenwart nicht erloschen, wenn die alljährliche Fahrt der

Auf dem Wege zur Wallfahrtskirche. Es kommen immer noch einige Gruppen zu Fuß.



Prozessionen, wie hier auf dem Bilde in Ottbergen, sind in vielen Wallfahrtsorten üblich.



Eichsfelder heutzutage auch mit dem Bus oder mit der Bahn erfolgt.

Bedeutendster Wallfahrtsort im Hildesheimer Land ist der Kreuzberg bei Ottbergen, wo eine Kreuzreliquie verehrt wird. Die Wallfahrten dorthin zum Fest Kreuzerhöhung gehen auf das 17. Jahrhundert zurück. Sie sind ein Dank für abgewendete Pestgefahr. In den Jahren 1933 bis 1939 standen sie im Zeichen einer unentwegten Glaubens-treue.

Andere Wallfahrten gehen erst auf die Nachkriegszeit zurück. So die alljährliche Wallfahrt der Heimatvertriebenen zum Reliquiar der heiligen Hedwig im Hildesheimer Dom. Viele hundert Heimatvertriebene treffen sich seit mehr als 30 Jahren zu einer Wallfahrt zur »Maria in der Ferne« bei Bishausen, nahe Nörten-Hardenberg. Jeweils im beginnenden Herbst findet auch zur Zeit der Kreuzwoche die Wallfahrt zur Sühne-kirche vom Kostbaren Blut in Bergen bei

Links: Wallfahrtsgottesdienst in Germershausen mit Bischofspredigt.

Oben: Der Sühnegang über das Lagergelände von Bergen-Belsen endet vor dem großen Holzkreuz, das im Lager nach der Befreiung 1945 errichtet wurde.



Das Gnadenbild »Maria in der Wiese« in Germershausen.

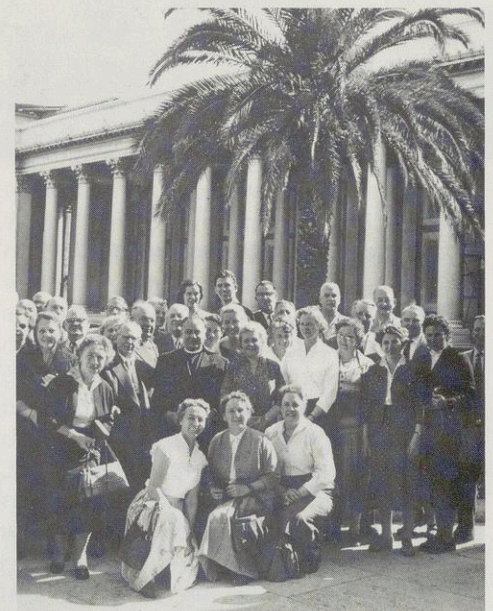
Rechts: Bei der Pilgerfahrt nach Rom werden immer die Hauptkirchen zu Gottesdienst und Andacht besucht. Auf dem Bild

eine Hildesheimer Gruppe im Innenhof von St. Paul vor den Mauern.

Celle und gleichzeitig zum Mahnmal am Ort des ehemaligen Konzentrationslagers Belsen statt. In die Reihe dieser Nachkriegs-Wallfahrten gehören auch die nächtlichen Anbetungsstunden der Männer in Hannover und anderswo und die lange Jahre hindurch gepflegten Kraftfahrzeug-Sternfahrten zum Flughafen und später zum Messegelände in Hannover mit anschließender Kraftfahrzeug-Segnung.

Über alles dieses hinaus bemüht sich eine im Hildesheimer Bischöflichen Seelsorgeamt eingerichtete Diözesan-Pilgerstelle um die organisatorische Vorbereitung und Durchführung jener großen Wallfahrten, die unter geistlicher Leitung, sehr oft des Bischofs selbst, in regelmäßigen Abständen nach Rom, Lourdes, Fatima oder nach Kevelaer stattfinden und starke Beteiligung aufweisen.

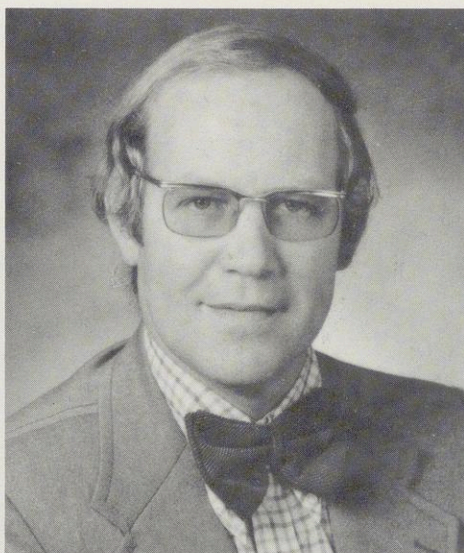
Seit dem Mittelalter sind die Zeiten anders geworden und mit ihnen auch die Art solcher Wallfahrten. Die Wegstrecken werden nicht mehr zu Fuß, sondern mit Bus, Bahn und Flugzeug bewältigt. Aber eines ist geblieben: Das vertrauensvolle Dabeisein und Ergriffensein aller Teilnehmer beim Gebet am geheiligten Ort.



Das Bildungswesen der Kirche

Hat die Kirche auch für das Bildungswesen einen Auftrag? Wenn die Kirche dem Menschen in seiner gesellschaftlichen Stellung, in seiner Familie und in seinem Beruf helfen will, damit er sich als Mensch bewährt und als Christ behauptet, dann kann die Kirche im Bereich des Bildungswesens nicht untätig bleiben. Die katholische Kirche hat diesen Auftrag jedenfalls seit altersher mit besonderer Betonung gesehen. Deswegen gründete sie Schulen, wurde auf dem Gebiet der »Volksbildung« genauso tätig wie in der Stiftung von »Gelehrtenschulen« und Universitäten.

Heute ist Erwachsenenbildung zu einem notwendigen Instrument der Bildung geworden. Sie steht neben Schulen und Hochschulen, neben Fach- und Berufsbildung als eigener Sektor im Bildungssystem der Gesellschaft. Je verwickelter die gesellschaftlichen Verhältnisse wurden, um so mehr wird Erwachsenenbildung gefordert. Die Kirche hat sich in diesen Entwicklungsprozeß des Bildungswesens voll eingeschaltet und auch auf dem Gebiet der Erwachsenenbildung viele Kräfte tätig werden lassen. Die katholische Erwachsenenbildung ist in Niedersachsen Gegenstand des Konkordates zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Land. Der Staat erkennt die Erwachsenenbildung der Kirche an und fördert sie im Rahmen seiner finanziellen Zuwendungen für diesen Sektor der Bildung. Außer den örtlichen Bildungswerken, die in einer Diözesanarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung zusammengeschlossen sind, stehen Bildungshäuser, meist Heimvolkshochschulen im Dienste der Erwachsenenbildung. Solche Bildungshäuser – einige im Rang von Akademien – sind nach dem zweiten Weltkrieg in allen Diözesen der Bundesrepublik Deutschland gegründet worden. Sie haben je nach geistigem und räumlichem Standort verschiedenartige Schwerpunkte, wobei auch die jeweils andere Geschichte ihrer Gründung und Entwicklung eine Rolle spielt. Es gibt in



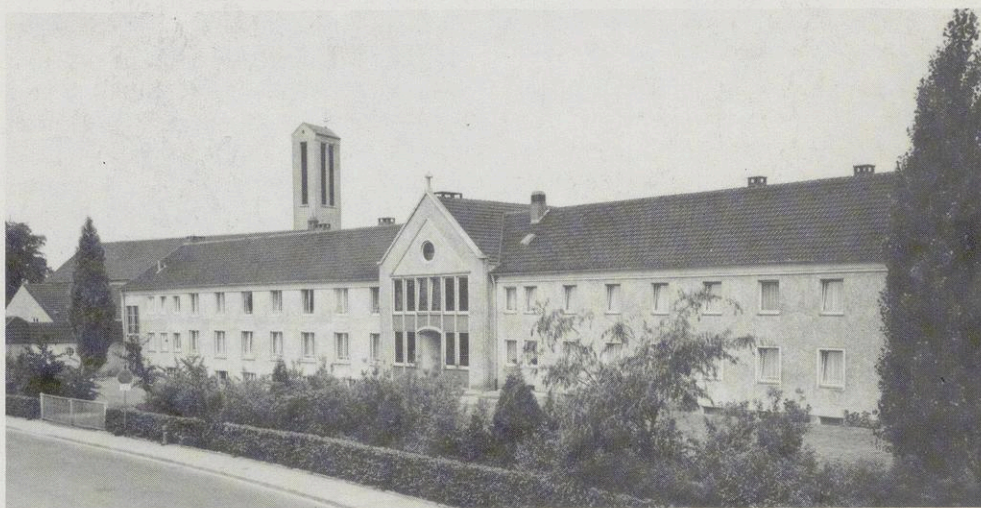
der Bundesrepublik Deutschland einige Bildungshäuser und Akademien von großer überregionaler Bedeutung. Die Diasporadiözese Hildesheim kann im äußeren Aufwand, was hauptamtliche Kräfte und Referenten, komfortable Bauwerke und kostspielige Lehrmittel angeht, nicht mit den großen Bildungseinrichtungen anderer Bistümer konkurrieren, doch im Rahmen ihrer Möglichkeit hat auch sie einiges auf diesem Bildungssektor aufzuweisen, das mit Recht Beachtung gefunden hat und alle beeindruckt, die Veranstaltungen in diesen Häusern besuchen und an Tagungen teilnehmen.

Kloster Steterburg Exerzitienhaus und Bildungsstätte

In der Diözese Hildesheim gibt es, wenn man von der zentralen Bildungsstätte der katholischen Jugend auf dem Wohldenberg absieht, vier größere Bildungshäuser, von denen sich zwei Akademien nennen. Das älteste Bildungshaus im Bistum wurde in den fünfziger Jahren als reines Exerzitienhaus gebaut. Es gehört den Redemptoristen (Kölner Provinz) und steht in Verbindung mit Kloster, Pfarrkirche und Gemeindezentrum in Salzgitter-Thiede. Kloster Steterburg ist ein fester Begriff in der Diözese. Ein stattlicher Bau, immer wieder um- und ausgebaut mit großen finanziellen Zuschüssen durch die Diözese, kann als Exerzitienhaus 40 Teilnehmer für Kurse aufnehmen. Neben einer Kapelle stehen Vortrags-, Gruppen- und Aufenthaltsräume zur Verfügung. Es besteht der Wunsch, das Haus zu erweitern, ein Zeichen dafür, daß es nach wie vor gefragt ist. Ur-

Oben: Hermann Bringmann, Ministerialrat, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für katholische Erwachsenenbildung der Diözese Hildesheim e. V.

Unten: Exerzitienhaus und Bildungsstätte Kloster Steterburg in Salzgitter-Thiede.



sprünglich wurden in diesem Hause nur Exerzitien und Besinnungstage nach bewährtem Konzept gegeben. Soldaten stellten ein großes Kontingent, aber viele Zielgruppen aus dem Bistum wurden ebenfalls angesprochen. Im Laufe der Jahre wurde der Auftrag für dieses Haus erweitert. Die Diözese Hildesheim schloß mit der Kölner Provinz der Redemptoristen einen Vertrag, nach dem mindestens vier Patres als Team in den Dienst des Bistums traten, um in dem Bereich Braunschweig-Salzgitter, aber auch im Hause selbst, für kirchliche Bildungsarbeit tätig zu werden. Die Exerzitienarbeit wird ergänzt durch Bildungskurse mannigfacher Art, wobei Glaubensschule, Gemeindepastoral und Katechese einen Schwerpunkt bilden. Das Haus hat einen Beirat, dessen Mitglieder vom Bischof von Hildesheim berufen werden und der gemeinsam mit dem Team, das unter Leitung von Pater Benedikt Stein steht, das Programm des

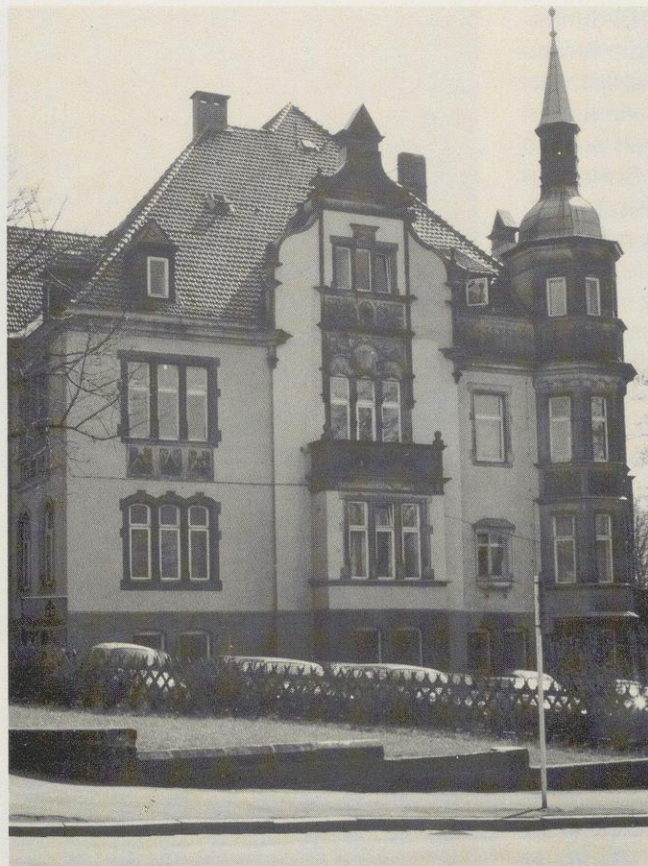


**Pater
Benedikt Stein**

Hauses erarbeitet. In Steterburg liegt der neuartige, auch in einigen anderen Bistümern gemachte Versuch vor, eine Ordensgemeinschaft und deren Einrichtung in das Konzept der Pastoral und der Bildungsarbeit einer Diözese einzubauen.

St.-Jakobus-Haus in Goslar

In die Mitte der fünfziger Jahre reicht auch das St.-Jakobus-Haus in Goslar zurück. Ursprünglich wurde das Haus von der Kirchengemeinde St. Jakobus auf Initiative des Pfarrers Joseph Winter



Das St.-Jakobus-Haus in Goslar

**Unten: Ernst Otto Arntz,
Direktor des St.-Jakobus-
Hauses in Goslar.**



für Gemeindefür Zwecke erworben, sollte aber von Anfang an »Ort der Begegnung von Menschen unterschiedlichen Herkommens zur geistigen Auseinandersetzung mit den religiösen, politischen, gesellschaftlichen und sozialen Strömungen und Entwicklungen unserer Zeit« sein. 1958 hat Bischof Janssen das Haus für die Diözese erworben und eine Akademie gestiftet. Die religiöse, pädagogische und soziale Bildungsarbeit geschieht durch Tagungen unterschiedlicher Zielgruppen und verschiedenen Charakters. Es werden angesprochen politisch Interessierte aller Disziplinen, Philologen und Pädagogen, Seelsorger, Ausbilder und Arbeitnehmer der öffentlichen Verwaltung und der Industrie, Betriebsräte und Vertrauensleute, Erzieherinnen und Erzieher, Krankenschwestern und Krankenpfleger, »Auszubildende«, Primaner und Studenten. Für Tagungsveranstaltungen stehen

hundert Plätze zur Verfügung. Die Bettenzahl für mehrtägige Kurse und Tagungen beträgt fünfundsechzig. Oft muß zur Unterbringung von Tagungsgästen auf umliegende Hotels zurückgegriffen werden.

Fünf hauptamtliche pädagogische Mitarbeiter unter Leitung von Diplom-Volkswirt Direktor Ernst Otto Arntz arbeiten in verschiedenen Programmbereichen. Zu den Akademietagungen werden Gastdozenten hinzugezogen. 1976 wurde ein Erweiterungsbau vollendet, so daß jetzt zwei Vortragsräume, drei Seminar- und Konferenzräume, eine Bibliothek und zwei Clubräume den Tagungsteilnehmern zur Bildungsarbeit zur Verfügung stehen. Das Haus ist ständig »ausgebucht«. Im Durchschnitt werden jährlich in einhundertzehn Tagungen dreitausendachthundert Teilnehmer gezählt und knapp zehntausend Verpflegungstage geleistet.

Das Niels-Stensen-Haus in Worphausen

An der Grenze zwischen Niedersachsen und Bremen, zwischen den Diözesen Hildesheim und Osnabrück, aber noch auf niedersächsischem Boden und im Bistum Hildesheim liegt in Worphausen unweit vom bekannten Künstlerdorf Worswede mitten im Moor die dritte große Bildungsstätte der Diözese Hildesheim, das Niels-Stensen-Haus. Eine breit ausgefächerte, nicht hochgebaute Anlage paßt sich der Landschaft an. Ursprünglich sollten hier Anfang der sechziger Jahre ein Kloster für vertriebene Zisterzienser und ein Exerzitienhaus entstehen, doch ließ sich dieser Plan nicht realisieren. Träger des Hauses ist die Diözese Hildesheim. Bei der Errichtung des ersten Bauabschnittes waren das Bistum Osnabrück und das Militärbischofsamt finanziell beteiligt. Sie haben Sitz und Stimme im Kuratorium. Die Diözese Osnabrück ist an dem Haus deswegen interessiert, weil das Großteils zu ihr gehörende Bremen zum unmittelbaren Einzugsgebiet zu rechnen ist. Das Militärbischofsamt suchte vor allem ein Haus für Exerzitien und Werkwochen für Soldaten.

Das Niels-Stensen-Haus, das 1971 wesentlich erweitert wurde, steht nicht nur den Katholiken Norddeutschlands offen. Der katholische Bevölkerungsanteil beträgt nur 5 % in einer typischen Flächendiaspora. Deswegen ist diese Bildungsstätte in erster Linie eine Stätte der Begegnung und des Gesprächs zwischen Menschen verschiedener religiöser, weltanschaulicher und politischer Überzeugung geworden. Das Niels-Stensen-Haus will den Menschen helfen, selbstbewußt und verantwortlich leben zu können und die Fragen des Zusammenlebens in Ehe, Familie, Beruf, Gesellschaft, Staat und Kirche miteinander zu lösen. Es wendet sich an jeden, der fragt und sucht und Antwort fordert. Als Zielgruppe spricht das Haus mit seiner Bildungsarbeit folgenden Adressatenkreis an: Eltern und Erzieher, die in Bildungsfreizeiten und Wochenenden

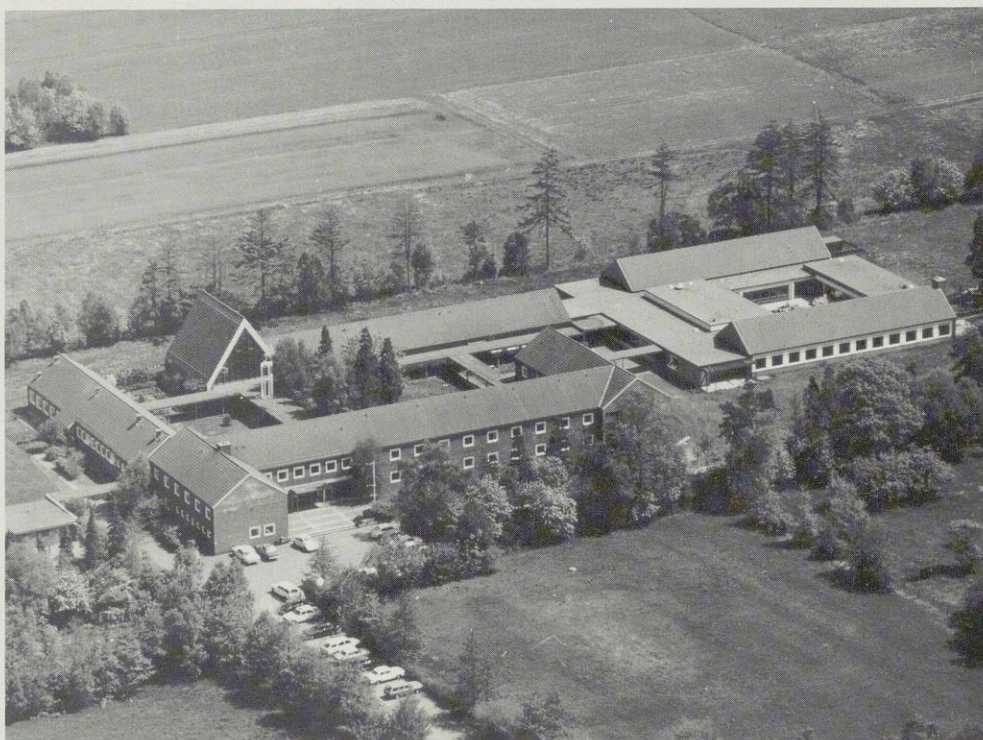
Probleme gegenwärtiger Erziehung in Familie und Schule erörtern, währenddessen Kinder und Jugendliche von Fachkräften betreut werden; Schüler und Studenten, die ihre über Schule und Universität hinausgehenden Bildungsinteressen verwirklichen; »Auszubildende« und Arbeitnehmer, die Fragen ihrer beruflichen und persönlichen Lebensgestaltung miteinander zu beantworten suchen; Soldaten und Zivildienstleistende, die in ihrer Dienstzeit über theologische Fragen und pastorale Aufgaben nachdenken und Wege zu ihrer Verwirklichung suchen; alte Menschen und Behinderte, die von den üblichen Bildungsmaßnahmen unserer Gesellschaft kaum angesprochen werden; Lehrer, die an Fortbildungsveranstaltungen zu inhaltlichen und methodisch didaktischen Fragen teilnehmen.

Sieben hauptamtliche pädagogische Mitarbeiter zeichnen für das Programm

des Niels-Stensen-Hauses verantwortlich. Sie vertreten die Bereiche Theologie, Soziologie, Philosophie, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Sozialpädagogik und politische Bildung. Leiter ist Diplom-Volkswirt Direktor Eugen Kohlenbach. Im Jahresdurchschnitt werden 200 Veranstaltungen mit siebentausend Teilnehmern und zwanzigtausend Verpflegungstagen durchgeführt.



Eugen Kohlenbach,
Direktor des
Niels-Stensen-
Hauses,
Worphausen.



**Das Niels-Stensen-Haus in
Worphausen.**



Oben: Ernste Arbeit mit jungen Menschen.

Rechte Seite:

Oben: Bildungsstätte St. Martin in Germershausen.

Mitte: Familienkreis in Germershausen.

Unten: Reinhard Krause-Sitnick, Leiter der Bildungsstätte in Germershausen.

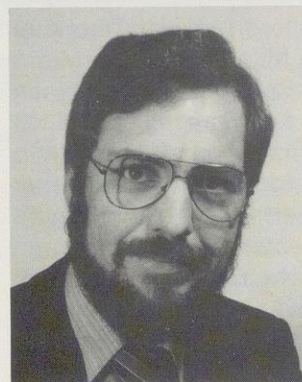
Bildungsstätte in Germershausen

Die Bildungsstätte St. Martin in Germershausen auf dem Eichsfeld ist aus der Klosterschule der Augustiner hervorgegangen. Als die Augustiner Mönche ihre alte, durch viele Jahrzehnte hindurch fruchtbar arbeitende Klosterschule aufgaben, kaufte der Bischöfliche Stuhl von Hildesheim die Gebäude, baute sie um und errichtete 1972 darin eine Bildungsstätte, die in der Familienbildung einen Schwerpunkt haben sollte. Inzwischen ist das Programm im Sinne der Erwachsenenbildung ausgeweitet. Sechzig Betten, achtzehn Doppelzimmer, fünfzehn Einzelzimmer und drei größere Kinderzimmer stehen zur Verfügung. Die Tagesräume machen bedeutend größere Belegungszahlen möglich, denn viele Veranstaltungen sind für einen Tag oder für einen Abend gedacht. Ein Tagungsraum kann dreißig, ein anderer sechzig Personen aufnehmen. Die zum Mehrzweckraum ausgestaltete frühere Turnhalle kann sogar bis zu zweihundert Personen aufnehmen. Hinzu kommen fünf Gruppenräume bis zu zwanzig Personen und ein großer mit allen modernen Geräten ausgestatteter Medienraum. Der Speisesaal ist für hundert Personen angelegt. In der Kapelle haben hundert Personen Platz. Im Jahre 1975 konnten 163 Veranstaltungen mit viertausendeinunddreißig Teilnehmern durchgeführt werden. Von den Teilnehmern waren zweihundertfünfzehn Kinder. Die Bildungsstätte will ein Ort der Begegnung sein, an dem Kinder, Jugendliche und Erwachsene ihre Welt erkennen und gestalten lernen. Leiter ist Reinhard Krause-Sittnick, ihm stehen drei hauptamtliche pädagogische Mitarbeiter zur Seite. Im Programmbereich werden Theologie, Philosophie, Pädagogik und Humanwissenschaften abgedeckt. Das Gesamtprogramm ist stärker als in den anderen Bildungshäusern pastoral ausgerichtet. Eine Erweiterung des Bettentraktes ist durch Ausbau des Dachstockes vorgesehen. Die Vorarbeiten



dazu sind eingeleitet.

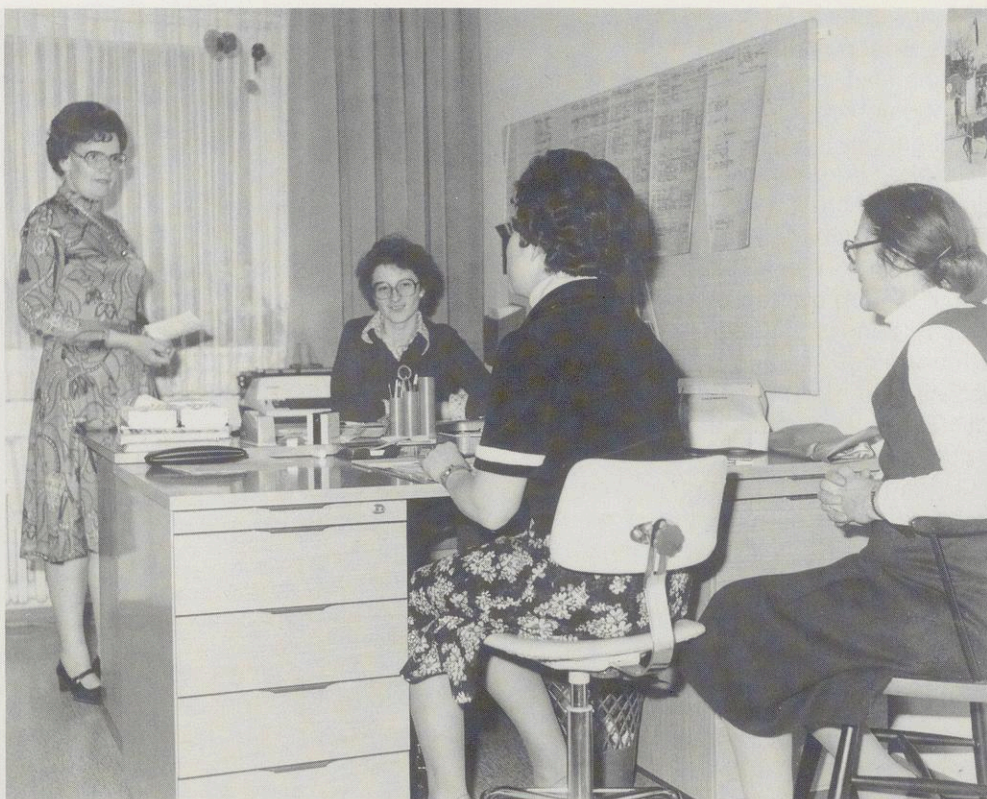
In allen Bildungshäusern steht nicht nur räumlich die Kapelle in der Mitte. Die Gottesdiensträume wurden in allen Häusern in den letzten Jahren umgebaut und im Sinne der Liturgiereform den neuen Gegebenheiten in der Gestaltung des Gottesdienstes angepaßt. Selbstverständlich wird niemand von den Tagungsteilnehmern gezwungen, am Gottesdienst teilzunehmen, aber der Geist, der die Häuser prägt, soll vom Altare Christi seinen Ausgang nehmen.



Familien- bildungsstätten

Bildungsstätten eigener Art sind die Familienbildungsstätten. Früher hießen sie Mütterschulen. In allen Ländern der Bundesrepublik Deutschland sind sie nach dem letzten Kriege entstanden. Die Kirche hat in allen Diözesen mit staatlicher Förderung diese errichtet. In den Diözesen Paderborn, Münster und Köln gibt es sehr viele Bildungsstätten dieser Art, fast in jeder größeren Stadt. Das Bistum Hildesheim konnte bislang nur drei einrichten, in Hildesheim, in Salzgitter-Lebenstedt und in Hannover. Die Familienbildungsstätten sind Tages- und Abendschulen, in denen jüngere Menschen, Frauen und Männer, in Kursen mit allen Inhalten katholischen Familienlebens vertraut gemacht werden. Vom Kochen und Backen bis hin zur Säuglingspflege, vom ehelichen Umgang der Partner bis zur Bewältigung familiärer Konfliktsituationen, vom Nähen und Basteln bis zu Erziehungsproblemen und religiöser Bildung werden alle Fragen behandelt, die eine Familie heute berühren. Dabei wird Theorie und Praxis immer verbunden. Man begnügt sich nicht mit der Schulung in technischer Fertigkeit. In den Anfängen dieser Bildungsarbeit nahmen fast nur Frauen an den Veranstaltungen teil. Deswegen auch die Bezeichnung »Mütterschule«. Schon lange kommen auch die Männer, werdende Ehemänner, mehr noch die Väter, die heute in partnerschaftlicher Ehe lebend, nicht mehr die Sorge für Haus und Familie den Frauen allein überlassen.

Jede Familienbildungsstätte hat eine fachkundige Leiterin und meist mehrere nebenamtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Der Seelsorger ist mit seinen Anliegen in den Lehrplan mit eingebaut, obwohl der ganze Lehrbetrieb nicht in erster Linie theologische oder religionspädagogische Lernziele verfolgt. Es geht um das Alltagsleben von Ehe und Familie in allen Bereichen seiner Wirklichkeit. Die kirchlichen Anliegen gehören wie selbstverständlich dazu, wenn auch nicht verschwiegen werden darf, daß



Die Familienbildungsstätten haben eine hauptamtliche Leiterin und mehrere nebenamtliche Lehrkräfte, die als Team zusammenarbeiten. Die gute Zusammenarbeit hängt von vielen gemeinsamen Besprechungen und Über-

legungen ab. Unser Bild zeigt eine Teambesprechung in der Familienbildungsstätte in Salzgitter.

Gesprächsrunde in der Familienbildungsstätte. Mütter heranwachsender Kinder haben heute oft größere Sorgen als Mütter von Kleinkindern. Sie suchen Orientierung auf Grund der Erfahrung anderer Mütter.

das Glaubensleben und die religiös-sittliche Erziehung der nachwachsenden Generation in sehr vielen Familien große Probleme und oft genug harte Konflikte ausgelöst hat. Auch hier will

die Familienbildungsstätte helfen.

Die Nachfrage nach solcher Familienbildung ist groß. Es könnten vom Bedarf her gesehen noch weitere Bildungsstätten dieser Art eingerichtet werden.



Während die Eltern am Sonntagmorgen die Heilige Messe feiern, werden die Kleinkinder von Mädchen betreut und mit Spielen beschäftigt. Das macht beiden Spaß.

Die Bildung von Gemeinden gehört zum Wesen der Kirche. Jesus Christus, der Stifter der Kirche, bildete mit den Seinen, die ihm glaubend folgten, eine Gemeinde. Als die Apostel auszogen »bis an die Grenzen der Erde«, um die frohe Botschaft vom Gottesreich überall hin zu verbreiten, gründeten sie Gemeinden. Bis auf den heutigen Tag ist diese Ausbreitung der Kirche im Prinzip so geblieben. Jeder Christ gehört zu einer Gemeinde. In der Gemeinde wird das

Evangelium verkündet und von der Gemeinschaft der Gläubigen bekannt. In der Gemeinde feiern die Gläubigen den Gottesdienst. In der Gemeinde stellt sich die Liebesgemeinschaft der Gläubigen untereinander dar. Mit dieser dreifachen Charakterisierung ist keine Rangordnung ausgesprochen. Man kann die Reihenfolge nämlich auch umgekehrt vornehmen. Wo die Liebe im Sinne des Evangeliums lebt, da ist Gemeinde. Als Gemeinde in der Liebe feiert sie Gottes-

dienst, bekennt sie ihren Glauben und verkündet sie das Evangelium. Das eine ist ohne das andere nicht möglich. Wenn in einer Gemeinde aber alle drei Elemente, die sie begründen und charakterisieren, gleich stark vorhanden sind, dann können wir von einer lebendigen Gemeinde sprechen.

Lebendige Gemeinde? Fast haben wir es mit einem Schlagwort zu tun. Überall spricht man von lebendiger Gemeinde – meist in Form eines Anrufes oder gar eines Imperativs. Ist das ein Zeichen dafür, daß es den Gemeinden der Kirchen oft an Lebendigkeit fehlt? Unsere Gemeinden, so sagt man, sind meistens sehr groß. Sie teilen das Schicksal der Großkirchen. Deswegen sind sie unbeweglich, schwerfällig und – weithin anonym. Die Gemeindeglieder kennen einander kaum oder gar nicht. Viele stehen am Rande des kirchlichen Lebens, sie fühlen sich als »Randsiedler«, als »Fernstehende«, als Außenseiter. Die menschlichen Interessen und Bedürfnisse der Gläubigen gehen oft weit auseinander. Sie lassen sich in der Gemeinde nicht oder kaum zusammenbündeln. Das trifft für alle Gemeinden in den Städten zu, aber auch weithin auf dem Lande; denn die Dörfer haben sich seit fünfzig – sechzig Jahren durch die landwirtschaftliche Technisierung und durch das »Pendlervesen« so gewandelt, daß auch die Kirche vom überkommenen Bild der Landpfarrei Abschied nehmen mußte.

Kein Wunder, daß angesichts dieser Situation der Gemeinden manche dem Gemeindeleben der Ur-Kirche nachtrauern und allen Ernstes versuchen, unter Abwurf des »Ballastes« der bloßen Mitläufer, solch »brüderliche Gemeinden im Geiste Christi« zu verwirklichen. Diese Versuche werden der Realität der Kirche von heute wenig gerecht. Die Kirche besteht ja nun einfach nicht nur aus religiösen Enthusiasten, die ein reines Evangelium leben wollen. Übrigens war auch die urchristliche Gemeinde kein »Himmel auf Erden«.



Oben: Nach dem Gottesdienst am Sonntagmorgen versammeln sich die Männer zum »Frühschoppen« im Gemeindehaus. In einigen Gemeinden fehlen dabei auch nicht die Frauen.

Der Sakramentenunterricht, vorab der Beicht- und Kommunionunterricht, stehen im Vordergrund der Gemeinde-katechese.

Rechte Seite: Die »Behinderten« fühlen sich nicht ausgestoßen. Von Zeit zu Zeit ladet die Gemeinde sie zu Nachmittagskaffee und gemütlichem Plausch ein.



Man braucht nur die Briefe des Apostels Paulus zu lesen, um deutlich zu erfahren, daß es auch damals schon in den Gemeinden Entzweiung, Irrlehren, Verstocktheit, Verblendung und noch schlimmere Dinge gab. Lebendige Gemeinde? Es kann nur darauf ankommen, daß es in jeder Gemeinde Kräfte gibt, die willens und bereit sind, das Feuer des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe bei sich selbst, in den Familien, in der Nachbarschaft und in der Gesamtheit der Gemeinde wachzuhalten. An diesem Feuer des Heiligen Geistes wird sich das Leben in den Gemeinden entzünden.

Die Gemeinden in der Diözese Hildesheim sind in ihrer Eigenart und Besonderheit recht unterschiedlich. Von den rund dreihundertfünfzig Gemeinden gibt es

etliche mit katholischer Tradition, die in ihren Anfängen in die vorreformatorische Zeit zurückreichen, etliche, die im Laufe der letzten Jahrhunderte als katholische Gemeinden aus mancherlei Ursachen heraus entstanden sind. Daneben gibt es Gemeinden ohne katholische Tradition, Diasporagemeinden, die erst im Zuge der Neuansiedlung nach dem letzten Weltkrieg entstanden sind. Weiterhin gibt es weitflächige Diasporagemeinden, in denen die katholische Bevölkerung nur etwa 5 % Anteil an der gesamten Einwohnerzahl eines Gebietes hat. Endlich sind für Hildesheim noch jene Gemeinden charakteristisch, die in den vielen Fremdenverkehrsgebieten als kleine Diasporagemeinden einen hohen Anteil an katholischen Gästen haben. Wenn man diese vier

Typen katholischer Gemeinden vor sich sieht, muß man sagen, daß bei jeder der lebendige Charakter von anderer Art sein wird. Hier kann man nicht überall gleiche Maßstäbe anlegen, um den Grad der Lebendigkeit zu erkennen, kann man aber auch nicht die gleichen seelsorglichen Methoden anwenden, um die Gemeinden zu verlebendigen. Wer von der heutigen Diaspora spricht, muß genau hinsehen, um nicht zu falschem Urteil zu kommen. Diaspora ist längst nicht mehr überall gleich Diaspora.

Und doch gibt es ein Kriterium für die Lebendigkeit, das überall festzustellen wäre, wenn man nach lebendiger Gemeinde fragt. Es ist das Kriterium der Bereitschaft, aktiv am Gemeindeleben mitzuwirken, das Leben in der Gemeinde mitzutragen und mitzugestalten. Die



Regelmäßig tagt in einer lebendigen Gemeinde der Pfarrgemeinderat unter einem Laien als Vorsitzenden. Das Leben in der Gemeinde, ihre Aktivitäten und Probleme werden in diesem Gremium mit dem Pfarrer beraten und kritisch begleitet.

Rechte Seite:
Der Wohldenbergaus der Vogelschau.

Parole »Wer mitmacht, erlebt Gemeinde!« trifft den Nagel auf den Kopf. Das Leben einer Gemeinde ist die Summe des Lebens derer, die als lebendige Christen das Gemeindeleben mittragen. Frömmigkeit, Gottesdienstbesuch, Sakramentenempfang, Glaubensbekenntnis und sozial-caritative Dienste der Gemeindeglieder müssen immer mit Blick auf die Gemeinde gesehen werden. Es geht nicht nur um das persönliche Seelenheil der einzelnen, sondern auch um das Leben der Gemeinde.

In jeder Gemeinde gibt es viele Dienste. Die Leitung der Gemeinde, die Verkündigung des Glaubens, die Feier der Eucharistie ist nach katholischem Kirchenverständnis in der Regel den Priestern vorbehalten. Abgesehen davon, daß ihre Zahl in den letzten Jahren geringer geworden ist, sind in vielen Gemeinden zahlreiche Dienste, wo immer es möglich war, auf viele Schultern verteilt worden. Seit langer Zeit gibt es in vielen Gemeinden die Gemeinderefe-

rentin. Früher nannte man sie Seelsorgehelferin. Es gibt im Bistum über hundert Gemeinden, die eine solche Gemeindereferentin haben. Pastor Maxen in Hannover war der erste Pfarrer, der 1917 eine Seelsorgehelferin in den Dienst der Gemeinde nahm. Heute werden diese Gemeindereferentinnen im Bistum durch ein eigenes Referat im Bischöflichen Generalvikariat betreut. Die Gemeindereferentinnen sind meist auch in der Schul- und Gemeindekatechese eingesetzt, für die sie eine eigene religionspädagogische Ausbildung erhalten haben. Theologisch ausgebildete Laien – Pastoralassistenten genannt – gibt es auch in Hildesheim im kirchlichen Dienst. Sie werden in der Regel nur dort tätig, wo sich Pfarrverbände gebildet haben. Langsam wird auch der »Bleibende Diakon« in den Gemeinden haupt- oder nebenberuflich eingesetzt. Das zweite Vatikanische Konzil hat diese Entwicklung angestoßen. In Diakonatskreisen werden diese Diakone für ihren

Dienst vorbereitet. Für die Ausbildung und Weiterbildung aller hauptamtlichen Kräfte im pastoralen Dienst wurde in der Diözese Hildesheim mancherlei getan, immer in Anlehnung an das, was die Deutsche Bischofskonferenz darüber grundsätzlich beschlossen hat, aber auch immer auf die Diasporasituation des Bistums hin zugeschnitten. Die Diasporaprobleme erschweren zusätzlich die neuen Wege zur Entwicklung vieler pastoraler Dienste in einer Gemeinde. Neben den hauptamtlichen Kräften, die mit dem Pfarrer gemeinsam in einer Gemeinde seelsorglich arbeiten, werden viele nebenberufliche oder ehrenamtliche Kräfte gebraucht. Es genügt nicht der Pfarrgemeinderat. Über ihn hinaus und durch ihn weitgehend geweckt soll die Gemeinde je nach Größe viele ehrenamtliche Kräfte heranziehen und einsetzen nach dem Grundsatz: »Was auf viele Schultern verteilt wird, trägt sich insgesamt leichter.«

Im Gebiet des Vorharzes, nur 25 km von Hildesheim entfernt, liegt der Wohldenberg. Die Reste einer Burg, die im Dreißigjährigen Krieg weithin zerstört wurde, lassen erahnen, welch mächtiges Bauwerk hier einst stand, und ein Rundblick über die umliegenden Wälder in die Weite des fruchtbaren Ambergaus hinein zeigt, daß hier ein beherrschender Mittelpunkt war. In das Burggelände eingebunden steht das alte schloßähnliche Gebäude eines »Amtshauses«, heute umgebaut und durch mehrere Anbauten bis in die jüngste Zeit hinein erweitert, das Haus Wohldenberg, die zentrale Bildungsstätte des Bistums für die katholische Jugend der Diözese. Mehrere Generationen sind hier für die Jugendarbeit in den Gemeinden geschult und ausgebildet worden, und wenn sich einmal im Jahr die »Ehemaligen« treffen, ist das für den Wohldenberg ein großer Festtag. Da kommen die Männer und Frauen, bringen ihre schon wieder herangewachsenen Kinder mit und erleben wie in alten Tagen »ihren« Wohldenberg. Dann erzählen sie, wie es damals war. Alles war noch schlichter und beengter, aber der Geist ist der gleiche geblieben, wenn auch die Unruhe der Jugend im letzten Jahrzehnt nicht spurlos an dieser Bildungsstätte vorübergegangen ist. Auch der Wohldenberg ist kein Stück »heile Welt«. Aber der Wohldenberg lebt. Es wird in vielen Kursen ernsthaft gearbeitet. Die Initiativen, die von diesem Hause aus ins Bistum ausgegangen sind und immer noch ausgehen, können nicht hoch genug eingeschätzt werden. Hier auf dem Berg wird immer wieder die Lebensgemeinschaft junger Christen erfahren und erprobt. Hier oben wird Kraft und Wissen gesammelt, so daß das Erlebte ausstrahlen kann in die Gruppen und Gemeinschaften im weiten Raum der Diözese, wie Maria Behnke einmal schrieb. Hundertdreißig Kurs Teilnehmer kann das Haus beherbergen, insgesamt fünfzig Räume bieten Platz und Möglichkeit für die vielgestaltigen



Bildungs- und Freizeitangebote. Ein Tonstudio, Werkräume und ein Clubraum, nicht zuletzt eine Kapelle gehören zu dieser Bildungsstätte, die von einem Jugendpfarrer, einer Heimleiterin, die der Genossenschaft der Vinzentinerinnen angehört und einer Wirtschaftsleiterin geführt wird. Die Kurse werden in der Regel von den Jugendreferenten des Bischöflichen Seelsorgeamtes in Hildesheim geleitet. Aber auch die verschiedenen Gemeinschaften, Gruppen und Organisationen katholischer Jugend im Bistum begegnen sich hier zu ihrer Schulungsarbeit. Sie bringen zum Teil ihre Referenten mit.

Neben Haus Wohldenberg gibt es noch eine kleinere Jugendfreizeit- und -bildungsstätte in Hannover, und außer-

dem erfreut sich zunehmend Haus Röderhof des Zuspruchs der Jugend. Diese, aus einem alten Forsthaus entwickelte Stätte der Begegnung unserer Jugend liegt unmittelbar am Waldrand, ist mit einem großen Zeltplatz versehen und lockt alljährlich viele Jungen aller Altersstufen ins Lager. Diese Jugendbegegnungsstätte ist nicht zu verwechseln mit dem Heim Röderhof für behinderte Kinder.

Die Jugendarbeit hat ihre eigenen Gesetze, deswegen auch ihre eigenen Strukturen. Ein großer Teil rechnet sich zur organisierten Jugend der Kirche, der Bund der Deutschen Katholischen Jugend, die größte Jugendorganisation in der Bundesrepublik Deutschland, ist das organisatorische Dach der ver-



Links oben: Das Haus Wohlden-
berg als zentrale Bildungsstätte
der Jugend.



Rechts oben: Zur Gruppen-
leiterschulung gehört die
Bastelarbeit.



Links unten: Junge Menschen
im Gespräch.



Rechts unten: Hier geht es um
die Frage, wie gestaltet man
einen Schaukasten.



Oben links: Sternsinger im Dienst der Nächstenhilfe. Das uralte Sternsingen zum Tag der hl. drei Könige war zwar weithin aus dem deutschen Brauchtum verschwunden, hatte sich aber in wenigen

Orten, darunter der Stadt Hildesheim, bis in unsere Tage erhalten. Nun ist es von der katholischen Jugend in Stadt und Stift Hildesheim wie im ganzen Bistum und in allen deutschen Diözesen wieder-

aufgenommen worden. Der Ertrag, der 1977 im Bistum allein rund 255 000 Mark erreichte, wird ganz der Mission in Übersee zugewandt.

schiedenen Jugendverbände. In der Diözese Hildesheim gibt es die Christliche Arbeitnehmerjugend (CAJ), die Deutsche Jugendkraft (DJK), die Deutsche Pfadfinderschaft St. Georg (DPSG), die Katholische Junge Gemeinde (KJG), die Katholische Landjugendbewegung (KLJB), Jungkolping, die Katholische Studierende Jugend (KSJ), die Pfadfinderinnenschaft St. Georg (PSG). Es gibt in der Diözese Hildesheim, dem Diasporabistum entsprechend, zahlreiche Jugendgruppen, die mehr als informelle Gruppen anzusprechen sind. Sie tragen die offene Jugendarbeit in den Gemeinden und sind untergegliedert in eine Kinderstufe, in eine Jugendstufe und in eine Gruppe junger Erwachsener. Sie arbeiten ohne Bindung an einen Verband. Diese Arbeit geschieht auf der Grundlage der einzelnen Gemeinde, des Dekanates und seit etwa zehn Jahren in verschiedenen Bezirkeinstellen, für die hauptamtliche Bezirkeinstellenleiter tätig sind.

Die Diözese Hildesheim hat viel Kraft und auch viel Geld in die Jugendarbeit und Jugendseelsorge investiert. Hinter diesen Aktivitäten stehen imposante Zahlen, doch sind sie nicht entscheidend. Wichtiger ist, daß eine geistige und geistliche Saat ausgestreut wird, von der nur zu hoffen ist, daß der Herr der Ernte diese Aussaat durch reiche Ernte segnen möge zum Heil der Kirche und zum Wohle unseres Volkes.

Links: Mit besonderer Liebe wendet sich die Kirche der Ministrantenarbeit zu. Mehrere tausend Jungen kommen alljährlich zum Meßdienertag in die Bischofsstadt.

Oben rechts: Auch das Anziehen ist eine Kunst.

Das Ende der Vereinsmeierei

Als die Deutschen im Jahre 1848 die Freiheit zur Koalition gewannen, wuchsen katholische Vereine wie Pilze aus der Erde. Auf allen möglichen Gebieten und für alle möglichen Aufgaben wurden Vereine über Vereine gegründet. Viele blieben zahlenmäßig klein und bedeutungslos. Viele sind im Laufe der Jahre wieder eingegangen, andere entwickelten sich aber zu Großverbänden und haben eine entsprechende Bedeutung gewonnen. Die Neigung der Deutschen, wenigstens in einem Verein zu sein, kam dieser Entwicklung entgegen. Katholische Laien haben in Zusammenarbeit mit Priestern dafür gesorgt, daß die deutschen Katholiken im Vereinswesen ein breites Tätigkeitsfeld für den Dienst der Kirche an der Gesellschaft fanden. Als Folge der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, die fast alle Verbände auflöste, wenn sie nicht gewillt waren, sich »gleichschalten« zu lassen und die an die Stelle des gewachsenen Vereinswesens seelenlose Organisationen setzte, war auf den Trümmern der Nachkriegsjahre eine allgemeine Vereinsmüdigkeit festzustellen. Die katholischen Verbände taten sich schwer, erneut Fuß zu fassen. Papst Pius XII. wurde nicht müde, bei jeder sich bietenden Gelegenheit auf Wichtigkeit und Bedeutung, ja auf die Notwendigkeit katholischer Verbände hinzuweisen. So sagte er einmal: »Die Losung muß sein: Überall, wo Lebensinteressen in Frage stehen, wo es sich um Gesetze handelt, die den Gottesdienst, die Ehe, die Familie, die Schule, die soziale Ordnung betreffen, überall, wo durch die Erziehung die Seele eines Volkes geschmiedet wird für den Glauben, für Christus, da gilt es, in jeglicher Weise dabei zu sein. Leider muß man nur allzuoft das Fehlen der katholischen Organisationen beklagen.« Und an anderer Stelle: »Das Organisieren gehört zum Apostolat der Kirche.«

Die katholischen Vereine haben in den letzten Jahren große Wandlungen erfahren. Die »Vereinsmeierei« alten Stils ist längst überwunden. Sie sind alle willens, mit den Mitteln und in den Lebensformen unserer Zeit den Auftrag der Kirche zu erfüllen, Menschen zu erziehen und zu bilden, um damit der Gesellschaft zu dienen. Manchmal sah es so aus, als ob die neuen innerkirchlichen Strukturen zur Entwicklung aktiver Mitarbeit und Mitverantwortung der Laien in der Kirche, die Vereinsfreudigkeit der Katholiken hemmen würde. Dabei hat man allerdings bald eingesehen, daß das gesellschaftspolitische Apostolat der Kirche gar nicht erfüllt werden kann, wenn nicht starke Vereine im Feld der Gesellschaft »operieren«. Die Zusammenarbeit zwischen »Räten« und »Verbänden« wird noch intensiver werden müssen. Das »Zentralkomitee der deutschen Katholiken« auf der Ebene der Bundesrepublik, der »Diözesanrat der Katholiken« auf der Ebene des Bistums, der »Pfarrgemeinderat« auf der Ebene der Pfarrei müssen die Intentionen und Aktivitäten der katholischen Vereine und Verbände stützen und fördern. Die Diasporasituation des Bistums Hildesheim verlangt engste Zusammenarbeit aller aktiven Kräfte. Vereinsegoistische Konkurrenzkämpfe schaden dem Gesamtanliegen der Kirche.

Auch in der Diözese Hildesheim findet man ein reich gefächertes Vereinsleben. Es gibt fünfzehn Verbände und Vereine, die als sogenannte Personalverbände der christlichen Lebensgestaltung im weitesten Wortsinn dienen wollen. Außer den Jugendorganisationen sollen hier nur einige genannt werden. Der Katholische Akademikerverband zählt in der Diözese 1400 Mitglieder in 14 Ortsvereinen, der Katholische Deutsche Frauenbund unterhält in 49 Orten Zweigvereine mit 4000 Mitgliedern. Die Katholische Arbeitnehmerbewegung (KAB) hat in 54 Ver-

einen 2000 Mitglieder, die Katholische Frauengemeinschaft zählt in 235 Ortsvereinen 5800 Mitglieder, der Verband katholischer Männergemeinschaften hat in 86 Gemeinden 4500 Mitglieder, die »Deutsche Jugendkraft« zur Pflege von Sport, Spiel und Geselligkeit aus katholischem Geist und nach katholischen Grundsätzen ist in 13 Orten tätig und meldet 3900 Mitglieder. Der zahlenmäßig stärkste Verband in der Diözese Hildesheim ist die »Deutsche Kolpingsfamilie«. Sie zählt über 8000 Mitglieder in 148 örtlichen Kolpingsfamilien. In drei Städten, in Hannover, Hildesheim und Braunschweig besteht ein eigenes Kolpinghaus.

Neben diesen Personalverbänden arbeiten in der Diözese Hildesheim etwa zehn katholische Berufsverbände, die die beruflichen Interessen ihrer Mitglieder vertreten und eine berufsbezogene Weiterbildung betreiben.

Eine dritte Gruppe von Verbänden im Bistum Hildesheim dient sachlichen Aufgaben. Man spricht von Sachverbänden. Neben dem für die Diözese Hildesheim besonders wichtigen Bonifatiuswerk der Deutschen Katholiken für die Diaspora bemüht sich der Borromäusverein um das geistige Leben der Pfarrgemeinden durch Bereitstellung von Büchereien. 6500 Mitglieder zählt der Borromäusverein in 185 Gemeinden. Die größte Sachorganisation der Diözese ist der Caritasverband für die Diözese Hildesheim. Dieser Verband, anerkannt als Spitzenverband der freien Wohlfahrtspflege, fördert alle Werke der Caritas im Bistum und vertritt die Interessen der kirchlichen Caritas gegenüber der staatlichen und kommunalen freien Wohlfahrtspflege. Er entwickelt die soziale und caritative Facharbeit und deren Methoden, bildet ständig Mitarbeiter aus und zählt heute etwa 3000 hauptamtliche Mitarbeiter in der Diözese Hildesheim. Er hat 14000 Einzel- und

Kooperativ-Mitglieder. Der Familienbund der Deutschen Katholiken tritt unter anderem für Familienferien ein und ist auf dem Gebiet der Familienpolitik und Familienbildung tätig. Das Missionswerk der Kirche ist in der Diözese Hildesheim ebenfalls stark vertreten. Über 37000 Mitglieder werden in den Gemeinden in Missionsvereinen gezählt. Damit ist die Reihe der Sachverbände nicht abgeschlossen.

Diese Übersicht zeigt, daß das Vereinsleben in der Diasporadiözese Hildesheim nicht vernachlässigt wird. In vielfacher Hinsicht ist es sogar vorbildlich gegenüber anderen Bistümern.



Jugend bei Sport und Spiel – ein gewohntes Bild in katholischen Vereinen.

Unten: Generalpräses Heinrich Festing (Köln) bei einer Preisverteilung nach sportlichem Wettkampf.





Oben: Die Musikgruppe Kolping sorgt für Unterhaltung.

Rechte Seite: Die Feste der Vereine sind häufig wichtige Volks- und Familienfeste. Ein Kolpingtag in Hildesheim lockte Tausende in die Bischofsstadt.

Oben links: Wenn die Diözesanverbände ihre Jahrestagungen veranstalten, holen sie sehr oft bekannte Redner und Rednerinnen in die Diözese. So begegnet die Diaspora Männern und Frauen, die sie sonst nicht so leicht zu Gesicht

bekommt. Unser Bild zeigt den bekannten Pater Mario von Galli bei einer temperamentvollen Rede in Hildesheim.

Der »Frauenseelsorger« Domkapitular Günter Franz, ist zugleich Diözesanpräses der Frauengemeinschaft. Da er auch das Referat Ehe und Familie leitet, kennt er viele Probleme, für die die Frauen seinen Rat suchen.

Links: Der »Männerseelsorger«, der Jesuitenpater Franz Schilling, ist zugleich Diözesanpräses der Männergemeinschaften. Wo er zu den Männern in den Gemeinden spricht, findet er stets offene Ohren.



Die katholischen Schulen im Bistum



Das Gymnasium Josephinum
auf dem Hildesheimer Domhof
mit der Barockfassade von 1694.

Das Bischöfliche Gymnasium Josephinum

Die sich da in der Pause auf dem Domhof und neuerdings auch auf dem breiten Dach am Pelizaeus-Platz zu Hildesheim von den Strapazen des Unterrichts erholen, tun das gewiß ohne die Last und die Ehre vieler Jahrhunderte zu spüren. Bald 400 Jahre ist es her, daß die Väter der Gesellschaft Jesu am Domhof ein Kollegium und ein Gymnasium gründeten. Sie taten das in der Tradition der noch 700 Jahre älteren, von Bischof Altfrid gegründeten Domschule. Deren letzte 60 Schüler bildeten die erste junge Mannschaft der neuen Jesuitenschule. Das Josephinum ging auch nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu nicht unter, es wirkte ohne Unterbrechung als fürstbischöfliche Lehranstalt weiter. Das Patronatsrecht übte der jeweilige Bischof aus. So blieb es bis zum Jahr 1942, als den Machthabern des Dritten Reiches einfiel, die katholische Kirche ihres einzigen Gymnasiums im Bistum zu berauben. Es dauerte dann nach 1945 noch ein Weilchen, bis sich Staat, Stadt und Kirche über die Rechtsform der uralten Schule verständigt hatten. Mit dem Konkordat von 1965 ging das Gymnasium als öffentliche Schule in die Trägerschaft des Bischöflichen Stuhls über. Die traditionelle Verbundenheit zwischen Bischof und Schule wird durch die Zusammensetzung des Lehrkörpers gewahrt. Der Leiter der Schule wird nur im Einvernehmen mit dem Bischof ernannt.

Das Josephinum ist heute ein altsprachliches, neusprachliches und mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium mit Realschulzweig, der auch Mädchen offen steht. Ein hochmoderner Ausbau ist dem Gymnasium im Jahre 1977 zuteil geworden durch ein großes Gebäude in zentraler Lage. Hier arbeitet nun die neue Kollegstufe, die nach dem Willen der Kultusminister aus den bisherigen Gymnasialklassen 11 bis 13 besteht. Im Erdgeschoß befinden sich vier Kursräume für Deutsch und Religion und weitere fünf Kursräume für alte

und neue Sprachen. Das erste Obergeschoß enthält vier Kursräume für Gesellschaftswissenschaften (Geschichte, Erdkunde, Sozialkunde, Philosophie, Wirtschaftslehre u. a.) und drei Kursräume für Mathematik. Im zweiten Obergeschoß gibt es vier Kursräume für Biologie und je einen Raum für Kunst und Musik. Auf dem Dach schließlich findet sich noch ein angehobenes Plateau für Astronomie. Natürlich fehlen auch Bibliotheken nicht. Zur Innenausstattung gehört schließlich ein Film-Vorführungsraum mit ansteigendem Gestühl. Wie an der Edith-Stein-Schule in Bremerhaven hat man auch hier die Raumnot zur Tugend entwickelt und den Pausenhof, für den auf ebener Erde kein Platz ist, auf das flache Dach verlegt. Allerdings gehört das Haus nicht den Josephinern allein. Sie teilen die Kursräume mit den Mädchen der benachbarten Marienschule, eines privaten neusprachlichen Gymnasiums für Mädchen und Gymnasiums für Frauenbildung (Frauenoberschule). Beide Schulen erhalten auf diese Weise dringend notwendige Räume für ihre unteren Klassen.

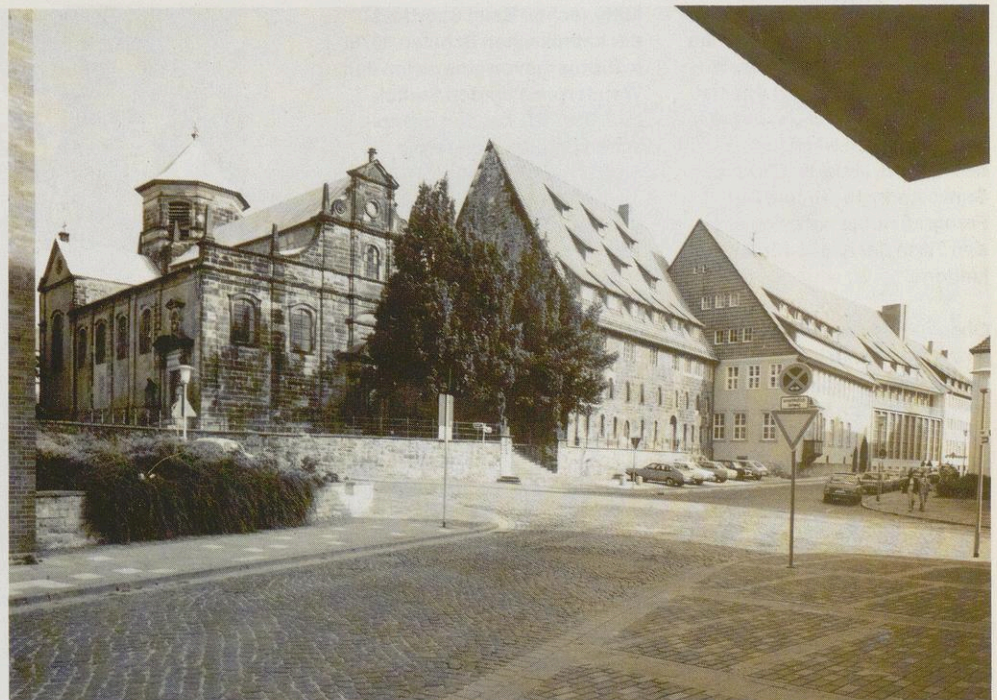


Andere katholische Schulen

Die katholischen Schulen im Bistum sind für den Uneingeweihten nicht leicht zu zählen, obwohl es gar nicht so viele sind. Sie beruhen aber auf dreierlei Schulrecht, nämlich dem der Länder Bremen, Hamburg und Niedersachsen.

Oben: Blick von der Kirche zum Hl. Kreuz auf das neue Schulgebäude der Kollegstufe, die gleichzeitig für das Gymnasium Josephinum und für die Marienschule bestimmt ist. Schulträger ist der Bischöfliche Stuhl zu Hildesheim.

Die Kirche zum Hl. Kreuz mit Choralei und Propstei nach dem Wiederaufbau. Die zweimal versetzte Fluchtlinie gehört zu den reizvollsten Stadtansichten Hildesheims. An diesem Platz wirken die Ursulinen seit mehr als 120 Jahren.





Oben links: Kein Dachgarten, aber ein Dach-Schulhof, wie ihn jetzt das neue Schulgebäude der Kollegstufe besitzt. Hier ist es auf jeden Fall luftig. Außerdem kann man wirklich fern-sehen. Links im Bild die Sankt-Andreas-Kirche. Der Fotograf mußte natürlich auf den Turm der Kreuz-Kirche klettern.

Oben rechts: Im Winter treibt es die Bewohner der nord-deutschen Tiefebene in die Berge. Hier zum Beispiel ins österreichische Ötztal, wo es inmitten der Gletscher sogar eine Hildesheimer Hütte gibt.



Mitte rechts: Beim Sportfest der katholischen Schulen 1976 in Bremerhaven ging es um den Wanderpreis für den Staffellauf. Fast wie bei den olympischen Spielen steigen die Sieger aufs Podest.

Rechts: Auch in der Hildesheimer Marienschule huldigt man der Musik. Hier ist das Schulorchester zur Probe versammelt.



Rechts unten: Das Orchester des Josephinums spielt in der Gedenkstunde, die alljährlich am 22. März an den Untergang der Stadt im Jahre 1945 erinnert.





Links: Junge Spanier und Portugiesen lernen in Bremerhavens katholischen Schulen nicht nur Deutsch, sondern werden von Lehrern aus ihrer Heimat auch in ihrer Muttersprache unterrichtet.

Links unten: Pause in luftiger Höhe und mit guter Fernsicht auf dem Dach der Edith-Stein-Schule in Bremerhaven.

Rechts unten: Trotz fröhlicher Gesichter beim Ernst des Lebens. Biologie-Stunde an der Sankt-Ursula-Schule in Hannover.



Für Niedersachsen ist außer dem (inzwischen mehrfach novellierten) Schulgesetz von 1954 das Konkordat von erheblicher Bedeutung.

Im Bistum haben wir das Josephinum, ein öffentliches Gymnasium für Jungen, aber in kirchlicher Trägerschaft. Dazu kommen zwei private Gymnasien für Mädchen in Hildesheim und Hannover, seit 1853 bzw. 1860 von Duderstädter Ursulinen geleitet. Seit einigen Jahren gibt es sechs Hauptschulen mit Orientierungsstufe in der Trägerschaft des Bistums, eine in Duderstadt, eine in Göttingen, eine in Hannover, zwei in Hildesheim und eine in Wolfsburg. Katholische Realschulen bzw. Realschulzweige gibt es zwei, nämlich in Hildesheim und Hamburg-Wilhelmsburg. Ein dritter Realschulzweig wird demnächst beim katholischen Schulverbund in der Region Hannover entstehen. Die katholische Hauptschule in Bremerhaven plant ebenfalls einen Realschulzweig. Aus anderen Städten liegen Wünsche nach Entwicklung im Realschulzweig vor. Auf Grund des niedersächsischen Schulgesetzes haben wir im Bistum noch 30 katholische Grundschulen, genauer gesagt, Grundschulen für Schüler des katholischen Bekenntnisses. Warum nur Grundschulen? Ursprünglich handelte es sich um vollgegliederte Schulen, die aber zu Grundschulen reduziert wurden, nachdem im Zuge der mehr und mehr eingeführten Orientierungsstufe die bisherige Volksschule zur weiterführenden Hauptschule aufgestiegen war. Weiterführende Schulen können aber nach dem niedersächsischen Schulgesetz keinen Bekenntnischarakter haben. Zum Ausgleich für den Verlust vollgegliederter Schulen wurden der katholischen Kirche in Niedersachsen 18 Hauptschulen in kirchlicher Trägerschaft zugestanden. 12 davon entfallen auf das Bistum Osnabrück und den Offizialatsbereich Vechta in Oldenburg.

In Bremerhaven, das zum Land oder Stadt-Staat Bremen gehört, unterhält

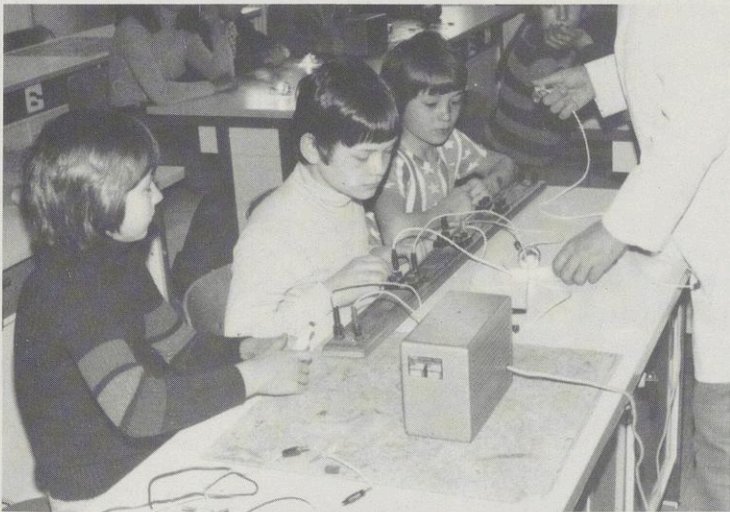
der Gesamtverband der katholischen Kirchengemeinden vier Schulen: die Edith-Stein-Schule als Hauptschule, dazu drei Grundschulen, die die Namen Alfred Delp, Sankt Ansgar und Johannes (nach Papst Johannes XXIII.) tragen. In Hamburg-Wilhelmsburg befindet sich eine Volks- und Realschule in der Trägerschaft der katholischen Kirchengemeinde Sankt Bonifatius, in Hamburg-Harburg gibt es zwei Freie katholische Gemeindeschulen (Haupt- und Grundschulen) in der Trägerschaft der katholischen Kirchengemeinde Sankt Maria.

Und nun mag der Statistiker kurz zu Wort kommen. In kirchlicher Trägerschaft befinden sich im Bistum: 1 Gymnasium für Jungen, 2 Gymnasien für Mädchen, 2 (demnächst bereits 4) Realschulen oder Realschulzweige, 10 Hauptschulen und 6 Grundschulen. Außerhalb kirchlicher Trägerschaft gibt es noch 30 öffentliche Grundschulen für Schüler des katholischen Bekenntnisses.

Warum legt die Kirche, zumal in unserem Diaspora-Bistum, so großen Wert auf katholische Schulen? Warum finden sich von Jahr zu Jahr immer mehr Eltern, und nicht nur katholische (!), die ihre Kinder in eine Privatschule schicken wollen? Und warum drängt die Jugend selbst immer stärker zu solchen Schulen? Nicht nur um der Grundsätze willen, die das zweite Vatikanum und nach ihm die Synode der deutschen Bistümer aufgestellt hat. Die Jugend empfindet den Verlust der gewohnten, überschaubaren Schule immer schmerzlicher. Sie kommt sich in der Massen- und Mammutschule verlassen und vereinsamt vor. Ohne es klar in Worte fassen zu können, spürt sie die heimliche Gewalt des manipulierten und manipulierenden Unterrichts. Die Eltern haben begriffen, daß die Übereinstimmung zwischen Eltern, Kindern und Lehrern verringert oder schon ganz geschwunden ist. Insbesondere haben die Eltern mit Zorn erfahren, daß man in vielen öffentlichen Schulen die Kinder planmäßig zum Konflikt mit dem Elternhaus

und mit der Kirche erzieht. So kann die katholische Schule heute als ihr stärkstes Argument die Übereinstimmung von Elternhaus, Schule und Kindern im christlichen Denken und Handeln propagieren. Sie kann auch versichern, daß sie niemals eine Mammutschule sein will und sein wird. In der allgemeinen Orientierungslosigkeit und Unsicherheit wirken die katholischen Schulen heute wie Inseln, auf denen junge Menschen nicht nur alles Wissen für Leben und Beruf erwerben, sondern auch lernen, ihre Beziehungen zur Umwelt aus dem Glauben und der Nächstenliebe zu gestalten. Und das ist auch in den Schulen unseres Bistums weit wichtiger als die gewiß wohlthuende Konkurrenz, der sich die öffentlichen Schulen ausgesetzt sehen.

Natürlich verlangen die katholischen Schulen vom Bistum und damit von uns Opfer. Die neuen Hauptschulen zum Beispiel mußten sich meist mit alten Schulgebäuden begnügen. Sie mußten erst »aufgemöbelt« werden. Über kurz oder lang werden Neubauten fällig. Im Kloostergarten der Ursulinen zu Duderstadt ist schon ein neues Gebäude für die Hauptschule entstanden. Das Angebot von Lehrern für katholische Schulen ist mehr als ausreichend, desgleichen das der Schüler. Trotz allgemein rückläufiger Schülerzahlen ist hier kein Rückgang zu spüren. Die katholischen Schulen platzen fast aus den Nähten. Die Anmeldungen können längst nicht alle berücksichtigt werden. Was besonders angenehm überrascht, das Interesse der Lehrer für das Fach Religion ist wieder im Steigen. So bleibt – nicht ohne Hoffnung – im Vordergrund aller Sorgen die Frage, ob es den privaten Schulen gelingt, den pädagogischen Irrtümern und Übeln in der Welt ausreichende Kräfte entgegenszustellen.



In der Hildesheimer Sankt-Augustinus-Schule, einer Hauptschule in kirchlicher Trägerschaft, wird theoretisches wie praktisches Wissen vermittelt.

Links unten: Die Grundschule in Salzgitter-Lebenstedt gestaltet mit ihrer Instrumentalgruppe einen Jugendgottesdienst.

Links oben: Das Kochen kann man nicht früh genug lernen.

Links Mitte: Erste Begegnung mit der Energie.

Rechts oben: Eindringen in die Welt des Geschaffenen mit dem Mikroskop.

Rechts unten: Auch das Nähen ist eine wichtige Kunst.



Synode – auf Zukunft angelegt

Blick in die Synodenaula.
Der Generalvikar spricht.

Wenn später einmal die Geschichte der bischöflichen Amtszeit des Bischofs von Hildesheim Heinrich Maria Janssen geschrieben wird, können drei überragende Ereignisse sicher damit rechnen, in der Geschichte der Diözese festgehalten zu werden. Das ist erstens der Wiederaufbau und die Vollendung des im Kriege zerstörten Domes mit seiner Konsekration am 27. März 1960, zweitens die Neuordnung der Diözese durch den Bau von fast 250 Kirchen und die Errichtung von 170 neuen Gemeinden, und drittens die Diözesansynode in den Jahren 1968 bis 1969.

Durch die Domweihe erhielt die Diözese, die nach dem Kriege durch die politische und soziologische Entwicklung eine ganz neue Dimension erfahren hatte, einen geistlichen und räumlichen Mittelpunkt, auf den hin sich das Bistum in Zukunft orientieren kann. Durch die Diözesansynode wurde das Bistum, das sich im Kirchenvolk aus vielen verschiedenen und unterschiedlichen Gegebenheiten zusammensetzt, bewußter Teil der Weltkirche. Aus der Kirche von Hildesheim kamen 141 Priester und 83 Laien, darunter 25 Frauen, vom 13. bis 17. Mai 1968, vom 5. bis 9. Mai 1969 und vom 17. bis 19. November 1969 in drei Sitzungsperioden in der zur Synodenaula umgebauten St.-Antonius-Kirche in Hildesheim zusammen. Sie konnten auf Grund der Vorarbeiten von zwölf Fachkommissionen und nach Beratungen in der Synode selbst Beschlüsse für das kirchliche Leben in der Diözese fassen und Empfehlungen aussprechen. Am 1. September 1970 erklärte der Bischof in einem Dekret: »Alle hierdurch in Kraft gesetzten Richtlinien, Weisungen und Anregungen werden bestehende Rechte und Gewohnheiten im Bistum zum Teil verändern oder ergänzen. Sie mögen dazu beitragen, das Glaubensleben in den Gemeinden des Bistums im Sinne der Synode lebendiger zu gestalten und zu erneuern.«

Die Fachkommissionen und eine Hauptkommission arbeiteten intensiv an den einzelnen Themen, die der Synode vorgelegt wurden.

Unter einer Synode versteht man eine rechtmäßige Versammlung kirchlicher Personen zum Zwecke der Beratung und Erledigung kirchlicher Angelegenheiten. Diese kirchenrechtliche Definition trifft nicht den Lebensnerv einer Synode. Wenn eine Synode gelingen will, muß sie zum Ereignis werden. Das zweite Vatikanische Konzil hat eine große Unruhe in der Kirche ausgelöst, was nicht nur nachteilige Auswirkungen auf die Kirche gehabt hat. Was das Konzil in der Universalen Kirche angestoßen hat, mußte in den Diözesen für den Bereich der Teilkirche aufgearbeitet werden. Das konnte beispielsweise über Synoden geschehen. Dafür hat sich Hildesheim entschieden.

Die Begriffe Konzil und Synode liefen in der Kirchengeschichte lange gleichberechtigt nebeneinander her. Erst das Konzil von Trient (1545 – 1563) hat klar zwischen Konzil und Synode entschieden. Unter einem Konzil versteht man seitdem eine allgemeine gesamtkirchliche Versammlung der Bischöfe. Synoden sind Versammlungen von Geistlichen und neuerdings auch Laien im Raum eines Bistums oder eines Landes. Während das Konzil von Trient noch die Abhaltung von jährlichen Synoden in den Diözesen vorschrieb, wünscht das Kirchenrecht heute einen zehnjährigen Turnus. Das ist allerdings keine bindende Rechtsvorschrift. Die Hildesheimer Diözesansynode war ein Ereignis der Kirche nach dem Konzil. War sie, wie der Dompropst von Paderborn Prälat Höfer sagte, ein »Heiliger Frühling« oder ließ sie, wie es in einem Nachrichtenmagazin hieß, »einen Schwundgeistlicher Macht« befürchten? Wichtiger ist die Frage: »Ist die Diözesansynode nur noch Geschichte oder wirkt sie in die Gegenwart der Kirche von Hildesheim nach?« Diese Frage wird man zehn Jahre nach Beginn der Synode stellen dürfen. Unsere Zeit



Oben: Die Synodalen erleben, wie der Bischof in den Verhandlungsgang persönlich eingreift und die Darlegungen des Referenten unterbricht.

Links: Der Bischof ist der Vorsitzende der Synode und einziger Gesetzgeber.



Rechts: In der Bildmitte die Vertreter anderer christlicher Kirchen.

ist schnellebige, die Menschen sind leicht vergeßlich. Wer spricht noch von der Diözesansynode? Zwei Bände »Planung und Durchführung, Dokumente, Vorlagen und Ergebnisse« sind das sichtbare Resultat der Synode. Werden sie noch gelesen und beachtet? Was die Synode an Beschlüssen und Anregungen gebracht hat, wurde und wird Schritt um Schritt im Leben des Bistums verwirklicht. Das wichtigste Ergebnis der Diözesansynode ist aber nicht durch gedrucktes Papier sichtbar zu machen. Durch die Neuartigkeit der Synode, durch die intensive Zusammenarbeit zwischen Kirchenleitung und Kirchenvolk, zwischen Priestern und Laien wurde die Einheit der Kirche von Hildesheim besser deutlich als es auf jede andere Weise möglich gewesen wäre. Ein aus Schlesien vertriebener Synodale, der jahrelang in den Kommissionen mitgearbeitet hatte, sagte in einem Abschlußgespräch der Hauptkommission: »Jetzt erst bin ich (durch die Synode) ein Hildesheimer geworden!« Die Synode hat den inneren Wachstumsprozeß des Bistums gefördert. Deswegen war sie ein Markstein auf dem langen Weg der Geschichte des Bistums. Das kann man heute, zehn Jahre später, ohne Vorbehalt sagen.

Hildesheim war die erste Diözese in Deutschland, die nach dem Konzil eine Diözesansynode mit neuer Zielsetzung veranstaltete, obwohl der Ruf nach Synoden allgemein laut geworden war. Die Deutsche Bischofskonferenz beschloß eine Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland zu veranstalten. Außer den Bischöfen arbeiteten gewählte Vertreter der Diözese Hildesheim in dieser Gemeinsamen Synode in den Jahren von 1972 bis 1975 mit. Beide Synoden können nicht verglichen werden, doch zeigen Thematik, Verlauf und Arbeitsstil der Würzburger Synode Ähnlichkeiten mit der Hildesheimer Diözesansynode. Es bestätigt die These: Die Hildesheimer Diözesansynode war zukunftssträchtig.

»Alle Macht den Räten«

Das Wort stammt von Lenin. Die Stärke des bolschewistischen Staats- und Gesellschaftssystems sollte nach dem Willen des Schöpfers und Chefideologen der Sowjets in »Arbeiter- und Bauernräten« liegen. Das eigentlich Revolutionäre des Kommunismus sollte in diesen Räten zum Ausdruck kommen. Als nach dem zweiten Vatikanischen Konzil in der Kirche mannigfache und vielfältige Räte eingeführt wurden, erinnerten manche an das Wort Lenins, weil sie in der nachkonziliaren Entwicklung der Kirche einen revolutionären Demokratisierungsprozeß zu erkennen glaubten. Im Ernst kann keiner solches behaupten.

An verschiedenen Stellen der Konzilsdokumente – nicht überall mit gleichen Bezeichnungen und mit gleicher Umschreibung des Zieles – wird die Einrichtung von Räten empfohlen. Aus allen Gliedern der Kirche und auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens sollen Räte geschaffen werden, die als Kollegium mit den Inhabern des geistlichen Amtes die Probleme der Kirche in Diözese und Gemeinde studieren, um in gemeinsamer Überlegung und Beratung die Lösungen für diese Probleme zu finden. Die Bischofskonferenzen, so auch die Deutsche, haben Richtlinien und Muster Satzungen herausgegeben. Die Bischöfe konnten diese Satzungen der je verschiedenen Situation ihrer Diözese anpassen. So ist es auch in Hildesheim geschehen. In den ersten Jahren wurde dabei noch viel experimentiert, manches wurde von einzelnen nach dieser oder jener Seite hin überzogen, so daß Verstimmung und Auseinandersetzung nicht ausblieben. Nach zehnjähriger Erfahrung hat sich vieles ausgeglichen und eingespielt. Für alle Gremien gibt es vom Bischof erlassene Satzungen und Wahlordnungen. Der Bischof ist in der katholischen Kirche der einzige Gesetzgeber. Die bischöfliche Amtsgewalt ist nicht das Ergebnis von Wahlen. Sie wird über die Autorität der Kirche auf Christus selbst zurückge-



Der Katholikenausschuß im Großraum Hannover hält Vollversammlungen ab. Das Thema »Kirche in der Region« wird nach allen Richtungen beraten.

führt. Ähnlich steht es um das geistliche Amt in der Kirche überhaupt. Der Pfarrer wird nicht von der Gemeinde gewählt. Er wird vom Bischof geschickt. Der Pfarrer ist an das Gesetz der Kirche gebunden. Er kann nicht frei und willkürlich Fragen der kirchlichen Lehre und des kirchlichen Lebens entscheiden. Aber damit ist nicht ausgeschlossen, daß bei vielen Entscheidungsprozessen auch die Räte, die fast nur von Laien gestellt werden, wirklich entscheidend mitsprechen. Was sich auf diesem Gebiet in der Kirche abspielt, kann man nicht mit ähnlichen Entwicklungen im Bereich von Staat und Gesellschaft gleichsetzen. Die Räte sind keine Parlamente, deren Entscheidungen, aus Wahl und Abstimmungen hervorgegangen, gesetzlichen Charakter haben und für alle verbindlich sind.

Alle Pfarr- und Kirchengemeinden in der Diözese Hildesheim – oft auch die noch nicht zur vollen Selbständigkeit gekommenen Filialgemeinden – haben einen Pfarrgemeinderat, der sich nach Größe der Gemeinde aus Mitgliedern kraft Amtes, aus gewählten und vom Pfarrer berufenen Mitgliedern zusammensetzt. Vorsitzender ist ein vom Pfarrgemeinderat gewählter Laie.

Die Dekanate haben Dekanatskatholikenausschüsse, in denen die Pfarreien vertreten sind. Vorsitzender ist ein Laie. Der Großraum Hannover hat den früheren Stadtkatholikenausschuß weiterentwickelt zu einem Katholikenausschuß für den Großraum Hannover. Vorsitzender ist ein Laie.

Für alle Initiativen des Laienapostolates mit besonderem Schwerpunkt für alle Dienste an der Gesellschaft wurde

auf Bistumsebene der Diözesanrat der Katholiken gebildet. Ein- bis zweimal im Jahre hält er Vollversammlungen ab. Zwischen den Vollversammlungen tagen regelmäßig der Vorstand und der Hauptausschuß. Die Arbeit des Diözesanrates spielt sich größtenteils in Ausschüssen ab. Die Mitglieder werden etwa zu einem Drittel über Pfarrgemeinderäte und Dekanatsausschüsse von unten nach oben gewählt. Ein zweites Drittel wird von den Verbänden der Diözese delegiert und das dritte Drittel vom Bischof berufen. Vorsitzender ist ein Laie.

Die Priester der Diözese wählen einen Priesterrat. Alle Fragen des geistlichen Lebens, der Seelsorge, des Priesternachwuchses, der Priesterfortbildung, aber auch der Priesterbesoldung und ähnliche Probleme werden in diesem regelmäßig tagenden Rat behandelt. Vorsitzender ist der Bischof.



Prof. Dr. Ing. Karl Terheyden,
Bremerhaven, seit 1971 Vor-
sitzender des Diözesanrates
der Katholiken im Bistum
Hildesheim.

Aus Mitgliedern des Priesterrates und des Diözesanrates der Katholiken wird nach festgelegter Satzung ein Seelsorgerat gebildet, den man auch Pastoralrat nennt. Diesem Seelsorgerat gehören einige Mitglieder kraft Amtes an. Einige werden vom Bischof berufen. Dieser Rat bespricht mit dem Bischof alle Fragen der Seelsorge der Diözese im engeren Sinne des Wortes. Vorsitzender ist der Bischof.

Für die Verwaltung der Kirchensteuer gibt es einen Kirchensteuerrat, dessen Funktion man am ehesten mit der eines Kirchenvorstandes einer Gemeinde vergleichen kann. Die Mitglieder werden gewählt und berufen. Es sind fast nur Laien darin, die mit Wirtschaft, Finanzen oder Steuern auch in ihrem Beruf täglich zu tun haben. Nach der Satzung werden einige Mitglieder vom Seelsorgerat und vom Diözesanrat in den Kirchensteuerrat hineindelegiert. Die Hauptaufgabe des Kirchensteuerrates ist die Festsetzung und Genehmigung der Hebesätze der Kirchensteuer, vor allem die Beratung und Beschließung des Haushaltes der Diözese. Vorsitzender ist der Generalvikar.

Die Räte – und das war wohl der eigentliche Sinn ihrer Errichtung – binden viele Kräfte in das Geschehen der Kirche in allen Ebenen ein. Damit wird die Verantwortung für das kirchliche Leben auf die Schultern vieler gelegt. Je größer der Kreis derer ist, die die Kirche mittragen, weil sie sich für sie verantwortlich fühlen und durch Wahl und Berufung in einem festumrissenen Lebensbereich der Kirche eingebunden sind, um so mehr wird die Kirche erstarken. Da die Mitglieder in der Mehrzahl der Räte Laien im Sinne der Kirche, aber Fachleute im Sinne des Weltdienstes sind, bringen sie den Horizont der Lebenserfahrung direkt mit in das kirchliche Leben ein. Auch von dieser Seite her haben sich neue Perspektiven für Kirche und Seelsorge ergeben, die eine Bereicherung des kirchlichen Lebens bedeuten.

Neben den Räten, die zum Teil durch Ausschüsse tätig werden, gibt es seit dem zweiten Vatikanischen Konzil noch eine andere Form fester Mitarbeit in der Kirche. Das sind die Diözesankommissionen. Sie werden vom Bischof eingesetzt, ihre Mitglieder von ihm berufen. Die Diözesankommissionen sind, wenn man so sagen will, offizielle Organe des kirchlichen Amtes, die den Entscheidungsprozeß der Bistumsleitung und ihrer Verwaltung mittragen und mitbestimmen. Der Bischof ist zwar nicht an die Beschlüsse und Entscheidungen dieser Kommissionen gebunden, er nimmt sie aber in der Regel an, weil diese Kommissionen einen hohen Grad von Kompetenz beanspruchen können. Außerdem übernehmen die Kommissionen in ihrem Fachbereich direkte Aufgaben zur Erstellung von Arbeitsunterlagen, zur Ausarbeitung von Stellungnahmen und Gutachten, zur Herausgabe von Materialien für die Seelsorge.

Im Bistum Hildesheim gibt es neun Diözesankommissionen, und zwar für

- Liturgie
- Kirchenmusik
- Kirchenkunst
- den ständigen Diakonat
- zur Förderung ökumenischer Arbeit
- Ehe und Familie
- Bildungsfragen
- Schule und Erziehung
- Ausbildung und Fortbildung im pastoralen Dienst.

Die Aufgabengebiete der Kommissionen sind nicht alle gleich bedeutungsvoll und umfangreich, aber insgesamt stellen sie eine wichtige Ergänzung zur kirchlichen Verwaltung in der Diözese dar.

Die Zusammenarbeit der Kirchen

Das Anliegen der christlichen Ökumene kann in Zukunft nicht mehr Sache nur einzelner Christen sein, sondern gehört zur ständigen und ordentlichen Seelsorge in jeder Gemeinde. Vieles, was die Christen trennt, beruht auf Mißverständnissen, Vorurteilen und mangelnder wechselseitiger Information. Deswegen sollen Kontakte geschaffen werden, um im brüderlichen Gespräch Vorurteile abzubauen und wechselseitige Informationen zu ermöglichen. Wir bitten nicht nur die Priester, sondern auch die Laien, sich in den Dienst dieser Aufgaben zu stellen.

Diözesansynode 1969

Es klingt merkwürdig, entspricht aber den Tatsachen. Die Zusammenarbeit der Kirchen in Niedersachsen begann mit der Kirchensteuer. Das Land Niedersachsen, das über seine Finanzämter die Kirchensteuer einzieht, führt diese global an die Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers ab. Sie wird dort in Absprache mit den anderen Kirchen aufgeschlüsselt und anteilmäßig der katholischen Kirche zugeleitet. In der Praxis ist das zwar ein kompliziertes Rechenexempel, hat aber zu Ergebnissen geführt, mit denen alle Kirchen zufrieden sind. Der Verwaltungsapparat ist für die einzelne Kirche jedenfalls damit vereinfacht worden.

Als das Konzil der katholischen Kirche Wege zur Zusammenarbeit mit den anderen christlichen Kirchen wies, griff auch die Diözese Hildesheim dieses Anliegen sofort auf, war doch das Diasporabistum auf eine gute Nachbarschaft mit den großen Landeskirchen angewiesen. Der Bischof von Hildesheim hat immer dankbar anerkannt, daß die evangelischen Landeskirchen die vertriebenen katholischen Gemeinden nach dem Kriege in ihre Gotteshäuser aufgenommen haben. So fanden die meisten Gemeinden wenigstens so

lange Altar, Kanzel und Orgel, bis ein eigenes katholisches Gotteshaus erstellt war. Es wurde eine Diözesankommission zur Förderung der ökumenischen Arbeit vom Bischof berufen. Sie hat die Aufgabe, die ökumenischen Probleme zu studieren, Kontakte zu den anderen Kirchen zu schaffen, das ökumenische Anliegen in den Gemeinden bewußt zu machen und Hilfen zur Gestaltung gemeinsamer Gottesdienste zu liefern. Das ökumenische Anliegen wurde von vielen Gemeinden aufgegriffen. Ökumenische Veranstaltungen und Gottesdienste sind keine Seltenheit mehr. Die Weltgebetsoktav und die Pfingstnovene sind in vielen Gemeinden inzwischen eingeführt, der Weltgebetstag der Frauen wird in den Städten mit eindrucksvollen und gut besuchten Gottesdiensten von den Frauen gestaltet. In diesen Gottesdiensten haben auch die Frauen zu Predigt und Meditation häufig die Kanzel bestiegen. Die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Erwachsenenbildung und vielleicht mehr noch im sozial-caritativen Bereich ist in manchen Gemeinden vorbildlich. In anderen Gemeinden tut man sich noch schwer. Geduld ist die hervorstechende Tugend in der ökumenischen

Arbeit. Das Gebet um die Einheit darf nicht verstummen. Es ist von entscheidender Bedeutung.

Es gibt in der Bundesrepublik Deutschland einige Versuche, auch im Kirchenbau zu ökumenischer Zusammenarbeit zu kommen. In der Diözese Hildesheim gibt es ein Beispiel, das vielleicht die weitestgehende Lösung darstellt. In Lüneburg baute man zwei Kirchen unter einem Dach. Beide heißen St. Stephanus. Allerdings gibt es unter diesem einen Dach eine klar gegliederte Verschiedenheit der Gottesdiensträume. Die katholische Kirche hat ihren Gottesdienstraum, der auch im äußeren Erscheinungsbild als Kirchenraum im traditionellen Sinne in Erscheinung tritt. Für Veranstaltungen der Gemeinde, bei denen die Grenzen zwischen Gottesdienst und brüderlichem Beisammensein nicht scharf gezogen werden, benutzen beide Gemeinden ein großes Foyer vor den Gottesdiensträumen.

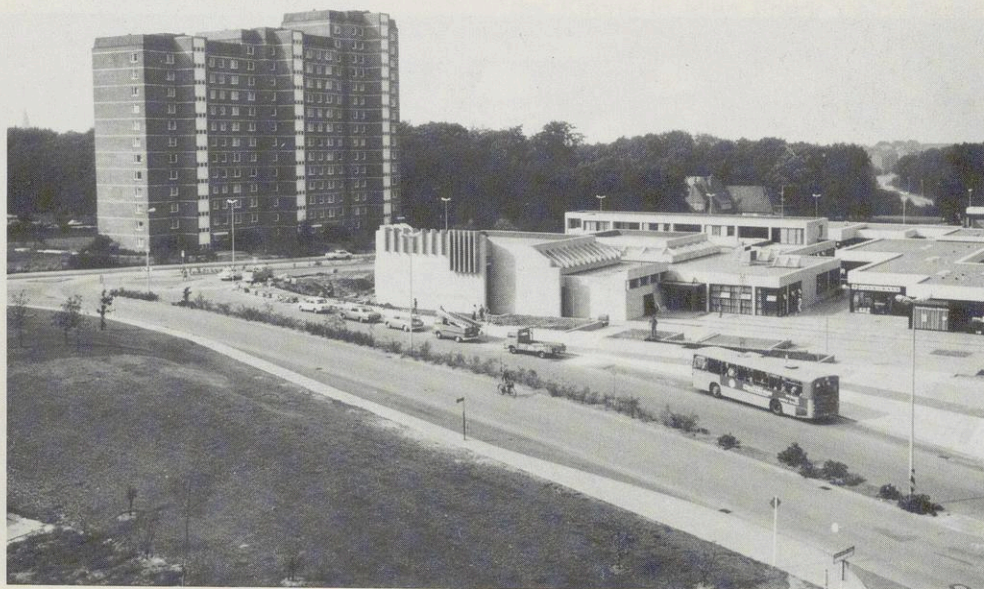
Nach einem ökumenischen Gottesdienst vor der alten Münsterkirche in Bad Gandersheim. In der Mitte der am 6. 1. 77 verstorbene ehemalige Landesbischof Dr. Hanns Lilje.





Auch die übrigen Arbeits- und Gruppenräume können von beiden Gemeinden benutzt werden. Wichtig ist, daß beide Gemeinden in ständiger Fühlungnahme und Absprache miteinander leben. Auch die Pfarrer wohnen unter einem Dach. Das ist vor allen Dingen für das Neubaugebiet, in dem sich dieses Gemeindezentrum befindet, wichtig. Die Pfarrer beider Gemeinden wissen um die Schwierigkeit der Konstruktion, aber sie hatten noch keinen Grund, die Idee, die dem gemeinsamen Bauwerk zu Grunde liegt, als verfehlt zu empfinden. Sie sind aus der Situation heraus zu täglicher ökumenischer Zusammenarbeit gezwungen und setzen alle Initiativen und Aktivitäten zur Führung der Gemeinden gemeinsam ein.

Es gibt in der Diözese Hildesheim noch eine zweite Lösung, durch bauliche Maßnahmen ökumenische Zusammenarbeit zwischen der evangelischen und katholischen Kirche deutlich darzustellen. Diese zweite Lösung hat man am Stadtrand von Hameln in Klein-Berkel versucht. Hier hat man eine katholische Kirche gebaut und um diese Kirche herum ein Gemeindezentrum. Die evangelische Gemeinde benutzt die katholische Kirche. Über die Benutzung ist zwischen beiden Kirchen ein Vertrag geschlossen worden. Das Gemeindezentrum ist von der evangelischen Kirche



Oben:

Nach der Konsekration der katholischen St.-Stephanus-Kirche in Lüneburg-Kaltenmoor fand ein ökumenischer Gottesdienst statt, bei dem Bischof Heinrich Maria Janssen von Hildesheim und der Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers D. Eduard Lohse predigten.

Unten:

Gemeinsames Kirchenzentrum der beiden Gemeinden in Lüneburg-Kaltenmoor im Schatten der Hochhäuser.

errichtet worden und wird auch von der katholischen Gemeinde mitbenutzt. Auch darüber gibt es einen Nutzungsvertrag. Diese Lösung hat sich bewährt, so weit man das nach einjähriger Erfahrung sagen kann.

Eine dritte Lösung befindet sich in Vorbereitung. In einem Neubaugebiet im Großraum Hannover, Mühlenberg – Wettbergen, werden eine evangelische und eine katholische Kirche so gebaut, daß sie miteinander in gewisser Zuordnung stehen. Daneben soll ein Gemeindezentrum für beide Gemeinden entwickelt werden. Es ist bemerkenswert, daß durch lange Zeit hindurch beide Gemeinden willens waren, einen gemeinsamen Kirchbau zu errichten, daß man aber nach vielen Gesprächen und nach langen Überlegungen dazu gekommen ist, davon Abstand zu nehmen.

Vielleicht wird diese dritte Lösung besonders für Neubaugebiete eine gute Lösung werden.

Am 27. November 1976 haben die christlichen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften im Lande Niedersachsen nach jahrelanger guter Vorbereitung eine Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen ins Leben gerufen. Der Gründungsakt fand im Predigerseminar an St. Michaelis in Hildesheim statt. Für das Bistum Hildesheim unterzeichnete Generalvikar Prälat Sendker die Richtlinien, nach denen die Arbeitsgemeinschaft arbeiten soll. Als Vertreter der katholischen Kirche wurde Dechant Johannes Schmidt, Alfeld, in den Vorstand gewählt. Vorsitzender wurde ein Vertreter der Freikirchen. Die Richtlinien wurden von allen beteiligten Kirchen offiziell unterschrieben.

In diesem Zusammenhang darf auch darauf hingewiesen werden, daß es in Norddeutschland für die evangelischen Landeskirchen und die katholischen Bistümer eine Evangelisch-katholische Gebietskommission gibt, in der die amtlichen Vertreter der einzelnen Kirchen zusammenarbeiten. Zweimal im Jahr tagt diese Kommission jeweils zwei Tage.



Es werden theologische und kirchenpolitische Fragen besprochen. Als Ergebnis dieser Kommissionsarbeit liegt eine Denkschrift vor, die unter dem Titel »Norddeutsche Kirchen im Gespräch« die Arbeit zwischen den evangelischen und katholischen Kirchen fördern will.

Die Vorsitzenden der Evangelisch-katholischen Gebietskommission Norddeutschlands in Rom. Links Landes-superintendent Dr. Schmidt-Clausen, rechts Prof. Dr. Franz J. Wothe.



Das Wirken der Orden in der Diözese



Von Papst Pius XII. erzählt eine Anekdote, daß er bei Gelegenheit einer Audienz einmal eine Ordensfrau gefragt habe, welchem Orden sie angehöre. Als diese den Namen genannt habe, soll der Papst mit einem Seufzer gesagt haben, den Namen habe er noch nie gehört. Die Männerorden kenne er jetzt allmählich, aber die weiblichen Orden und Kongregationen werde er wohl nie alle kennenlernen.

Es gibt tatsächlich so viele Orden, Genossenschaften und Gemeinschaften, daß man fast geneigt ist, sie zahllos zu nennen. So ist es aber nicht. Sie müssen nämlich alle von der kirchlichen Obrigkeit anerkannt sein. Die Anerkennung wird nicht leicht gegeben. Sie kommt vom Papst für die Gesamtkirche oder von einem Bischof für eine Diözese. Alle Orden haben eine eigene Lebensordnung, die auch Ordensregel genannt wird. Die Orden spielen in der katholischen Kirche eine große Rolle. Sie bauen ihre Lebensgemeinschaft auf den »evangelischen Räten« auf und binden die Mitglieder durch die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams.

Die Gelübde werden auf Zeit oder für die ganze Lebensdauer als »ewige Gelübde« abgelegt. Orden verfolgen verschiedenartige Ziele: Studium, Ausbreitung der Lehre, Missionsarbeit im In- und Ausland, beschauliches Leben, sozial-caritative Dienste und vieles andere. Wenn sich irgendwo in der Kirche eine besondere Aufgabe ergibt, sind nicht selten Orden ans Werk gegangen, diese zu erfüllen. So tragen sie oft Züge an sich, die von einer bestimmten Situation her geprägt sind. Orden sind Zeugnis vom Leben der Kirche in Vergangenheit und Gegenwart.

Das Gebiet der Diözese Hildesheim war seit dem frühen Mittelalter bevorzugtes Land der Orden. Überall treffen wir auf die Spuren alter Klöster, die zum großen Teil in der Reformation die neue Lehre angenommen haben. Einige wenige konnten sich behaupten, andere

mußten sich dem Druck der Entwicklung beugen. Die Benediktiner, Zisterzienser, die Franziskaner und Dominikaner – mit männlichen und weiblichen Ordenszweigen – konnten im Mittelalter ein blühendes Leben entfalten. Wir zählen heute in der Diözese Hildesheim zwölf männliche Orden und Gemeinschaften, deren Ursprünge zum Teil im Mittelalter liegen, die zum Teil erst in unseren Tagen entstanden sind: Die Augustiner, die Dominikaner, die Franziskaner, die Jesuiten, die Missionare vom Heiligsten Herzen, die Montfortanerpatres, die Pallottiner, die Praemonstratenser, die Redemptoristen, die Salesianer, die Salvatorianer, die Brüder unserer lieben Frau von den Armen und die Brüdergemeinschaft der Canisianer. Einige von ihnen sind zahlenmäßig unbedeutend, aber was bedeutet schon die Zahl für die Kraft der Ausstrahlung des geistlichen Lebens in ein Bistum hinein; denn alle diese Orden sind, abgesehen von besonderen Aufgaben, die sie im Dienste der Kirche zu erfüllen haben, zu einem vertieften geistlichen Leben verpflichtet.

An weiblichen Orden und Kongregationen gibt es in der Diözese Hildesheim die Klarissen, die Armen Schulschwestern unserer lieben Frau, die Armen Schwestern vom Heiligen Franz von Assissi aus Aachen, die Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Vinzenz von Paul (Mutterhaus in Hildesheim) und die Borromäerinnen. Außerdem gibt es verschiedene franziskanische Schwesterngemeinschaften aus Holland, die der Diaspora zu Hilfe gekommen sind. Die Kongregation der Schwestern von der hl. Jungfrau und Märtyrin Katharina, kurz Katharinerinnen genannt, und die Schwestern von der hl. Elisabeth (Graue Schwestern) sind als Vertriebene aus Ostpreußen und Schlesien in das Bistum Hildesheim gekommen. Die Mägde Mariens von der Unbefleckten Empfängnis Mariens (aus Köln) und die Schwestern von der Göttlichen Vorkehrung (aus Münster i. W.) unterhalten



Oben: Das Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul in Hildesheim.

Rechts: Generaloberin Sr. Gregoria von den Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul gratuliert der 84jährigen Schwester Ernea zum 60jährigen Ordensjubiläum.

Rechte Seite oben: Ordensschwestern bei der Wallfahrt.

Rechte Seite unten: Franziskaner bei einer Prozession.

mehrere Stationen in der Diözese, ebenso die Missionsschwestern vom hl. Namen Mariä (aus Osnabrück). Mit der Geschichte des Bistums sehr verbunden sind die Ursulinen, die in Duderstadt, Hildesheim und Hannover vertreten sind und Schulen unterhalten.

Neben diesen Ordensgemeinschaften gibt es auch seit einigen Jahrzehnten die Säkularinstitute. Das sind Gemeinschaften, die sich nach außen hin nicht oder nur wenig als klösterliche Gemeinschaften darstellen. Sie tun ihren Dienst in der Welt und an der Welt ohne aufzufallen. Oft ist nach innen hin die Bindung aber um so stärker. Zwei Säkularinstitute arbeiten in der Diözese Hildesheim: Schönstätter Marienschwestern und die Schwestern von Germete, die hauptsächlich in der Pfarrseelsorge eingesetzt sind.

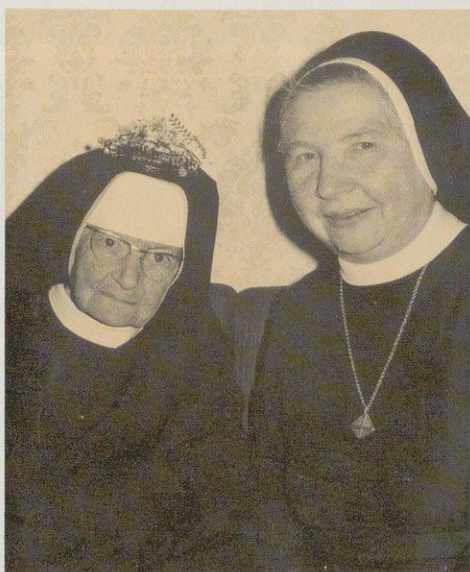
Kongregation der Barmherzigkeit

Bischof Eduard Jakob von Hildesheim berief vor 125 Jahren Barmherzige Schwestern von Paderborn nach Hildesheim. Er gründete mit ihnen das St.-Bernward-Krankenhaus und ermutigte sie, wenige Jahre später (1857) eine eigene Kongregation in seinem Bistum zu gründen. Die Gründung erfolgte in sehr bescheidenem Rahmen. Hundert Jahre später waren in 95 Niederlassungen über 800 Schwestern tätig. Aus dem kleinen Hildesheimer Krankenhaus mit vielleicht zwei Dutzend Betten und einem leitenden Arzt ist inzwischen eine Krankenanstalt mit 700 Betten, sieben Chefarzten, zwölf Oberärzten und zweiundvierzig Assistenzärzten geworden. Weitere Krankenhäuser im Bistum sind dazugekommen.

Von den schweren Schicksalsschlägen, die die Kongregation zu ertragen hatte, seien nur zwei genannt. Die Reichsverordnung von 1940, durch die allen Klöstern und religiösen Genossenschaften der Nachwuchs abgeschnitten wurde, und der Bombenkrieg im ersten Quartal des Jahres 1945, der den Häusern der Kongregation schweren

Schaden, oft sogar Totalschaden zufügte. Den Verlust des Nachwuchses hat die Kongregation bis heute noch nicht überwunden. Die Kriegszerstörungen sind unter großen und kostspieligen Mühen durch Neubauten beseitigt worden.

In Hildesheim wurden mit dem Mutterhaus sechs der Caritas dienende Gebäude total zerstört, während das St.-Bernward-Krankenhaus nur beschädigt wurde. Fünf Schwestern fielen hier den Bomben zum Opfer. In Braunschweig gab es nur mehrere beschädigte, aber in Hannover wieder sechs total zerstörte und drei schwer beschädigte Häuser. In Hamburg-Harburg verlor die Kongregation das Krankenhaus, in Hamburg-Wilhelmsburg vier caritative Gebäude. In Kassel wurde das St.-Elisabeth-Krankenhaus dem Erdboden gleichgemacht, desgleichen drei andere Häuser der Caritas. Die Spuren des Krieges sind alle beseitigt, aber wieder steht die Kongregation wie so oft in den vergangenen 125 Jahren vor einer Krise, und wieder liegt die Urheberschaft beim Staat. Über den kirchlichen Krankenhäusern hängt die Drohung der staatlichen Planwirtschaft im Gesundheitswesen. Sie wäre im Endeffekt vernichtend für viele katholische Krankenhäuser.



Es ist schon eine ganze Weile her, daß das Hildesheimer Domkapitel sich entschließen mußte, Sängerknaben aus Bayern und Baden zu importieren. Das war bald nach dem Dreißigjährigen Krieg. So traurig ist es um jugendliche Singstimmen heutzutage nicht mehr bestellt. Dem Hildesheimer Domchor gehören heute 38 einheimische Singknaben an. Hermann Bode darf es längst wagen, sie in der ganzen Welt vorzuzeigen und hören zu lassen. Die Hildesheimer Gruppe gehört dem Internationalen Chorverband *Pueri Cantores* (Vereinigung katholischer Knabenchöre und Scholen) in Rom an. Im Sommer 1976 reiste sie mit 800 andern deutschen Sängerknaben zum großen Treffen in London. Sie sangen in der Royal Albert Hall und in der Westminster-Kathedrale. Sie trugen dabei der Forderung des zweiten Vatikanischen Konzils Rechnung, dafür zu sorgen, daß auch die Gläubigen die ihnen zukommenden Teile des Ordinariums lateinisch sprechen und singen können. Sie tragen ihren Teil dazu bei, daß das zeitgenössische Wort widerlegt wird, im öffentlichen Konzertsaal erklinge heute mehr katholische Kirchenmusik als in der Kirche. Man rühmt den Hildesheimer Sängerknaben nach, daß sie wie für den gregorianischen Choral so auch für die klassische Polyphonie leicht zu begeistern sind.

Der Domchor, wie er sich heute präsentiert, blickt auf ein schwer abzuschätzendes und auch recht wechselvolles Alter zurück. Vielleicht gehen seine Anfänge wirklich auf die karolingischen Herrscher zurück, die unerbittlich forderten, daß an den Domschulen auch Musik zu lehren sei. Und das hieß damals wohl in erster Linie Gesang. Etwas besser sind wir über die kirchenmusikalischen Zustände im 17. Jahrhundert unterrichtet. Damals gab es auf dem Domhof gleich zwei Kirchenchöre, einen am Dom und einen andern an der Sankt-Antonius-Kirche der Jesuiten. Dirigenten waren stets Geistliche. Zeitweilig leitete

ein Jesuit mit dem Titel Musikdirektor – im Volk einfach Musikanten-Pater genannt – beide Chöre, Knabenchöre muß man wohl sagen. Sie mußten nicht umsonst singen. Das Domkapitel bewilligte ihnen regelmäßige Brotspenden. Die Instrumentalmesse der Barockzeit war keineswegs unbekannt. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden auch die fürstbischöflichen Trompeter und Paukenschläger für die Dommusik verpflichtet. Bald nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu kam es zur endgültigen Trennung von Dom- und Gymnasialchor. Mit dem neuen Musikdirektor Johann Georg Stumpff aus Tauberscheid ging die »Priesterherrschaft« im Domchor zu Ende. Das Zeitalter der Laien brach an. Das Jahr 1803 brachte dem Domchor herben Verlust. Der Fürstbischof verlor seine Streitmacht von etwa 80 Mann. Damit büßte der Domchor die Pauken und Trompeten ein. Nach der Aufhebung des Domkapitels durch König Jerome in Kassel verstummte der Domchor einige Jahre ganz, begann sich aber 1813 auf königlich großbritannischen und hannoverschen Befehl wieder zu formieren und zu singen. Damals wurden dann wohl auch die ersten Frauen in den Chor aufgenommen.

Eine höchst fruchtbare Zeit brach mit der Berufung Winand Nicks zum Dommusikdirektor an. Er stammte aus Fritzlar und war zur Zeit seiner Anstellung gerade 25 Jahre alt und unter 30 Bewerbern der jüngste gewesen. 54 Jahre lang bis zu seinem Tod (1910) formte er das geistliche und weltliche Musikleben der Stadt. Unter seinen Kompositionen ragen die D-Dur-Messe für Chor, Orchester mit starker Bläserbesetzung und Orgel und das Requiem in D-Moll für Chor, Orchester und Orgel hervor. Diese Werke gehören zum Repertoire des Domchors. Dem Vorgänger Hermann Bodes, dem früheren Dommusikdirektor Otto Braukmann, gelang es, die Noten beim Untergang Hildesheims im Jahre 1945 zu retten. Die Musikgeschich-

te des Bistums kennt übrigens noch einen zweiten Komponisten von Ruf, Agostino Steffani, erst Hofkapellmeister, dann Weihbischof und Apostolischer Vikar in Hannover, von einem Zeitgenossen »Sant Agostino in musica – der hl. Augustinus in der Musik« genannt.

Unter nicht geringen Schwierigkeiten mußten nach dem zweiten Weltkrieg die Kirchenchöre in der Diözese wiederaufgebaut werden. Mit 56 Frauen und Männern, 38 Domsingknaben und 65 Mitgliedern der Mädchenkantorei ist der Domchor auch größten Räumen gewachsen. Hermann Bode weiß, daß die Singknaben und Mädchen die Zukunft des Domchors darstellen. Der Chorgeist ist ein wirklicher Korpsgeist. Zweimal in der Woche kommen Jungen und Mädchen zur Gruppen-Stimmbildung. Mindestens zweimal in der Woche erscheinen die Mitglieder des Domchors zur Probe. Anders wäre der Reichtum des Repertoires bei einer Vortragskunst hohen Niveaus auch nicht denkbar. Schon unter Bischof Nicolaus Bares wurde im Dom geradezu eine Renaissance der klassischen Polyphonie herbeigeführt. Sie ist bis heute nicht abgerissen. Niederländer, Italiener, Franzosen und Deutsche des 16. bis 19. Jahrhunderts sind dem Domchor vertraut: Palestrina, beide Gabrieli, Orlando di Lasso, Tomas Ludovico da Victoria, Johann Eccard, Andreas Hammerschmidt, Johann Pachelbel, Heinrich Schütz, Antonio Caldara, Clemens non Papa, Antonio Vivaldi, Bach natürlich, Haydn, Mozart, Beethoven und Bruckner. Dabei singt der Domchor nicht nur in Hildesheim, sondern auch in andern Städten des Bistums. Und da die Liturgiereform das lateinische Ordinarium der Messe, für dessen Texte die Kompositionen meist geschrieben wurden, aus dem sonntäglichen Gottesdienst etwas verdrängt hat, singt der Domchor nunmehr auch in kirchenmusikalischen Andachten. Er lebt und wirkt in enger Verbundenheit mit den andern 21 Domchören der Bundesrepublik. Die Kapell-



Links oben: Schülerchor von St. Marien in Hannover bringt dem Bischof von Hildesheim ein Ständchen.

Links Mitte: Kein Dom kann ohne eine Schola von Singknaben auskommen, wenn er nicht auf liturgische Tradition verzichten will.

Links: Durch systematische Erziehungs- und Bildungsarbeit ist es gelungen, eine Mädchenkantorei zu begründen und in den Dienst der Liturgie zu stellen.

Oben: Hermann Bode dirigiert ein Kirchenkonzert im Dom zu Hildesheim, in dem außer dem Domchor Solisten und Instrumentalisten mitwirken.

meister und Musikdirektoren kommen regelmäßig zusammen, um ihre Erfahrungen auszutauschen.

Hermann Bode verwaltet auch das Referat Kirchenmusik im Bischöflichen Seelsorgeamt. Auf seinem Programm steht in erster Linie die Fortbildung von Chorleitern und Organisten in Theorie und Praxis. Ein solcher Lehrgang von etwa zehn Tagen endet naturgemäß mit Prüfung und Abschlußzeugnis. Alle nebenamtlichen Chorleiter und Organisten werden alljährlich zu einer Werkwoche nach Goslar in das Sankt-Jakobus-Haus eingeladen, nicht zuletzt zu dem Zweck, mit der neuen kirchenmusikalischen Literatur bekannt und vertraut gemacht zu werden. Hermann Bode faßt seine musikalischen Grundsätze im Kirchendienst so zusammen:

»Der Domchor versteht sein Wirken in der Feier der hl. Eucharistie im weiten Sinne des Wortes: die Menschen zu Gott zu tragen durch die Musik, sie zu tief innerlicher Begegnung mit Gott zu führen, sie zu gläubigen Menschen zu machen. Hier gilt in einem besonderen Sinne, daß der Glaube vom Hören kommt. Das ist allerdings nur möglich, wenn die musikalische Aussage des Werkes und seiner Interpretation von oben ist, von Gott selbst, der sich des Künstlers nur bedient, um den Menschen in seiner Ganzheit zu erfassen. Wenn der Domchor sein Anliegen darin sieht, die lange Tradition des Chors und die Universalität der Musikstile in der Bischofskirche weiterhin zu pflegen, dann geschieht das in dem Bewußtsein, daß Tradition nichts anderes ist als die Bewahrung zeitloser innerer Werte. Was von Dauer ist, ja Ewigkeitswert besitzt, das sind die nicht in Worte zu fassenden, aber geradezu prophetischen Aussagen großer sakraler Musik.« Neben dem Chordirektor wirkt als Domorganist Fritz Soddemann, der über Hildesheim hinaus durch Orgelkonzerte bekannt wurde. Er ist zugleich als Orgelsachverständiger des Bistums tätig und kennt alle Orgeln der Diözese. Eine Schallplatte



»Musik im Hildesheimer Dom« bringt Orgel- und Chormusik allen Freunden der Kirchenmusik nahe und zeigt eine beachtliche Leistung auf dem Gebiet der Musica sacra.

Prospekt der Orgel in der ehemaligen Klosterkirche zu Goslar-Grauhof. Das 1737 von dem Magdeburger Chr. Trautmann vollendete Werk gehört zu den wenigen noch erhaltenen Barockorgeln großen Stils in Norddeutschland. Ihr Klang ist weit über Niedersachsen hinaus berühmt.

Die Bücherei der St.-Benno-Gemeinde in Hannover-Linden.

Schon 1845 gründeten weitsichtige Männer des deutschen Katholizismus den Verein vom Heiligen Karl Borromäus zur Verbreitung des guten Buches. Karl Borromäus (1538 bis 1584) war ein Bischof der Reform des kirchlichen Lebens nach dem Konzil von Trient. Die Väter des Borromäusvereins wählten gerade ihn zum Patron ihres Vereins, weil sie fortschrittlich dachten und im Buch ein geeignetes Mittel erkannten, katholisches Gedankengut ins Volk zu tragen. Mit Beginn des 19. Jahrhunderts stießen immer mehr breite Volkskreise in den Bereich der Bildung vor. Von Jahr zu Jahr wurden größere Buchmengen auf den Markt geworfen. Die Parole der Zeit hieß: »Wissen ist Macht!« Wer viel liest, so sagte man, gewinnt an Wissen und damit an Macht. Katholische Literatur war allerdings wenig zu haben, und katholische Bücher wurden wenig gelesen. So kam es zur Gründung des Borromäusvereins, der in den Gemeinden Leihbüchereien einrichtete. Seither hat der Borromäusverein über mehr als ein Jahrhundert hinweg segensreich gewirkt, auch im Bistum Hildesheim. An seiner inneren und äußeren Entwicklung kann man geradezu den Weg des deutschen Katholizismus aus seinem Gettodasein heraus ablesen. Seine Büchereien waren nämlich zunächst ganz auf Abwehr des den Glauben gefährdenden Schrifttums abgestellt und auf die Pflege des Wenigen, was man damals als »moderne« katholische Literatur ansprechen konnte. Es ging kaum über Friedrich Wilhelm Webers »Dreizehn Linden« und die Romane der Freiin von Handel-Mazzetti hinaus. Diese Büchereien sind aber mit der Zeit gegangen und haben den Anschluß an die neue Literatur nach dem ersten Weltkrieg gefunden. Daß die Jahre der politischen Unterdrückung dann einen Niedergang brachten, braucht nicht gesagt zu werden. Man mußte fast überall in den größeren Pfarrgemeinden des Bistums wieder von vorn anfangen.



Pfarrbüchereien im Bistum Hildesheim gibt es heute in etwa einem Drittel der Gemeinden, in den katholischen Krankenhäusern, in den Bildungshäusern und hier und dort in anderen kirchlichen Einrichtungen. Außerdem bestehen mehrere Fachbüchereien, von denen in erster Linie die große, sehr wertvolle Hildesheimer Dombibliothek, die Beverina, zu nennen ist. Alle Pfarrbüchereien in den Bistümern der Bundesrepublik haben eine gemeinsame Betreuungsstelle, die Zentrale des Borromäusvereins in Bonn. Von hier aus werden die Pfarrbüchereien, die sich seit langem nicht mehr im Eigentum des Vereins befinden, sondern pfarrgemeindliche Einrichtungen sind, beraten, ausgestattet und nicht selten auch finanziell gefördert. Hier finden Bibliothekarskurse statt, an denen alljährlich dreißig bis fünfzig Pfarrbüchereihelfer aus dem Bistum Hildesheim für jeweils fünf Tage teilnehmen. Fünf von ihnen haben schon als Teilnehmer an einem vierwöchigen Ausbildungsseminar die Befähigung zum kirchlichen Büchereiassistenten erlangt. Über diese Zentrale des Borromäusvereins hinaus gibt es in allen Bistümern besondere Fachstellen für kirchliche Büchereiarbeit. Die Fachstelle des Bistums Hildesheim befindet sich in Hannover. Sie hat seit 1967 in Pfarrer Ludwig Maria Kuckhoff, dem

Diözesanpräses der Borromäusvereine, ihren Leiter. Er lädt seine mehr als dreihundert ehrenamtlichen Mitarbeiter aus dem ausgedehnten Bistum mehrfach im Jahr zur Teilnahme an Schulungen zum Wochenende ein und sorgt auf diese Weise dafür, daß keine der Pfarrbüchereien ohne Fach- und Sachkenntnis geleitet wird. Dieses Bemühen zahlt sich aus. Die meisten dieser Büchereien, mit insgesamt 150 000 Büchern, können sich neben den vielen anderen öffentlichen Büchereien sehen lassen. Die Zahl der Entleihungen wächst ständig. Im Jahre 1976 waren es bereits rund 130 000. Nicht jede Bücherei kann jedes Buch, das gewünscht wird, griffbereit haben. Aber dafür gibt es Nachbarbüchereien, deren Kataloge in jeder Bücherei zu finden sind, oder es gibt die Fernleihbibliothek der Bonner Zentrale. Und wenn auch diese versagt, greift man auf den niedersächsischen Leihverkehr mit seinem Göttinger Zentralkatalog zurück. Auf dem Sektor des kirchlichen Büchereiwesens wurde schon viel geschaffen. Die öffentlichen Pfarrbüchereien sind ein wesentlicher Faktor des katholischen Bildungswesens. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter geben ihr Bestes, nämlich ihre Zeit und ihre Freude an der Mitarbeit. Sie warten noch auf größere Resonanz in den Gemeinden.

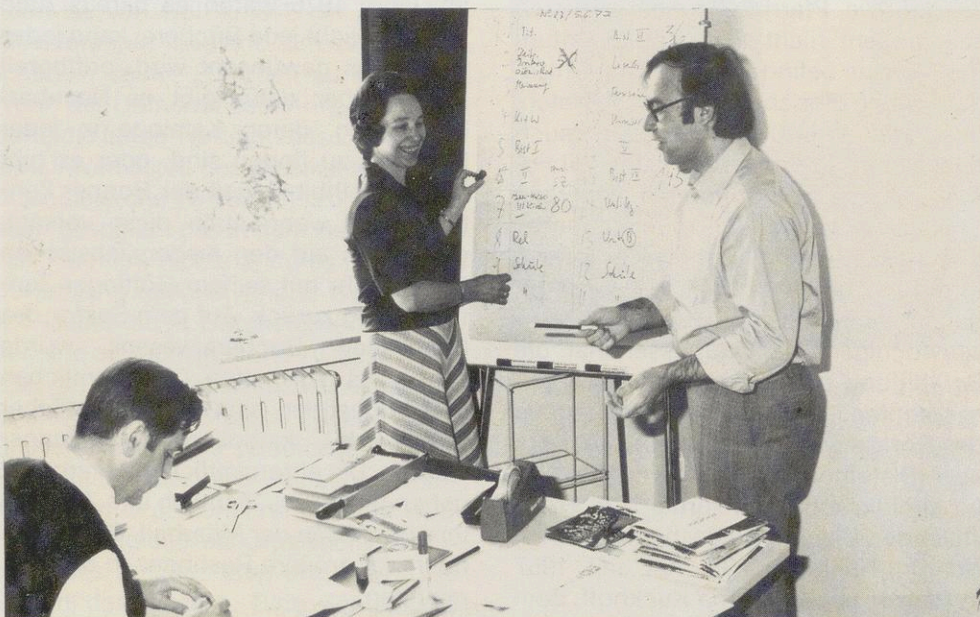
Als Bischof Bernward von Hildesheim die Christussäule und die Domtüren schuf, waren die meisten Menschen noch Analphabeten. Die Bildersprache in Bronze konnten alle verstehen. Die Kunstwerke standen also im Dienste der Verkündigung. Im späten Mittelalter schrieben die Mönche von St. Michaelis die Heilige Schrift ab und illustrierten diese aufs Kunstvollste. »Brüder vom gemeinsamen Leben« unterhielten im »Lüchtenhof«, also dort, wo heute das Priesterseminar steht, eine Schreibstube, in der viele religiöse Bücher handschriftlich vervielfältigt wurden. Erst im 19. Jahrhundert – wenn man von den vom Domkapitel im 17. und 18. Jahrhundert privilegierten Druckern und Buchhändlern absieht – lassen sich katholische Verleger und Buchhändler in der Stadt Hildesheim und im Bistum nieder. Sie stellten sich in den Dienst des katholischen Schrifttums.

Es sind in diesen Verlagen Bücher erschienen, die weit über das Bistum Hildesheim hinaus bekannt wurden. Der Hildesheimer Bischof und spätere Breslauer Erzbischof Adolf Kardinal Bertram veröffentlichte seine mehrbändige Bistumsgeschichte und einige andere Werke in dem Hildesheimer

Verlag August Lax. Der frühere Leiter des Hildesheimer Seelsorgeamtes, Prälat Prof. Dr. Konrad Algermissen, schrieb in den Jahren nationalsozialistischer Unterdrückung mutige Werke gegen die von den damaligen Machthabern betriebene Verfälschung der deutschen Geschichte und gegen den Rassenwahn. Später schrieb er u. a. ein Buch, das noch heute als Standardwerk gilt: »Konfessionskunde«. Ebenfalls wurde von ihm bekannt ein kirchengeschichtlicher Katechismus. Einige dieser 30 Werke sind in dem früheren Verlag Joseph Giesel in Celle erschienen. Anderes an religiösem und kunstgeschichtlichen Schrifttum aus der Diözese kam in den inzwischen ebenfalls nicht mehr bestehenden Hildesheimer Verlagen Borgmeyer und Kornacker heraus. In jüngster Zeit wird dieses verlegerische Bemühen neben dem Verlag August Lax vor allem durch den in der Nachkriegszeit gegründeten Bernwardverlag weitergeführt, der in besonderer auch wirtschaftlicher Nähe zum Bischöflichen Stuhl steht, weil das Bistum Hildesheim Mitgesellschafter ist. Dieser Verlag hat sich zur Aufgabe gesetzt, praktische Schriften für die Seelsorge, die Liturgie, die Gemeindekatechese

und für den schulischen Religionsunterricht vorzulegen, und zwar immer unter Berücksichtigung der Seelsorge in der Diaspora. Der Erfolg seiner Publikationen reicht jedoch weit über die eigentliche Diaspora hinaus. Nach etwas mehr als zehn Jahren seines Bestehens weist das Verlagsverzeichnis des Bernwardverlages gegenwärtig weit über hundert lieferbare Titel auf. Viele dieser Titel sind in den letzten Jahren in Gemeinschaft mit den Verlagen Morus in Berlin und Butzon und Bercker in Kevelaer erschienen. Übrigens ist der Verlag Butzon und Bercker in Kevelaer an der im Jahre 1966 gegründeten Bernwardverlag GmbH mit über der Hälfte der Gesellschafteranteile finanziell beteiligt.

Unter den Autoren des Bernwardverlages finden sich viele Namen aus dem Bistum Hildesheim, so etwa Adamski, Behnke, Bergsma, Breloer, Elbern, Engfer, Großmann, Janssen, Knipping, Köhler, Krah, Wolfgang Langer, Lax, Lorenz, Mross, Nowak, Pöppel, Reuther, Riebartsch, Wessels, Wothe, um nur einige aufzuzählen. Daneben finden wir bekannte Autoren anderer katholischer Verlage wie Eleonore Beck, Heinz Janssen, Dieter Wagner, Adalbert Balling, Erich Klausener, Drutmar Krä-



Studentenseelsorge im Bistum

mer. Seit 1974 legt der Bernwardverlag ein religionspädagogisches Unterrichtswerk vom Eingangsbereich bis zur Klasse 10 der Sekundarstufe I vor. Die Titel »Ich bin bei euch« und »Suchen und Glauben« wurden von einem Kreis von Religionspädagogen, die großteils aus dem Bistum Hildesheim kommen, gestaltet. Diese Titel beginnen sich zunehmend auf dem Schulbuchmarkt durchzusetzen. In den Städten Braunschweig und Hildesheim unterhält die Bernwardverlag GmbH zwei wichtige Stützpunkte des christlichen Buches, die Bernwardbuchhandlungen, die ebenfalls mit ihrer kleinen Filiale in Wolfsburg einerseits ein wichtiger Bestandteil des Unternehmens sind, andererseits aber auch direkte Vorposten in der Diaspora darstellen. Am Beispiel der Bernwardverlag GmbH, in der auch seit 1971 die vom Bischof herausgegebene Kirchenzeitung für das Bistum Hildesheim erscheint, wird deutlich, daß der pastorale Auftrag in der Publizistik mit modernen wirtschaftlichen Methoden durchaus ohne kirchliche Subvention ausgeführt werden kann.

Die Kirchenzeitung wurde 1933 gegründet, bevor die katholische Tagespresse, wie die Hildesheimsche Zeitung und die Südhannoversche Volkszeitung ihr Erscheinen einstellen mußten. Nach dem Kriege wurde die Kirchenzeitung, die der Bischof von Hildesheim herausgibt, zunächst durch das Verlagshaus Lax verlegerisch betreut, ging dann später in den Bernwardverlag über.

Linke Seite außen:

Die Redakteure bei der Vorbereitung einer neuen Ausgabe der Kirchenzeitung.

Links: Pfarrer Winfried Henze ist geistlicher Redakteur der Kirchenzeitung.

Rechts oben: In der Studentengemeinde muß man lernen, hören zu können, um auch die Argumente des anderen zu verstehen.

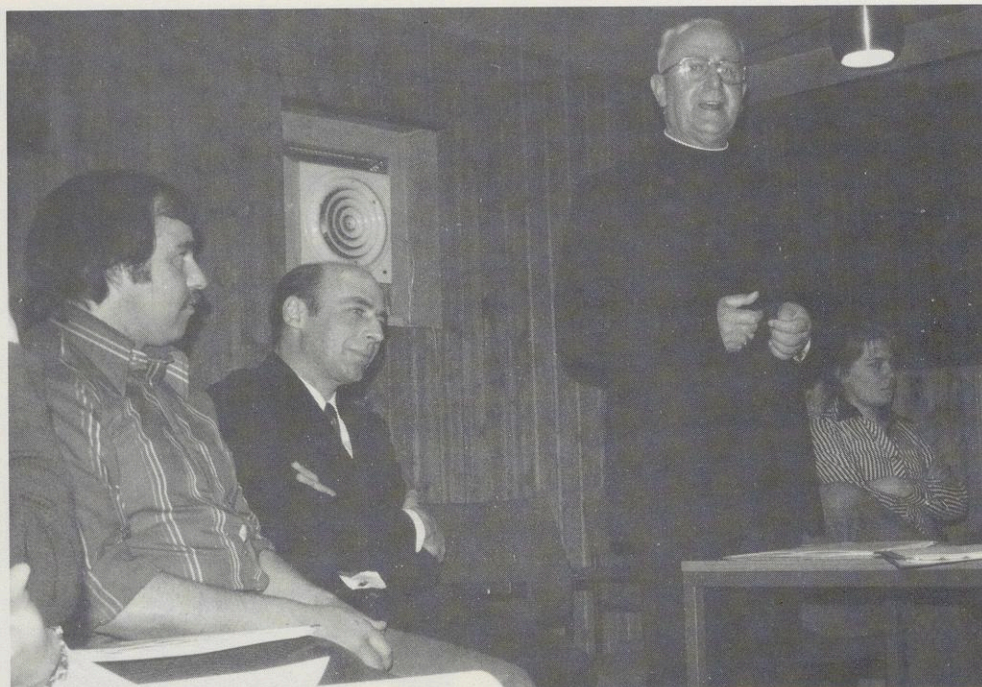


Studentenseelsorger wirken in Braunschweig, Clausthal-Zellerfeld, Göttingen, Hannover und Hildesheim. Der katholische Student von heute wird im Regelfall leicht zusammenzucken, wenn er Seelsorge hört. Ein Betreuungsverhältnis – das möchte er keinesfalls für sich, und so erlebt er seine christliche Existenz auch nicht. Worin er sich wiederfindet, das ist Studentengemeinde und Gemeinschaft. Die Zugänge hierzu sind für die Studentinnen und Studenten unterschiedlich. Das persönliche Ansprechen durch ein aktives Gemeindeglied bildet häufig die Brücke. Was sie aber bewegt, in der Studentengemeinde mitzumachen, das ist die dort gebotene Möglichkeit, Aufgaben selbst zu gestalten und Ziele mitzubestimmen. Ob es Thema und Form des Gottesdienstes ist, die Förderung eines Projektes in der Dritten Welt, die Betreuung der Schularbeiten in einem Zigeunerlager oder ob es um Bibellesung und Schrift-

erklärung geht, um einen Arbeitskreis zur Hochschulpolitik oder ein Forum, das sich mit aktuellen und gesellschaftlichen und kirchlichen Fragen beschäftigt – immer und überall ist der Horizont des Fragens offen und keine Schablone vorgegeben, die ungefragt übernommen werden kann.

Den Ort harten Ringens miteinander – den Studentenpfarrer eingeschlossen – bildet der Gemeinderat, der in manchen Gemeinden alle 14 Tage in Räumen der Hochschule oder der Gemeinde tagt. Der Studentenpfarrer, der Gemeindeassistent, die gewählte Gemeindesprecherin und der Gemeindesprecher, die Arbeitskreisleiter und Mitarbeiter und in Hildesheim dazu noch je ein Vertreter der Professoren und der Assistenten bilden dieses Gremium. Hier werden die Vorschläge eingebracht, hier wird das Semester geplant und Kritik an den laufenden Tätigkeiten geübt. Viel Verantwortung und Geduld, aber auch ein

Der Bischof stellt sich den Fragen der Studentengemeinde. Oft sind diese Fragen kritisch und »unbequem«, aber selten unsachlich und böswillig. Unser Bild zeigt neben dem Bischof Studentenpfarrer Karl Heine.



Das katholische Studentenwohnheim in Hildesheim. Es gibt katholische Studentenwohnheime in allen Universitätsstädten und Hochschulorten der Diözese.

hohes Maß zeitlichen Einsatzes wird dabei dem einzelnen abverlangt; denn das Studium ist in manchen Fächern schwer. In einzelnen Abteilungen bleibt im Verlauf eines Studienganges regelmäßig die Hälfte »auf der Strecke«. Sie muß das Studium aufgeben, weil die geforderten Leistungen nicht erbracht wurden. Studienängste, die Angst um einen späteren Arbeitsplatz in der Wirtschaft oder beim Staat, dazu noch die Isolierung des einzelnen besonders in den »Massenuniversitäten« und Hochschulen, geben eine Menge Probleme auf, die eine Studentengemeinde mit zu bewältigen versuchen muß. Diese Probleme geben aber auch die Bedingungen ab, unter denen eine Studentengemeinde leben und sich entfalten kann.

Die Studentengemeinde ist eine Gemeinschaft, in der sich ein Stück gemeinsamen Lebens verwirklicht. Geborgenheit im christlichen Geist und eine Orientierung in der Nachfolge Jesu sind dabei das leitende Ziel. Im Bekenntnis zum Auftrag im Sinne des Apostolats ist aber zugleich ausgesprochen, daß

diese Gemeinschaft sich nicht selbst genug sein darf, sondern Gemeinde für andere, zunächst an der Hochschule ist, an deren Leben und Problemen sie teilhat. In dieser engen Verflochtenheit mit den Arbeits- und Lebensbedingungen ist sie mit der Militärseelsorge vergleichbar. Die besonderen geistigen Herausforderungen im Hochschulbereich machen es dabei erforderlich, den eigenen christlichen Standpunkt kritisch zu überprüfen. Die Studentengemeinden geraten dabei notwendig in ein fruchtbares Spannungsverhältnis zu den übrigen Gemeinden und manchmal sogar auch zum Bischof, wenn sie für ihre eigene Standortbildung so grundsätzliche Themen ansprechen wie:

- Priestertum – nur ein Privileg für die Männer?
- Warum nicht auch verheiratete Priester?
- Stärkere Beteiligung der Laien an der Verantwortung in Gemeinde und Kirche.
- Glaubwürdiges Engagement für Mission und Entwicklungshilfe.
- Die im Evangelium ausgesprochene Armut – nur ein Rat für den einzelnen und die kirchliche Gemeinschaft?
- Geistige Auseinandersetzung mit den Weltanschauungen und Ideologien unserer Zeit.

Diese Spannungen liegen vielfach darin begründet, daß die Studentengemeinden in einem Raum mit hoher gesellschaftlicher Reflexion leben und dabei soziologische Fragestellungen und Probleme aufgreifen, die für eine Ortsgemeinde ungewohnt sind. Die Antwort versuchen die katholischen Studentengemeinden aus dem Glauben und der Theologie zu geben. Wenn die Studentengemeinden in diesem Bemühen hinter den gefundenen Konsequenzen vielfach zurückbleiben, so sind dennoch ihre Versuche sehr ernst zu nehmen.

Neben dem Sonntagsgottesdienst versammeln sich in manchen Gemeinden regelmäßig an einem Werktag drei-

Seelsorge unter Soldaten

Der Militärpfarrer
feiert oft unter freiem Himmel
einen Gottesdienst.

Big bis vierzig Studentinnen und Studenten, um in Besinnung und Gebet neue Ausrichtung zu erfahren. Es ist dies jeweils nur der Kern der Gemeinde, der aber den Geist in den vielen offenen Arbeitsgemeinschaften und Gesprächskreisen bestimmt.

Die Studentengemeinden im Bistum Hildesheim sind miteinander nur schwer zu vergleichen. Die unterschiedlichen Studienrichtungen an den einzelnen Orten, die verschiedenen Größen der Hochschulen und der Hochschulorte geben unterschiedliche Probleme auf und gestalten das Leben der Gemeinden in ihrer je eigenen Art. Eine Arbeitsgemeinschaft auf der Ebene gemeinsamer Seminarveranstaltungen im St.-Jakobus-Haus Goslar schafft Kontakte unter den Gemeinden und trägt zur Vertiefung des Gemeindelebens aus dem Glauben bei. Alle Studentengemeinden stehen vor jedem Semester vor dem gleichen Problem, neue Studentinnen und Studenten zu integrieren und bewährte Mitarbeiter nach wenigen Semestern wieder abzugeben. Bei diesem Kommen und Gehen fällt dem Studentenfarrer die besondere Rolle zu, Traditionen und Erfahrungen einzubringen. Er muß die Gemeinde leiten und für die Sorgen und Nöte der einzelnen Studentinnen und Studenten stets da sein.



In der Diözese Hildesheim nimmt die Militärseelsorge einen breiten Raum ein, denn der Wehrbereich II (Niedersachsen und Bremen), der zweitgrößte Wehrbereich in der Bundeswehr, liegt zum größten Teil in der Diözese Hildesheim. Von einundzwanzig Seelsorgebezirken des Wehrbereichs liegen fünfzehn im Bistum Hildesheim. Dazu kommen ein Seelsorgebezirk aus dem »Bereich See« und noch fünf Standorte, die mit einem nebenamtlichen Militärpfarrer besetzt sind. Die große Zahl der Seelsorgebezirke im Bistum Hildesheim deckt den Bereich von zwei Garnisonen und vier Militärschulen ab. Der jeweilige Wehrbereichsdekan, der seinen Sitz in Hannover hat, ist der Bistumsleitung in Hildesheim in besonderer Weise verbunden.

Gelegentlich wird die Frage gestellt, warum es überhaupt eine eigene Militär-

seelsorge in unserem Staat gebe. Die Antwort ist eindeutig. Der Soldat hat einen Anspruch auf Seelsorge, das heißt allerdings nicht, daß jeder Soldat Sonntag um Sonntag religiöse Bedürfnisse hat. Sein Anspruch auf Seelsorge bedeutet, daß die Fragen der Soldaten, die religiösen Ursprungs sind oder eine religiös sittliche Bedeutung haben, nicht militärisch beantwortet werden, sondern – von Pfarrern, und zwar von Pfarrern aus jenen Kirchen, denen die Soldaten angehören: Glaubensfragen, Gewissensfragen, Lebensfragen. Die staatskirchenrechtlich geregelte Militärseelsorge in der Bundesrepublik ist kein Bündnis von Thron und Altar auf dem Rücken von Untertanen. Vielmehr hat man sich beschränkt und das, was der Staat und was die Kirche tun, so verteilt, wie es für den Menschen gut ist, gut für die Würde der menschlichen Person,



Oben: Der Militärbischof Dr. Franz Hengsbach (Essen) nimmt alljährlich an der großen internationalen Soldatenwallfahrt nach Lourdes teil. Unser Photo zeigt ihn mit Bundesminister Leber im Lager des Wallfahrtsortes in Südfrankreich.

Unten: Die Militärseelsorge ist eine intensive Kontaktstelle zwischen Kirche und Staat. Links im Bild Wehrbereichsdekan P. Dr. Eugen Koep (Hannover) im Gespräch mit Vertretern des Staates und der Truppe bei einem Empfang.

gut für seine Freiheit. Es gibt deshalb nicht Fragen des Herzens, Schicksalsfragen, weil es Pfarrer gibt. Vielmehr gibt es Pfarrer, damit der Mensch mit seinen Fragen und Problemen nicht allein sei. Auch ist die Militärseelsorge nicht eingerichtet, damit die Pfarrer die Jugend »vor die Flinte« bekommen. Es gibt die Militärfarrer, damit die Soldaten mit ihren Lebensproblemen, mit ihren Schicksals- und Gewissensfragen nicht allein gelassen werden. Kernstück der Militärseelsorge ist und bleibt der »Lebenskundliche Unterricht«, zu dem selbstverständlich niemand gezwungen wird. Außerdem gibt es Werkwochen und Exerzitienkurse, an denen die katholischen Soldaten in erfreulich großer Zahl freiwillig teilnehmen. Im Bereich der Diözese Hildesheim gibt es zwei Häuser, in denen die meisten dieser Kurse für den Wehrbereich II durchgeführt werden, nämlich das Kloster Steterburg mit jährlich über zwanzig Kursen und das Niels-Stensen-Haus in Worphausen mit jährlich über fünfundzwanzig Kursen.

Die Militärfarrer sind keine Soldaten. Sie sind Seelsorger und nur das. Allerdings teilen sie mit den Soldaten ihr Schicksal. Sie leben unter ihnen und nehmen an allem, was der Dienst von ihnen fordert, teil. Aus der Diözese Hildesheim sind mehrere Priester als Militärseelsorger tätig. Es sind Priester, die besonders für die Männerseelsorge geeignet sind. Nach einigen Jahren scheiden sie aus dem Dienst der Militärseelsorge aus und gehen in die Gemeindeseelsorge zurück. Die Erfahrungen, die sie unter Soldaten gesammelt haben, halten sie alle für die Gemeindeseelsorge ausnahmslos für sehr wertvoll. Sie haben gelernt, die Menschen dort abzuholen, wo sie heute wirklich stehen; denn Militärseelsorge ist eine realistische Angelegenheit. Sie zeigt überaus deutlich, wo der Mensch von heute religiös steht, was er glaubt, was er denkt und wie er sich im religiös-sittlichen Bereich tagen, tagaus verhält.

Alt sein in der Gemeinde Christi



Im kleinen Altersheim
»Schwesternstation« fühlen
sich viele ältere Menschen
mehr zuhause als in
komfortablen Häusern.



Das St.-Ansgar-Haus in Hannover-Döhren befindet sich in katholischer und evangelischer Trägerschaft. Weihbischof Pachowiak und Landes-superintendent Dr. Schnübbe weihten das Haus ein. Im Vordergrund des Bildes Caritasdirektor Schildt von Hannover.

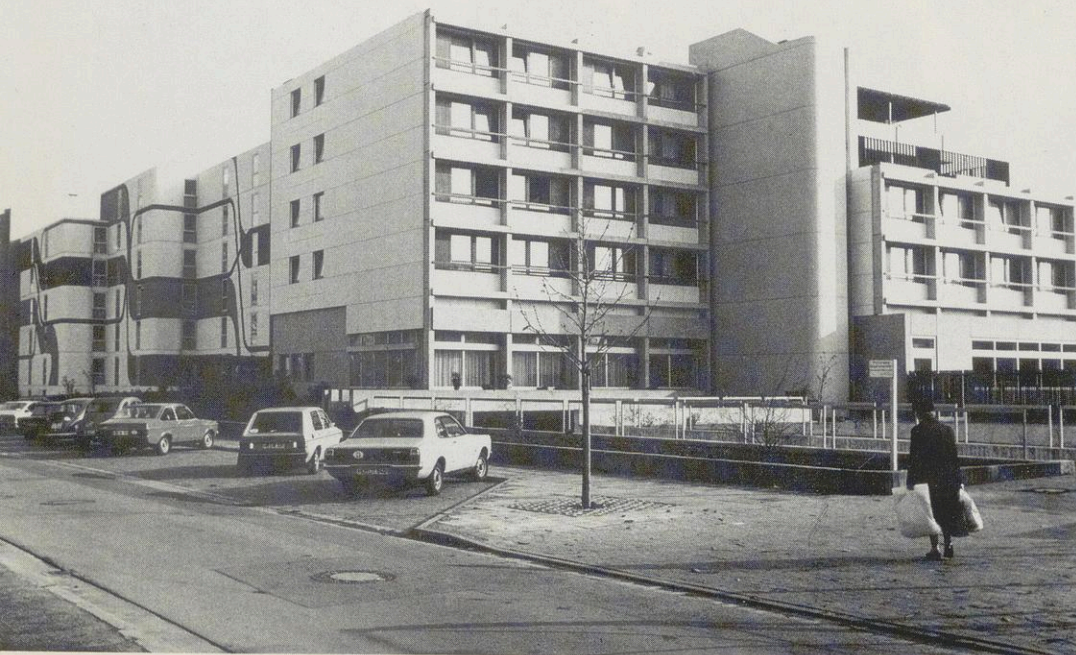
Unten: Ökumenisches Altenzentrum Hannover-Döhren.

In Braunschweig, Bremen, Bremerhaven, Duderstadt, Friedland, Garbsen, Göttingen, Goslar, Hamburg-Harburg, Hannover, Harsum, Hildesheim, Lamspringe, Liebenburg, Lindau, Misburg, Nörten-Hardenberg, Peine, Rodewald, Salzgitter, Stade, Verden und Wolfsburg gibt es katholische Altenheime. Zehn Schwesternstationen der Vinzentinerinnen in den Landkreisen Göttingen (Eichsfeld) und Hildesheim (Stift) nehmen außerdem alte Menschen bei sich auf. Insgesamt hat die Kirche damit 1800 Plätze für alte Menschen geschaffen.

Viele dieser Altenheime müssen noch baulich modernisiert und technisch verbessert werden, damit der alternde Mensch in ihnen einen möglichst eigenständigen Lebensraum findet, ohne von der Umwelt abgeschnitten zu sein. Etwa fünfhundert Mitarbeitern muß die zeitgemäße Versorgung und Pflege der Alten erleichtert werden. Wie weit ein Mensch sich in einem Heim wohl fühlt, hängt jedoch nicht so sehr von der baulichen Gestaltung und technischen Ausstattung ab, als vielmehr von den dort lebenden und tätigen Menschen.

Es war Vorschrift schon in urkirchlicher Zeit, daß die Bischöfe sich selbst um den hilfsbedürftigen Menschen, den alten, den kranken, den armen, den fremden zu kümmern hatten. Die Kirche hat daher ihre Sorgepflicht nicht erst in unsern Tagen entdeckt. Zu den vielen Altersbeschwerden ist in der neueren Zeit nun auch noch der Verlust der Familie getreten. Oft genug wird der alte Mensch als überflüssig, hinderlich, lästig empfunden. Kann man verhindern, daß alte Eltern und Großeltern zur sozialen Randgruppe werden? Ist es möglich, ihnen als Ersatz für die untergegangene oder untergehende Großfamilie einen andern Lebensraum zu bieten?

Da ist das Alten- und Pflegeheim »Maria im Tann«. Es gehört der katholischen Pfarrgemeinde Sankt Gabriel in Salzgitter-Gebhardshagen. Die Geschichte dieses Caritas-Dorfes – man ist wirklich versucht es so zu nennen – wäre es wert, einmal dargestellt zu werden. Um das Alters- und Pflegeheim gruppieren sich ein Kindergarten, dazu noch im Ausbau ein Kindergarten für das geistig behinderte Kind, eine Haushaltslehrschule, Wohnungen für alte Ehepaare und alleinstehende alte Leute, schließlich noch große luftige Anlagen für Jugenderholung am Stadtrand, für Jungen und Mädchen also, die keine Ferienreise machen können. So lange Platz da ist, wird jeder, der der Hilfe bedarf, aufgenommen – ohne Rücksicht





Oben: Der alte Mensch braucht vor allem jemanden, der ihn liebevoll stützt.



Oben rechts: Die Pflegestation gehört zu jedem Altersheim.



Mitte: Ein großer Spielplatz verbindet jung und alt im Alten- und Pflegeheim Maria im Tann zu Salzgitter-Gebhardshagen.

Unten: Der Frauen-Friedensgang findet in Salzgitter-Gebhardshagen alljährlich an einem Sonntag im Mai statt. Die Prozession sammelt sich um den Dekanatsklerus auf dem Gelände des Hauses Maria im Tann. Hoch über der Anlage steht der Schutzpatron Sankt Gabriel auf eiserner Säule.



auf die Konfession. Gerade diese bedingungslose Nächstenliebe hat der Gemeinde alle Herzen gewonnen. Pfarrer Johannes Wosnitza kann fast wie ein Ortsbürgermeister sein an einem Hang liegendes Caritas-Dorf durchschreiten. Er nennt auch einen Brocken-Blick sein eigen. Fern im Osten zeichnet sich die Kontur des mächtigen Gebirgsstocks ab. Und dann hat das Dorf noch ein sichtbares Wahrzeichen. Wie ein festlicher Akzent schwebt der Erzengel Gabriel auf hoher Säule, und seine goldene Gestalt dreht sich sacht im Wind. Fast aus jedem Fenster ist der Bote der Verkündigung sichtbar.

Ein ganz anderes Bild bietet das Ökumenische Altenzentrum Sankt Ansgar in Hannover-Döhren. Hier gibt es keinen Gruppenbau dörflicher Art. Dazu hätte das Grundstück gar nicht ausgereicht. Hier ist alles unter einem Dach vereint, ohne daß dabei ein seelenloser Beton-Silo herausgekommen wäre. Träger dieses Altenzentrums ist ein Verein, dem außer dem Caritas-Verband und dem Diakonischen Werk eine katholische und zwei evangelische Pfarrgemeinden angehören. Auch dieses Haus hat sein Wahrzeichen, das sich in der Eingangshalle befindet. Es ist die sitzende Figur des hl. Ansgar, der einmal vor 1100 Jahren Erzbischof von Hamburg und Missionar in Skandinavien war. Von ihm wird berichtet, daß er täglich in seiner Bischofsstadt, eine Schürze umgebunden, an Armen und Kranken die niedrigsten Dienste tat, getreu der erwähnten urkirchlichen Vorschrift. Die beiden genannten Heime sind Mustereinrichtungen ihrer Art. In ihnen werden Sinn, Wesen und Ziel christlicher Liebestätigkeit in eindrucksvollster Weise sichtbar.

Ein modernes Altenheim muß heute schon dreigliedrig sein und Wohnungen für Ehepaare, Alleinstehende und Plätze für Pflegebedürftige enthalten. Man nimmt auch schon psychisch Erkrankte auf und liefert sie nicht der Anonymität der Landeskrankenhäuser aus. Auch

sie sollen in der Gemeinde bleiben dürfen. Sorgen um leere Heimplätze gibt es nicht. Meist ist die Zahl der Aufnahmehelfenden größer als die der vorhandenen Plätze überhaupt. Träger der 50 Altenheime im Bistum sind meist die Pfarrgemeinden. Und das heißt, daß der Seelsorger immer präsent ist. Das heißt auch, daß dem alten und kranken Menschen der Beistand des Priesters und der Besuch des Gottesdienstes stets sicher ist. Die Kapelle im Haus dient nicht nur dem Gottesdienst der Hausgemeinde, sondern auch dem privaten Gebet. Die Hausgemeinde kann bis zu 150 Seelen umfassen, wobei die Hilfskräfte nicht eingerechnet sind. Was die Alten in ihre letzte Wohnung auf Erden einbringen, das ist nicht zuletzt die Fähigkeit zu beten. Vom gemeinsamen Gebet erhält der Geist eines Hauses seine besondere Prägung, eine Kraft, die ausstrahlt. Es ist eine alte Erfahrung, daß jedes Lebensalter seine Nachteile und Vorzüge hat. In einer vernünftig gelebten und geführten Gemeinschaft kennt man die Weisheit des Alters, den bedächtigen Abstand von Lärm und Hast und jähren Entschlüssen. Könnten also die Alten in ihrer fast komfortablen Isolierung nicht zufrieden sein und unter sich bleiben? Hier stehen wir ganz dicht vor dem Kern des Problems.

Die Altenheime sollen und wollen ihre Insassen, die nicht mehr in ihren Familien leben können, nicht auch noch von der Gemeinde trennen. Sie wollen im Gegenteil Begegnungsstätten für die Gemeinden sein und bleiben. So seltsam es klingt, draußen in der Welt fehlen oft genug die zum Teil kostspieligen Einrichtungen, die das Altenheim besitzt. Warum sollten die Gemeindemitglieder sich etwa der therapeutischen Möglichkeiten nicht bedienen? Warum sollten sie nicht einen Teil ihrer Freizeit mit den Senioren der Gemeinde verbringen? In diesen neuen christlichen Heimen hat man im Widerspruch zum Zeitgeist und seinen unschönen Methoden das rechte Verhältnis zum Tod

wiederhergestellt. Dem alten Menschen wird nicht verschwiegen, daß er früher oder später stirbt. Und hier stirbt auch niemand, ohne daß ein Mitmensch am Totenbett wachte und mit dem Sterbenden betete. Und wenn dieser dann heimgegangen ist, dann wird er nicht in heimlicher und unwürdiger Hast »beseitigt«. Der Sarg wird in der Kapelle oder Eingangshalle aufgebahrt und ausgesegnet. Entgegen allem Neuheidentum, das schon den Gedanken an den Tod zu verdrängen sucht, versichern die Heimleiter, daß sie mit dieser christlichen Praxis die Heimbewohner nicht verschreckt, sondern dem Frieden mit Gott zugeführt haben.

Die Auflösung, ja Zerstörung der Familie zieht enorme Folgekosten nach sich, an die sich die säkularisierte Gesellschaft samt ihren Gesetzgebern erst noch gewöhnen muß. Da man die Aufnahme eines hilfsbedürftigen Menschen nicht von seinem Geldbeutel abhängig machen kann, muß die öffentliche Hand für ihn einspringen. Die Insassen eines Altenheims sind bis zu 80 und 90 Prozent auf Leistungen der Sozialhilfe angewiesen. Die Kosten werden mit der Zeit astronomische Höhen erreichen. Eine neue Möglichkeit, die Wirksamkeit der Altenheime in die Gemeinden hinein auszudehnen, ist neuerdings im Gespräch. Könnte man nicht aus der einen oder anderen der geplanten Sozialstationen eine Art von Tagesklinik machen, die mit einem Altenheim verbunden wäre? Hier könnten dann berufstätige Menschen pflegebedürftige Familienmitglieder tagsüber abgeben und sie am Abend wieder nach Hause holen. Ein bestechender Gedanke, der vielleicht schon bald im Ökumenischen Altenzentrum zu Hannover erprobt wird. In Gebhardshagen geschieht schon etwas Ähnliches, wenn etwa berufstätige Mütter ihre behinderten Kinder zum Teil sogar aus großen Entfernungen dorthin bringen, damit ihnen tagsüber alles, was sie brauchen, zuteil wird.



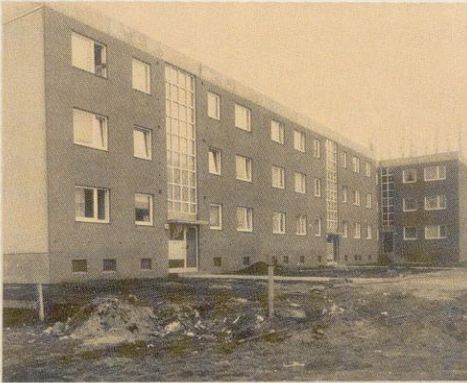
Die Kirche baut bevorzugt für
kinderreiche Familien.

Die Erinnerung an das Elend der ersten Nachkriegszeit, als Deutschland in Trümmern lag und ungezählte Menschen obdachlos waren, ist bei vielen von uns, die das miterlebten, blaß geworden. Die Kinder von damals aber und die Nachgeborenen wissen kaum noch etwas davon.

1948 waren die meisten Kriegsgefangenen als Heimkehrer in eine Heimat zurückgekommen, die völlig verändert war. Die Städte waren zerstört. In den Stadtrand- und Landgebieten wohnten die Menschen auf engstem Raum zusammengepfercht. Millionen Vertriebene aus dem deutschen Osten suchten eine neue Heimat und wollten seßhaft werden. Die Wohnungsnot war katastrophal. Die Kirche konnte und wollte dazu nicht schweigen. Ein deutscher Bischof prägte das Wort: »Wohnungsbau ist Dombau«. Der Bischof von Hildesheim, Dr. Joseph Godehard Machens, erinnerte an das Wort des großen Sozialbischofs von Mainz, Wilhelm Emanuel von Ketteler: »Ich kann keinem das Gotteswort bringen, wenn er kein Brot und kein Zuhause hat.«

Es ging zunächst um die Beschaffung von Geld durch Kollekten und Spenden, aber auch um freiwillige Helfer bei den Aufräumarbeiten in den Ruinen, um die Bereitstellung von Steinen und Baumaterial aus den Trümmern und um allererste Instandsetzungsarbeiten. 1949 kam es dann zur Gründung des St. Ansgarwerkes. Dieses Werk sollte den bedrängten und wohnungslosen Familien in den Bistümern Hildesheim, Osnabrück und im oldenburgischen Anteil der Diözese Münster finanzielle Unterstützung zuteil werden lassen. Das sollte in erster Linie durch eine gezielte Verwendung der Mitgliedsbeiträge an Orten besonderer Not geschehen. Daneben ging es um die Vermittlung von Landesmitteln an die Bauwilligen, um Hilfe durch Rat und Tat und nicht zuletzt auch um die Förderung von örtlichen und überörtlichen Sparaktionen und Baumaßnahmen. Bei all diesen Be-

Familiengerechter Wohnungsbau wurde durch kirchliche Bauvorhaben zu einem festen Begriff im Wiederaufbau nach dem Kriege.



Mitte: Im Stadtteil Hannover-Kleefeld errichtete das Heimatwerk Hannover diese Wohnungen.

Oben: Überall wurde von der Kirche gebaut und immer wieder gebaut, damit die Menschen ein Zuhause finden konnten.

muhungen, die insgesamt im Dienst der Bauwilligen standen, lassen sich die Erfolge kaum in Zahlen ausdrücken. Sicher ist nur, daß sich damals viele im Bistum von der Kirche und ihren Hilfsstellen nicht allein gelassen fühlten, auch wenn die Hilfe manchmal nur ein beschränktes Ausmaß haben konnte. Im Jahre 1953 kam es zur Gründung des kirchlichen Stephanswerkes, dessen Gesellschafter die Bistümer Hildesheim und Osnabrück wurden. Dieses Werk nahm sich in besonderer Weise der kaufmännischen und bautechnischen Anliegen der ihr angeschlossenen Mitglieder durch Grundstückskauf, Bauausschreibungen und Baudurchführungen an, insgesamt also um Anliegen, die oft genug nur schwierig zu bewältigen waren. Die Beauftragten dieses Werkes kamen als Referenten zu Dekanats tagungen, zu Siedlerzusammenkünften, regten vor allem in Hannover, Braunschweig und Duderstadt zu Sparaktionen an, halfen beim Kampf um die Landesmittel, schlichteten Streitigkeiten und standen zur Verfügung, wenn es irgendwo um Klärung in organisatorischen und baulichen Fragen ging. All dieses Bemühen trug sichtbare Früchte. Es kam zu Siedlerzusammenschlüssen. So entstand bereits im April 1949 in Hannover auf Anregung des dortigen Kuratoriums des Katholikenausschusses das Heimatwerk Hannover, dessen erstes Bauvorhaben die Wiederherstellung einer ausgebrannten Ruine war. Beim 25jährigen Jubiläum des Heimatwerkes konnte voll Stolz festgestellt werden, daß diese kirchliche Baugenossenschaft mehr als zweihundert Häuser mit fast eintausendzweihundert Wohnungen mitsamt Garagen und sonstigen Anlagen errichtet hatte. Die Zahl ist inzwischen dank einer erfolgreichen Weiterentwicklung noch gewachsen.

In Hildesheim kam es im Januar 1950 zur Gründung eines »Eigenheim- und Wohnungsbauvereins e. V.« für die Region Hildesheim-Alfeld. Dieser Verein wurde später ebenfalls dem St. Ansgar-

werk angeschlossen. Angestrebt und in vielen Fällen erreicht wurde der Bau familiengerechter Eigenheime durch gemeinsame zinslose Finanzierungshilfe und durch Baueigenhilfe. Die Mitgliederzahl wuchs schon bald auf 260 an. Mit mehr als siebzig Wohnungen, die ohne fremde Finanzierung erstellt wurden, hat der Verein den Beweis erbracht, daß auch sozial Schwache auf dem Weg über gegenseitige Arbeitshilfe zu einem Eigenheim kommen konnten. Auch in Duderstadt, Göttingen und anderswo konnte das St. Ansgarwerk Eigenheimbestrebungen zum Erfolg führen. 1967 begann das Kolping-Sozialwerk in der Diözese Hildesheim. In und um Lüneburg kam es zum Bau von neununddreißig Eigenheimen und Altenwohnungen. In Hildesheim-Itzum wurden achtzehn Eigenheime errichtet. In Stöckheim bei Braunschweig zweiundzwanzig Eigenheime, in Burgdorf (Hannover) sechsundfünfzig Eigentumswohnungen und an anderen Orten wenigstens weitere zwanzig Eigenheime und Eigentumswohnungen.

Entscheidend zur Linderung der Wohnungsnot beigetragen haben im Bereich des Bistums auch das von Lagerpfarrer Monsignore Dr. Josef Krahe begonnene und von seinem Nachfolger Lagerpfarrer Monsignore Wilhelm Scheperjans erfolgreich weitergeführte Werk der Friedlandsiedlung. Weithin bekannt wurde der Bau der Siedlung Neubösekendorf mit der Kirche »Zur Göttlichen Vorsehung« in Angerstein bei Nörten-Hardenberg mit insgesamt siebzig Familienwohnungen.

Über all diese seit Kriegsende von kirchlicher Seite direkt oder indirekt getragenen Baumaßnahmen hinaus darf abschließend erwähnt werden, daß in Hildesheim selbst Bischof Heinrich Maria Janssen ausgedehnte Ländereien im Gebiet des Godehardikampes für Bauwillige zur Verfügung stellte. Dort ist mit Unterstützung des Bundes und des Landes eine große Mustersiedlung entstanden.

Bischof Janssen in einem
Zigeunerlager.



Daß Millionen Juden während der NS-Jahre ihr Leben lassen mußten, weiß heute jedermann. Aber wenige denken daran, daß damals im Deutschen Reich und in den kriegsbesetzten Gebieten mehr als eine Million Zigeuner eingefangen wurden, von denen knapp die Hälfte überlebte. Von den Dreißig- bis Vierzigtausend, die nach dem Kriege in West-

deutschland geblieben sind, schlug eine größere Zahl auch am Stadtrand von Hildesheim ein Lager auf, fast alle katholischen Glaubens. Auf die St.-Johannes-Gemeinde, in deren Bereich sich das Lager auch nach seiner Verlegung noch heute befindet, kamen damit zu all ihren anderen Nachkriegsnöten große seelsorgliche Probleme zu. Vor

allem in der Zeit von 1964 bis 1968 nahm sich ein damals eben geweihter Kaplan, Achim Muth, der Zigeuner ganz besonders an.

Als Bischof Heinrich Maria Janssen außer seiner Beauftragung als Bischof für die Vertriebenen und Flüchtlinge auch noch das Amt eines Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz für



Oben: Bischof Heinrich Maria Janssen, Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für die Nomadenseelsorge. Unser Bild zeigt ihn bei der Zigeunerwallfahrt 1977 vor dem Altenberger Dom. Rechts das Banner der Hildesheimer Zigeuner.

Oben rechts: Pastor Achim Muth, Nationalkaplan für die Nomaden- und Zigeunerseelsorge, mit Hildesheimer Zigeunerkindern.



die Nomadenseelsorge übernahm, wurde Achim Muth, inzwischen 43 Jahre alt und Pastor, im Jahre 1970 als Mitarbeiter des Bischofs zum Nationalkaplan für die Nomaden- und Zigeunerseelsorge ernannt. Seine Dienststelle befindet sich im Haus des Diözesan-Caritasverbandes in Hildesheim. Sein Zuständigkeitsgebiet ist die gesamte Bundesrepublik. Der Besuch von Sintigruppen überall im Land, Gespräche, Gottesdienste und Wallfahrten mit ihnen gehören zur Zigeunerseelsorge.

Nomaden sind Hirten- und Wandervölker, Menschen und Volksstämme ohne festen Wohnsitz. Für viele Zeitgenossen sind die Zigeuner – übrigens ein Sammelbegriff für wenigstens drei sprachlich und rassisch geprägte Volksgruppen ursprünglich indischer Herkunft – wegen ihrer fremdartig anmutenden Lebensweise untrennbar mit einem negativen Werturteil verhaftet. Zigeuner sind für viele Asoziale, kriminell veranlagte Vagabundierer und sozial schwache und noch dazu kinderreiche Randexistenzen unserer Gesellschaft, denen man am besten aus dem Wege geht. Man hat sie zu allen Zeiten

Eine Zigeunerwallfahrt.



verfolgt, vertrieben und ausgerottet. Die heute in der Bundesrepublik lebenden Zigeuner, die zum größten Teil dem Stamm der Sintis angehören, sind fast alle deutsche Staatsbürger mit festen Wohnsitzen geworden. Sie sind sehr emotional veranlagt, von einem mythischen Weltbild geprägt, so daß es manchmal auch schwer fällt, sie einer bestimmten Konfession fest zuzuordnen. Immerhin bezeichnen sich achtzig bis fünfundachtzig Prozent der im Bundesgebiet lebenden Sintis als Katholi-

ken und gehören damit in den seelsorglichen Zuständigkeitsbereich des Bischofs von Hildesheim.

Von ihrem Wesen her sind die Zigeuner umkompliziert, naturverbunden und blutsmäßig auf enge Bindung an ihre Sippe und auf ständige Geselligkeit untereinander angelegt. Verlieren sie den Kontakt zu ihrer Sippe, werden sie schnell lebensuntüchtig. In ihren Zigeunerlagern und Siedlungen, die zumeist am Rand unserer Städte errichtet sind, fühlen sie sich keineswegs als Gettobe-

wohner. In ein Getto muß man hinein, sagen sie, aber wir wollen so leben. Dieses Leben ist für sie ein Sichverhalten nach uns beinah mittelalterlich anmutenden Grundsätzen. Guter Zusammenhalt in den Familien, Liebe zu den Kindern, Einstehen für den anderen ist oberste Pflicht. Teilnahme an Kapitalverbrechen, Kindesmißhandlungen, Tierquälereien oder sexuelle Vergehen kommen so gut wie nie vor. Allerdings sind den Zigeunern unsere Besitz- und Eigentumsbegriffe von Grund auf fremd. Das führt nicht selten zu Komplikationen, denen sie dann fassungslos gegenüberstehen.

Weil die Zigeuner in der Regel hinter dem Leistungsniveau unserer Plan- und Leistungsgesellschaft zurückstehen und das auch empfinden, fühlen sie sich oft verunsichert, haben Minderwertigkeitsgefühle und sind mißtrauisch. Auch denen gegenüber, die sich caritativ und seelsorglich um sie bemühen. Die unter uns lebenden Sintis in unsere Pfarreien einzugliedern oder auch nur zum regelmäßigen Besuch der Sonntagsmessen bewegen zu wollen, ist deshalb schwierig, wenn nicht sogar ziemlich aussichtslos. Denn alles, was für sie auch nur den Anschein eines organisatorisch gesteuerten kirchlichen Lebens erweckt, ist ihnen von Grund auf zuwider. Sie stehen zudem unter dem Eindruck, im Sonntagsgottesdienst der Gemeinden nicht gern gesehen zu sein. Häufig und gern gehen sie aber außerhalb der Gottesdienstzeiten in Kirchen und Kapellen und zünden vor allem vor dem Bild der Gottesmutter ihre Kerzen an. Das alles muß man wissen, wenn man die Chancen einer erfolgversprechenden Zigeunerseelsorge bedenken will.

Pastor Achim Muth hat im Verlauf seines jahrelangen Wirkens als Zigeunerseelsorger manche Erkenntnisse sammeln können. Die wichtigste: Erfolge sind nur dort möglich, wo ein Priester oder Laienhelfer, mag er sich noch so sehr engagieren, von den Zigeunern auch angenommen wird. Man



Erstkommunionfeier mit Zigeunerkindern.

scheitert in jedem Fall, wenn man nur als Repräsentant eines seelsorglichen Auftrages zu ihnen kommt. Der Priester muß zu ihnen in die Wohnwagen oder Behausungen gehen. Er muß mit ihnen essen, im Wohnwagen mitfahren und mit ihnen feiern können, um angenommen zu werden. Kontakte zu einer Pfarrgemeinde, zur Kirche überhaupt sind dem Zigeuner nur über ein menschliches Gegenüber vollziehbar, falls er es annimmt.

Bereits zu Beginn der sechziger Jahre wurde im Hildesheimer Zigeunerlager mit der Kindergartenarbeit begonnen. Ein ausrangierter Möbelwagen diente als erste Bleibe. Der Kindergarten war als Schulkindergarten gedacht, der den Zigeunerkindern den Zugang zur allgemeinen Grundschule ermöglichen sollte. Nachdem dann der Möbelwagen durch einen festen Pavillon ersetzt worden war, wurde für die Zigeunerkinder eine besondere Lehrerin abgestellt, die in enger Zusammenarbeit mit der für

den Lagerbereich zuständigen Grundschule und als deren Außenstelle in diesem Pavillon auch den Unterricht für die Kinder der ersten beiden Grundschulklassen erteilte. Dieser Versuch ist inzwischen ausgelaufen, denn die Vorschularbeit konnte so intensiviert werden, daß die Aufnahme in die Grundschule nunmehr unmittelbar erfolgt.

Aus freien Stücken und mit eigenen Mitteln haben die Zigeuner schon vor mehreren Jahren im Lager eine Marienkapelle gebaut, ein Zeichen dafür, daß die seelsorgliche Betreuung nicht vergeblich war. Das Bistum Hildesheim ließ für die Zigeuner im Lager ein Gemeinschaftshaus mit einem großen Mehrzweckraum errichten, der auch eine Altarnische enthält. Hier feiert Pastor Muth allsonntäglich eine heilige Messe.

Ein Helferkreis für das Lager in der Münchwiese, wo die meisten Hildesheimer Sintis noch in Wohnwagen und Baracken wohnen, versucht vor allem den kinderreichen Familien soziale

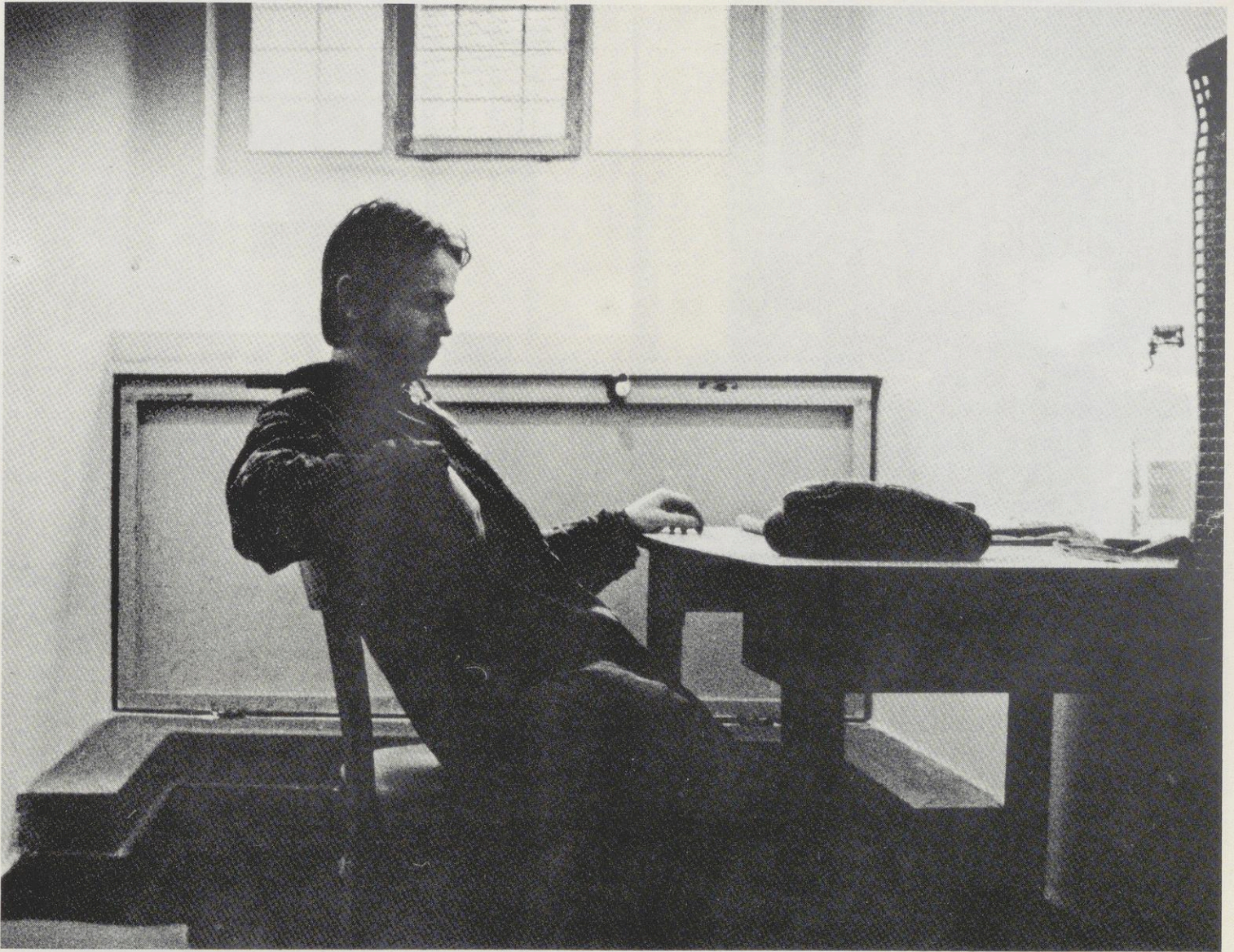
Hilfestellung zu geben und ihnen auch beim manchmal unerläßlichen Verkehr mit den Behörden mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Bei all diesem Bemühen um die Zigeuner gab es manchmal Rückschläge, aber auch Erfolge. Im Jahre 1977 fand eine Erstkommunionfeier statt, die mit den Kommunionkindern und ihren Eltern bewußt zigeunerisches Brauchtum bei festlichen Gelegenheiten zuließ.

Außer in Hildesheim gibt es noch in Buxtehude und in den zwei Hamburg-Wilhelmsburger Gemeinden fruchtbare Ansätze zu einer seelsorglichen Betreuung der dortigen Zigeuner. In größerer Zahl ansässig geworden sind sie auch in Holzminden, Göttingen, Herzberg, Braunschweig, im Raum Salzgitter und in Hameln.

Zigeuner, die einmal als wirkliche Nomaden durch die Lande zogen, wallfahrten noch heute gern. Ihre großen internationalen Wallfahrtsbegegnungen in Saintes-Maries-de-la-Mer sind bekannt. Im Heiligen Jahr nahm auch eine Anzahl von Zigeunern aus dem Bistum Hildesheim an einer großen Zigeunerwallfahrt nach Rom und Castel Gandolfo teil, die außerordentlich eindrucksvoll verlief. Der Papst hat eine gute Art, die Zigeuner anzusprechen, sagt Pastor Muth. Er hieß schon als Erzbischof von Mailand der Zigeuner-Montini. Auch im Bereich der Bundesrepublik finden manchmal Wallfahrten statt, manchmal mit Beteiligung des Bischofs von Hildesheim. Die Hildesheimer Sintis haben sich sogar ein eigenes Wallfahrtsbanner zugelegt.

Auch das gehört zu dieser Spezialseelsorge: Seit einiger Zeit bemüht sich der Nationalkaplan, die auf das Sanskrit zurückgehende Sprache der Zigeuner, das »Romani«, nicht nur zu verstehen, sondern auch zu sprechen, obwohl seine Sintis alle zweisprachig und infolgedessen der deutschen Sprache durchaus mächtig sind. Aber denken, sagt Pastor Muth, können sie nur in den Vorstellungen ihrer Sinti-Sprache.

Gefängnisseelsorge im Dienst der Versöhnung



Im Volksmund spricht man vom Gefängnis oder vom »Knast«. Die offizielle Bezeichnung lautet heute: »Justizvollzugsanstalt«. Das neue Etikett hat die Sache nicht geändert, obwohl der Strafvollzug in unserer Zeit die Menschenwürde mehr achtet als das früher der Fall war.

In der Diözese Hildesheim sind an den Strafvollzugsanstalten mit einer Ausnahme nur Pfarrer im Nebenamt tätig. In Hannover gibt es ein »Katholisches Pfarramt bei der Justizvollzugsanstalt«.

Es hat mehrere Außenstationen mitzubetreuen, darunter die große Anstalt in Celle. Pfarrer ist seit 1967 lic. phil. Heinrich Peter Spieß.

In jüngerer Zeit wurde vielfach geäußert, bei dem zunehmenden Priestermangel sei eine Freistellung von Geistlichen für die Seelsorge an Gefangenen eigentlich gar nicht mehr zu vertreten. Eine solche These widerspricht jedoch den klaren Aussagen der Bibel, in denen Jesus als besonderer Freund gerade der Sünder erscheint. Auch erbrachten

jüngste Umfragen erstaunliche Ergebnisse. Alle im Strafvollzug tätigen Priester sind von dem Sinn ihrer Tätigkeit, ja ihrer Unersetzbarkeit überzeugt. Eine hochqualifizierte Mehrheit der Gefangenen – gleich welcher Weltanschauung und Religion – will keinesfalls auf die Dienste der Anstaltsgeistlichen verzichten. Vorwiegend werden seelische Gründe angeführt.

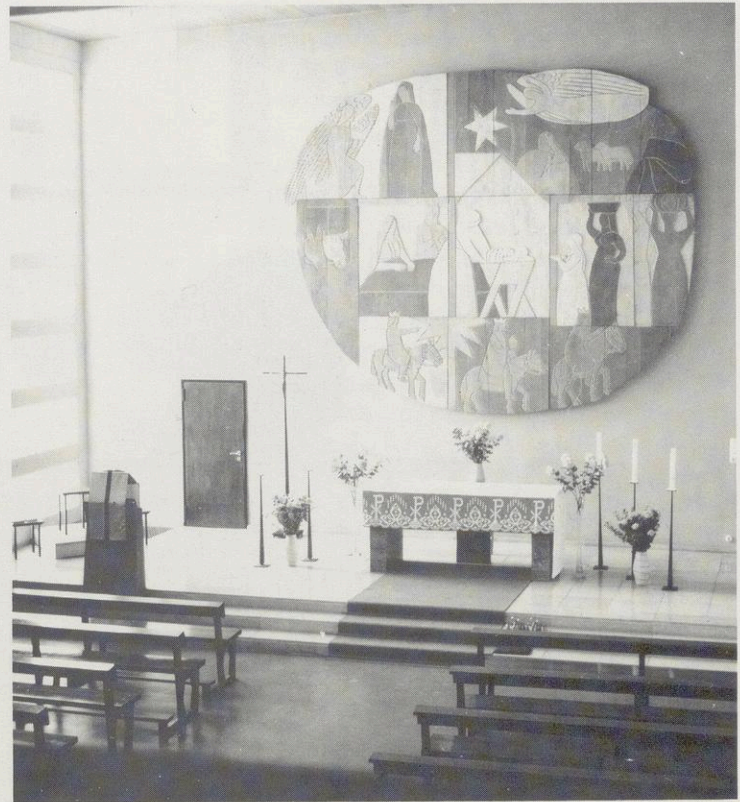
Der Geistliche ist im Gefängnis fast der einzige, der sich engagiert, ohne auf die Uhr oder die Besoldung zu schielen.



Die Gefangenen merken ihm an, daß er sich um der Sache willen bemüht und daß es ihm nur um die menschliche Hilfe geht. Noch immer ist der Anstaltsgeistliche der einzige unter den Beamten, der das uneingeschränkte Zeugnisverweigerungsrecht besitzt. Das qualifiziert ihn zum idealen Gesprächspartner der Straftäter, die sonst buchstäblich niemanden haben, mit dem sie sich furchtlos aussprechen können, denn selbst den eigenen Freunden und Angehörigen werden sie meistens kein volles Vertrauen schenken. Der Geistliche ist oft auch der einzige in der Anstalt, der sich für den einzelnen Gefangenen Zeit nehmen kann, wenn es sein muß auch Stunden und Tage. In den großen Haftanstalten spielt die Zahl der Inhaftierten eine wichtige Rolle. Die Anstalt Hannover hat beispielsweise bei etwa neunhundert Haftplätzen jährlich mehrere Tausend Zu- und Abgänge. Dabei ist das Bedürfnis nach Gesprächen in den Gefäng-

nissen unermesslich groß. Probleme um Gott und Schuld und um den Sinn des Daseins stehen im Vordergrund. Der Kirchenbesuch ist bedeutend höher als außerhalb der Mauern in den entsprechenden Kreisen. Wenn die Insassen auch vordergründig zunächst meistens kaum aus religiösen Beweggründen zum Gottesdienst kommen, so sind sie doch durchweg sehr aufmerksame Predigtzuhörer und kritisch-interessierte Beobachter heiliger Handlungen. Es handelt sich oft fast um eine missionarische Situation mit all ihrer Problematik und ihren Chancen. Sakramentenempfang ist freilich weitgehend eine Stufe, die man – wenigstens in der Diaspora – besser nicht forciert.

Der Pfarrer darf auch unbeaufsichtigte Besuche ermöglichen und mit der entsprechenden Genehmigung einzelne Gefangene »ausführen«. Darüber hinaus bemüht er sich um briefliche und persönliche Kontakte mit den Angehöri-



Links: Die Kirche ist auch im Gefängnis präsent. Unser Bild zeigt Bischof Heinrich Maria Janssen mit Landesbischof Lilje und den beiden Gefängnis-pfarrern im Kreis der Gefangenen in der Justizvollzugsanstalt Celle.

Oben: Kirche in der Justizvollzugsanstalt Hannover.

gen der Inhaftierten, um das oft zwangsläufig eintretende Zerbrechen von Ehen zu verhindern und Eltern mit ihren verstoßenen Kindern zu versöhnen. Damit ist das Stichwort für jedwede Gefangenen-seelsorge gegeben. Gefängnisseelsorge bedeutet in erster Linie, den Dienst der Versöhnung auszuüben.

Der Kindergarten als Bildungsstätte



Katholische Kindergärten gibt es in Stadt- und Landgemeinden. Oft ist der kato-

lische Kindergarten mit einer Schwesternstation verbunden.

In der Diözese Hildesheim bestehen 120 Kindergärten, die von der Kongregation der Barmherzigen Schwestern oder von Caritasverbänden getragen werden und in denen täglich etwa achtausend Kinder im Alter von drei bis sechs Jahren zu Gast sind. Rund 700 Mitarbeiter, von denen 300 ausgebildete Erzieher oder Sozialpädagogen sind, bemühen sich in Zusammenarbeit mit den Eltern, die Entwicklung der Kinder durch Erziehungs- und Bildungsangebote zu fördern.

In den katholischen Kindergärten werden die Kinder bewußt in altersgemischten Gruppen zusammengeführt. Die drei- und vierjährigen Kinder empfangen im Zusammenleben mit den fünf- bis sechsjährigen Kindern entscheidende Anregungen durch die Älteren. Für die älteren Kinder bietet das Zusammensein mit jüngeren wiederum ein breites Feld, auf dem sie soziale Erfahrungen machen und soziales Verhalten lernen können.

Die dem kleinen Kind gemäße Form der Auseinandersetzung mit der Umwelt ist in erster Linie das Spiel, für das Kind eine Form aktiven Lernens. Als offenes Angebot liegt nach pädagogischen Gesichtspunkten ausgewähltes Spielzeug im Gruppenraum bereit. Das Kind wählt selbst das Spielzeug, den Spielplatz und den oder die Spielpartner. Darüber hinaus erstellt der Gruppenerzieher einen Rahmenplan, in dem er die verschiedenen Erziehungs- und Bildungsbereiche, wie etwa sprachliche Förderung, soziales Verhalten, Umgang mit Formen und Zahlen und anderes mehr berücksichtigt. Er wählt dazu ein Thema aus der Erlebniswelt der Kinder. Da eine starre zeitliche und thematische

Festlegung der Eigenart des kleinen Kindes widerspricht, ist der Plan beweglich gehalten und kann durch Beiträge der Kinder verändert werden. Bei alledem geht es darum, auf jedes Kind persönlich einzugehen, es also individuell zu fördern, was nur in Gruppen von höchstens zwanzig Kindern möglich ist.

Die katholischen Kindergärten suchen die Zusammenarbeit mit der Familie, aus der das Kind stammt, und der Schule, die es einmal besuchen wird. Dieser Zusammenarbeit dienen Gespräche mit den Eltern, vor allem Elternabende. Die Zusammenarbeit soll auch im »Pädagogischen Beirat« zum Ausdruck kommen. In diesem Beirat sind

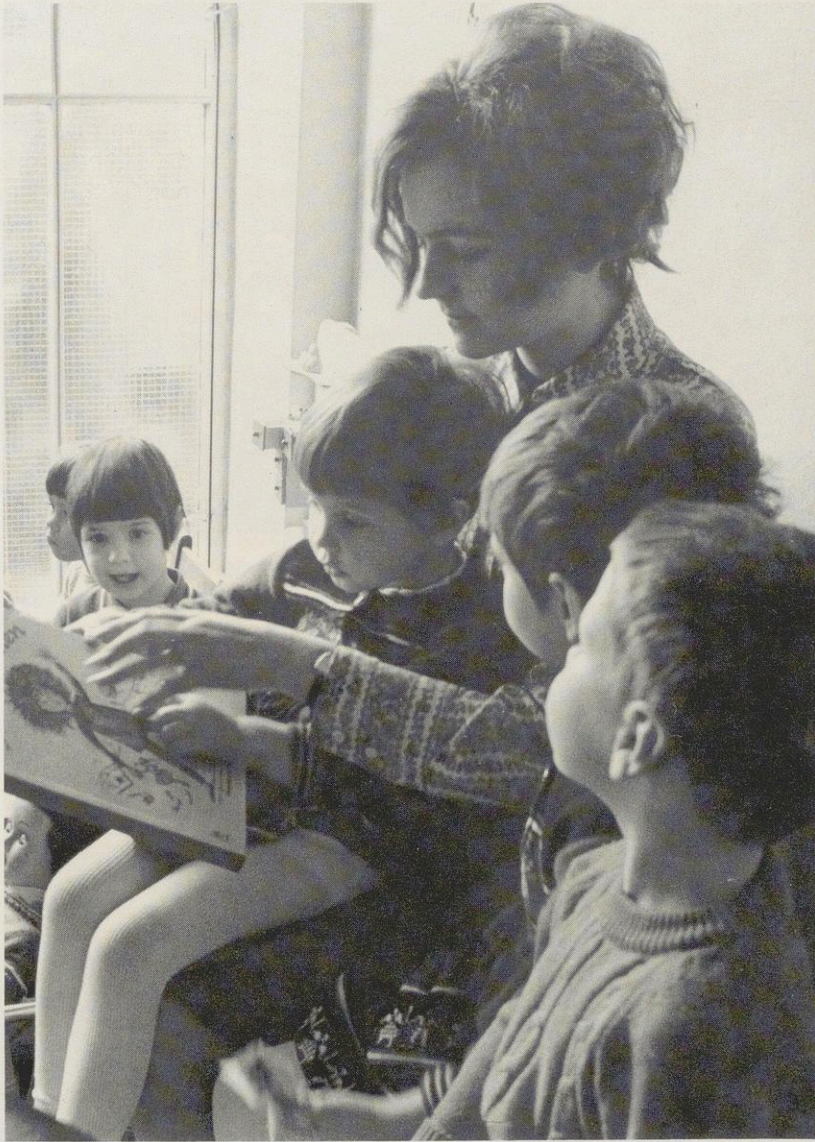
neben dem Träger und der Leitung des Kindergartens einige Eltern und ein Lehrer der Grundschule vertreten.

Der kirchliche Kindergarten hat für die Kirchengemeinde eine große Bedeutung. Er hilft, die Kinder zum Mitleben und Mitglauben mit der Gemeinde zu führen und kann Zentrum mannigfacher Hilfen für alle Familien mit kleinen Kindern werden.

Zusammen mit dem Zentralverband katholischer Kindergärten und Kinderhorte versucht der Caritasverband für die Diözese Hildesheim die Leiter und Mitarbeiter der Kindergärten durch Beratung und Fortbildungsangebote für ihren Dienst am Kinde zu rüsten.



Kindergarten St. Jakobi in Goslar, einer von 120 Kindergärten im Bistum Hildesheim.



Oben: Der Kindergarten von heute versteht sich als Bildungsstätte.

Rechts: Das Spiel ist die Welt des Kindes. Spielend erobert es sich die Welt. Aber auch das Spielen will gelernt sein.



Wenn eine Mutter Ferien braucht...

Die Katholische Arbeitsgemeinschaft für Müttererholung in der Diözese Hildesheim ladet erholungsbedürftige Mütter in drei Heime des Caritasverbandes ein. Es sind dies das Müttergenesungsheim »Gertrudenberg« in Bad Salzdetfurth; das Müttergenesungsheim »St. Birgitt« in Braunlage und das Müttergenesungsheim »Schäferhof« in Hann.-Münden. Müttererholung verdienen besonders die Mütter mit einer großen Familie, die berufstätigen Mütter und die Mütter körperlich oder geistig behinderter Kinder. Anderen Frauen machen Krankheit, Erziehungsnöte oder Eheschwierigkeiten zu schaffen. Eine Müttererholungskur kann entscheidend stärken und ermutigen. Sie sollte nie daran scheitern, daß sich keine Vertretung für eine erholungsbedürftige Mutter findet, oder daß die Erholungskur von der Familie nicht bezahlt werden kann. Eine Müttererholungskur ist auch keine Belohnung für treue Zugehörigkeit zur Kirche oder Mitarbeit in der Gemeinde; gerade Menschen, denen die Kirche fremd geblieben oder fremd geworden ist, brauchen die Erfahrung, daß Christen ihnen helfen.

Man sollte es kaum für möglich halten, aber tatsächlich müssen viele Mütter, die in den Müttergenesungsheimen Erholung finden, bekennen, daß sie noch niemals in ihrem Leben richtigen Urlaub haben machen können. Das hat oft nichts damit zu tun, daß die wirtschaftliche Lage keine teuren Ferientaufenthalte erlaubte; denn sehr häufig halten Muttersorgen und Mutterpflichten die Mütter davon ab, sich einmal ganz aus der Familie zu lösen.



Links: In der Müttererholung hat manche Mutter gelernt, wie man mit den Kindern daheim spielt und bastelt.

Oben: Müttererholung in Bad Salzdetfurth.

Mitte: Der Schäferhof wurde für viele Mütter eine Stätte wirklicher Erholung.

Kindererholung - groß geschrieben

In vielen Gemeinden – oft auf der Ebene des Dekanates – gibt es Ferienlager für Kinder und Jugendliche im schulpflichtigen Alter. Die jüngeren Seelsorger sind mit einem Kreis von Eltern und Erwachsenen, die sich für diese wichtige Arbeit zur Verfügung stellen, in den Ferienmonaten »im Lager«, wobei nicht nur an Zeltlager im engeren Sinne gedacht ist. Oft sind eine Jugendherberge, ein Pfarrheim, eine Begegnungsstätte oder ein anderes Haus Stützpunkte für die Ferienmaßnahme. Es gibt bevorzugte Stützpunkte wie Ameland (Niederlande). Tausende von Kindern und Jugendlichen verleben alljährlich ihre Ferien im Rahmen solcher Ferienaktionen der Kirche.

Kinder brauchen manchmal aber auch eine Erholungskur. Solche Kuren sind für Kinder nur im Zusammenwirken von Ärzten und Erziehern und einer Bündelung ärztlicher und pädagogischer Maßnahmen erfolgversprechend. Gesundheitliche Störungen können bei Kindern nämlich sowohl körperliche als auch erzieherische Ursachen haben. Der Caritasverband der Diözese Hildesheim hat zwei Kindererholungsheime errichtet, ein Kindererholungsheim Waldmühle in Braunlage (Harz) und ein Kindererholungsheim auf der Nordseeinsel Langeoog »Haus Sonnenschein«, das nach dem Berliner Großstadtseelsorger Dr. Carl Sonnenschein benannt wurde.

Vor allem nervöse Störungen, Konzentrationsschwäche, Appetitlosigkeit, Kreislaufschwäche und Haltungsschäden machen nicht wenigen Kindern in unserer Zeit zu schaffen. Eltern und Lehrer wünschen naturgemäß, daß eine notwendige Erholung in die Ferienzeiten gelegt wird, aber so viele Erholungsstätten, wie dann nötig wären, können gar nicht eingerichtet werden, abgesehen davon, daß es nur im Sommer sechs Wochen Ferien gibt. Sechs Wochen sollte aber eine Erholungskur dauern, wenn sie sich günstig auswirken soll. Die heißen Sommermonate sind für



einen Kurerfolg gar nicht besonders förderlich. Manches in der Schule vorher leistungsschwache Kind hat nach einer Erholungskur seine Mitschüler schnell wieder eingeholt. Die Eltern sollten sich also keine Sorgen machen, wenn das erholungsbedürftige Kind einige Wochen dem Schulunterricht fernbleibt. Gesundheit ist auch für die Kinder das höchste Gut. Die Kirche bietet ihre Hilfe an.

Oben: Schon 1948 konnten viele hundert Kinder nach Langeoog geschickt werden. Aus den Mädchen von damals sind inzwischen Frauen und Mütter geworden.

Mitte: Viele Kinder aus dem Binnenland dürfen durch Ferien an der See zum ersten Mal in ihrem Leben das Meer kennenlernen. Eine Kindergruppe grüßt mit diesem Bild die Kirchenzeitung des Bistums Hildesheim.

Links unten: Jungen erleben Ferien in Braunlage.



Brauchen wir noch katholische, also kirchliche Krankenhäuser? Die Frage wird heute oft gestellt. Wer an sich selbst oder an einem nahestehenden Menschen einmal den Ernst einer Krankheit erfahren hat, der weiß, wie schwer der Mensch innerlich davon getroffen werden kann. Er wird aus seinem gewohnten Leben, aus seiner Sicherheit in Beruf und Gesellschaft herausgerissen. Die Erfahrung, nichts leisten zu können und isoliert zu sein, die Angst, verbunden mit Schmerzen körperlicher und seelischer Art, können tiefe Niedergeschlagenheit, Krisen, ja Verzweiflung auslösen. In der Krankheit erfährt der Mensch, wie wenig er das Leben in seiner Hand hat. Gewiß kann eine Erkrankung ungeahnte Kräfte im Menschen entfalten. Oft führt sie zu einer tieferen Einsicht in die Vergänglichkeit vieler Werte, sie kann auch helfen, die Grundfragen des Lebens wieder zu entdecken und zu bedenken; dennoch ist Krankheit ein Übel.

Die Heilige Schrift sieht in der Bedrohung des Menschen durch die Krankheit ein Zeichen dafür, daß wir in einer Welt leben, die noch nicht unter der vollen Herrschaft Gottes steht, auch ein Zeichen dafür, daß die Beziehung unserer Welt zu Gott durch Schuld und Sünde gestört ist, ohne den Gedanken gelten zu lassen, in der Krankheit des einzelnen ein Maß seiner Sündhaftigkeit zu sehen. Wenn in den Evangelien Jesus Christus sich als Überwinder der Krankheit zeigt, der sich im übrigen immer auch darum bemüht, den Kranken aus seinem gesellschaftlichen »Abseits« in die Gesellschaft zurückzuführen, dann ist das ein Zeichen, daß in ihm Gott seine Herrschaft angetreten hat, sein Reich gekommen ist, in dem es keine Mühsal, keine Klage, keinen Tod mehr geben wird. Solchem Dienst, solcher Sympathie Gottes mit dem Leidenden weiß sich die Kirche verpflichtet: »Heilt die Kranken und sagt ihnen: das Reich Gottes ist nahe« (Mt 10,8).

Mit ihrem Dienst will also die Kirche – von den Ärzten und allen übrigen Mitar-

beitern des Krankenhauses unterstützt – einen Beitrag zur gesellschaftlichen Hilfe leisten, der über die Bereitstellung von Krankbetten, medizinisch-technischen Einrichtungen und sachkundigen Pflegern hinausgeht. Die Kirche will dem Menschen helfen, eine Deutung seiner Krankheit zu finden, und ihm eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens geben. Für diesen Dienst ist das Krankenhaus der Kirche unersetzlich.

Zehn katholische Krankenhäuser gibt es in der Diözese Hildesheim,
Krankenhaus St. Vinzenz in Braunschweig,
St.-Josef-Hospital in Bremerhaven,
Krankenhaus St.-Josef-Stift in Celle,
St.-Martini-Krankenhaus in Duderstadt,
Krankenhaus Neu-Maria-Hilf in Göttingen,
Krankenhaus Mariahilf in Hamburg-Harburg,
Krankenhaus Groß Sand in Hamburg-Wilhelmsburg,
Vinzenz-Krankenhaus in Hannover,
St.-Elisabeth-Krankenhaus in Salzgitter-Bad,
St.-Bernward-Krankenhaus in Hildesheim.

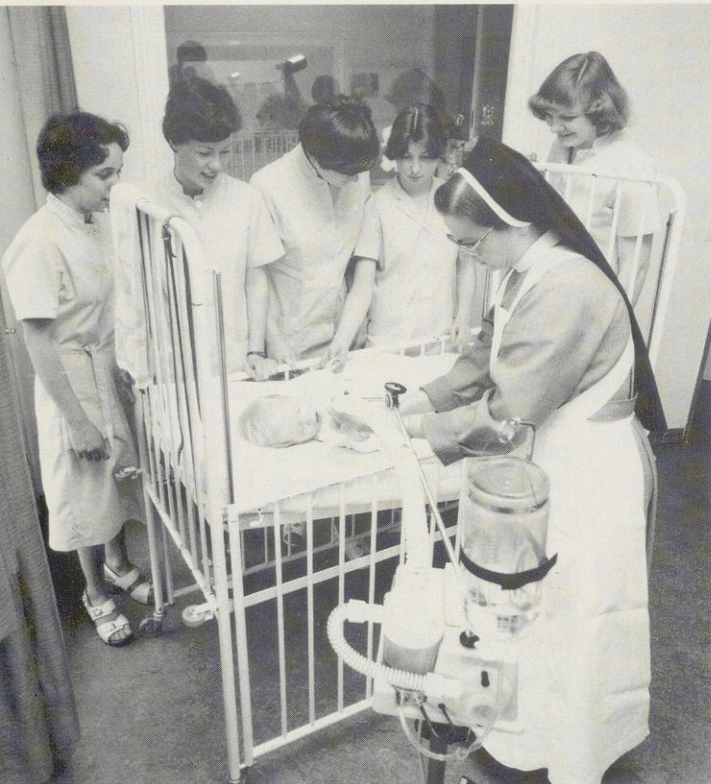
Acht dieser Krankenhäuser befinden sich im Besitz der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul. Rund 2.500 Betten stellen die katholischen Krankenhäuser für die ärztliche und pflegerische Versorgung der Kranken bereit. Etwa 2.500 Menschen, Ärzte, Krankenschwestern und Pfleger, medizinisch-technische Assistentinnen, Laborantinnen und Mitarbeiter im hauswirtschaftlichen und technischen Dienst, sind in diesen Krankenhäusern tätig. Außerdem ist einigen Krankenhäusern eine Krankenpflegeschule angegliedert. Eine regionale Neuordnung dieser Fachschulen steht bevor.

Das große St.-Bernward-Krankenhaus besitzt den Ruf, eine gute Nachwuchsschule für Chefärzte an katholischen Krankenhäusern in der Bundesrepublik Deutschland zu sein. Das ist nicht nur für die Ausbildung der Ärzte eine gute Visitenkarte.

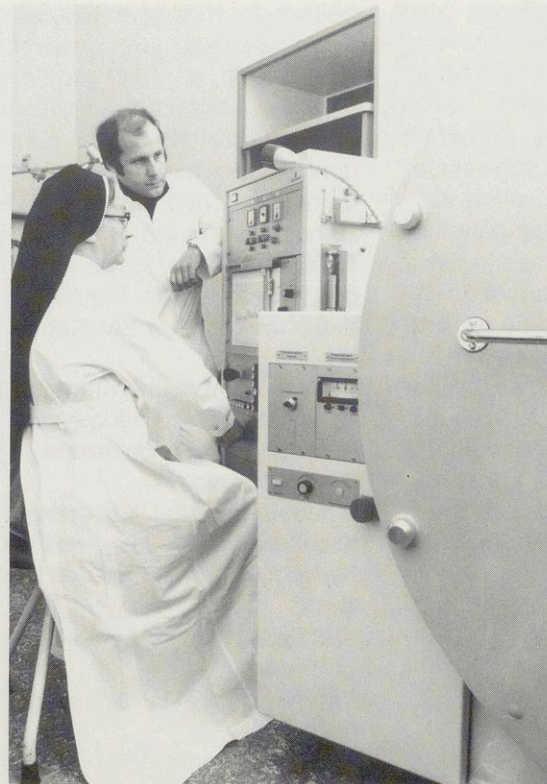
Linke Seite:
Das St.-Bernward-Krankenhaus
in Hildesheim

Unten:
Das Vinzenz-Krankenhaus
in Hannover.

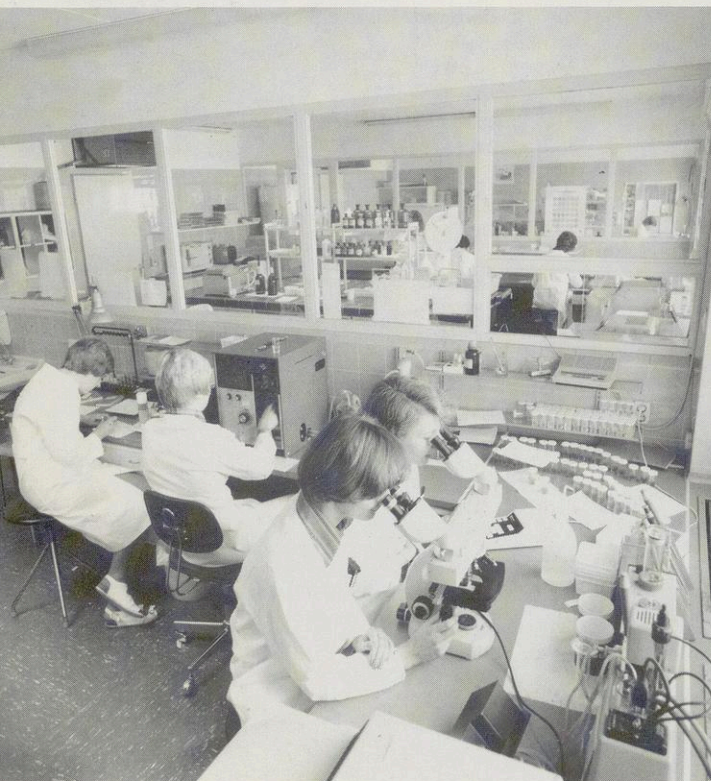




Außen links: Kinderstation des St.-Bernward-Krankenhauses in Hildesheim.



Links: Ärzte und Schwestern arbeiten in der medizinischen Technik Hand in Hand.



Außen links: Ein gutes Labor gehört zum Krankenhaus, weil es einen wesentlichen Beitrag zur ärztlichen Diagnose liefert.



Links: Im katholischen Krankenhaus spielt neben dem Arzt und neben dem Pflegepersonal der Seelsorger eine entscheidende Rolle in der Betreuung der Kranken. Unser Foto zeigt P. Erich Bous SDS, Hausgeistlicher des St.-Bernward-Krankenhauses in Hildesheim. Er spricht über die Funkanlage zu allen Kranken Worte der Besinnung und des Trostes.

Heim- und Heilerziehung

Das alte Waisenhaus ist tot. Es gibt nur wenige Waisenkinder im echten Sinne des Wortes, Kinder, die ohne Eltern aufwachsen, weil Vater und Mutter gestorben sind. Auch gibt es kaum noch »Findelkinder«, eine Erscheinung, die im neunzehnten Jahrhundert gar nicht so selten war. Aber den Familien, die aus eigener Kraft den Erziehungsdienst an ihren Kindern trotz der Hilfe von Kirche und Gesellschaft wie durch Kindergärten und Erziehungsberatung nicht leisten können, bieten sich Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik an. Meistens sind in diesen Heimen Kinder aus gestörten oder zerbrochenen Familien, weil die Ehe geschieden wurde. Es befinden sich in diesen Häusern allerdings auch Kinder und Jugendliche, die keine Familie haben oder die in ihre Ursprungsfamilie nicht mehr zurückkehren können. Sie erhalten so lange hier Aufnahme und Erziehung, bis

eine neue Familie, die sie auf- oder annimmt, gefunden ist. Überall in diesen Häusern gilt das Gruppenprinzip. Den früheren Waisenhausstil findet man nirgendwo mehr. Jungen und Mädchen werden, wie Geschwister zusammenlebend, überall dort, wo es eben vertretbar ist, gemeinsam erzogen. Jeweils zwölf Kinder bilden eine altersgemischte Gruppe. Der Besuch öffentlicher Schulen und mannigfache Freizeitangebote vermitteln den Kindern in der Regel einen lebendigen Kontakt zu Kindern und Jugendlichen, die in Familien leben.

Es gibt in der Diözese Hildesheim zehn Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik. Es sind folgende Heime und Häuser:

Kinderheim St.-Nikolaus-Stift in Braunschweig,
St.-Theresien-Haus in Bremen-Vegesack,

Kinderheim St. Josef in Hannover, Kinderheim in Holle-Henneckenrode, das in einem ehemaligen Rittergutsschloß des Stifters Fr. Blum untergebracht ist und von der Blum'schen Waisenhausstiftung getragen wird.

Jugendwerk St. Ansgar in Hildesheim, eine großzügige Anlage im modernen Stil, die nach dem Familienprinzip viele Einzelhäuser für die »Kinder-Familien« anbietet.

Kinderheim Johannishof in Hildesheim, Knabenheim St. Bernwardshof in Hildesheim-Himmelsthür, Kinderheim St. Bonifatius in Lüneburg, Kinderheim Maria Goretti in Wolfsburg, Mädchenheim Schloß Wollershausen im Eichsfeld.

Insgesamt stehen in diesen Häusern fünfhundertsiebzig Plätze zur Verfügung und zweihundert Mitarbeiter teilen sich in die Aufgabe der Betreuung und Erziehung.



Das Jugendwerk St. Ansgar besteht aus vielen Einzelhäusern, in denen die Kinder und Jugendlichen wie in einer Familie mit ihrer Erzieherin als Bezugsperson zusammenleben.



Der Bernwardshof nimmt hauptsächlich Jungen aus gefährdeten Familien auf, die mit dem Leben nicht fertig werden. Der Bernwardshof ist eine Ein-

richtung, die schon 71 Jahre alt ist, aber durch Neubauten und moderne Pädagogik erkennen läßt, daß er ganz in unsere Zeit paßt.



Links: »Sonnenkinder helfen Kindern im Schatten.« Mit diesem Zeichen und mit diesem Slogan hat die Diözese Hildesheim Millionen für geistig und körperlich behinderte Kinder und Jugendliche gesammelt.

Oben links: Durch Spielen sollen die Kinder lernen, sich in der Welt zurechtzufinden.

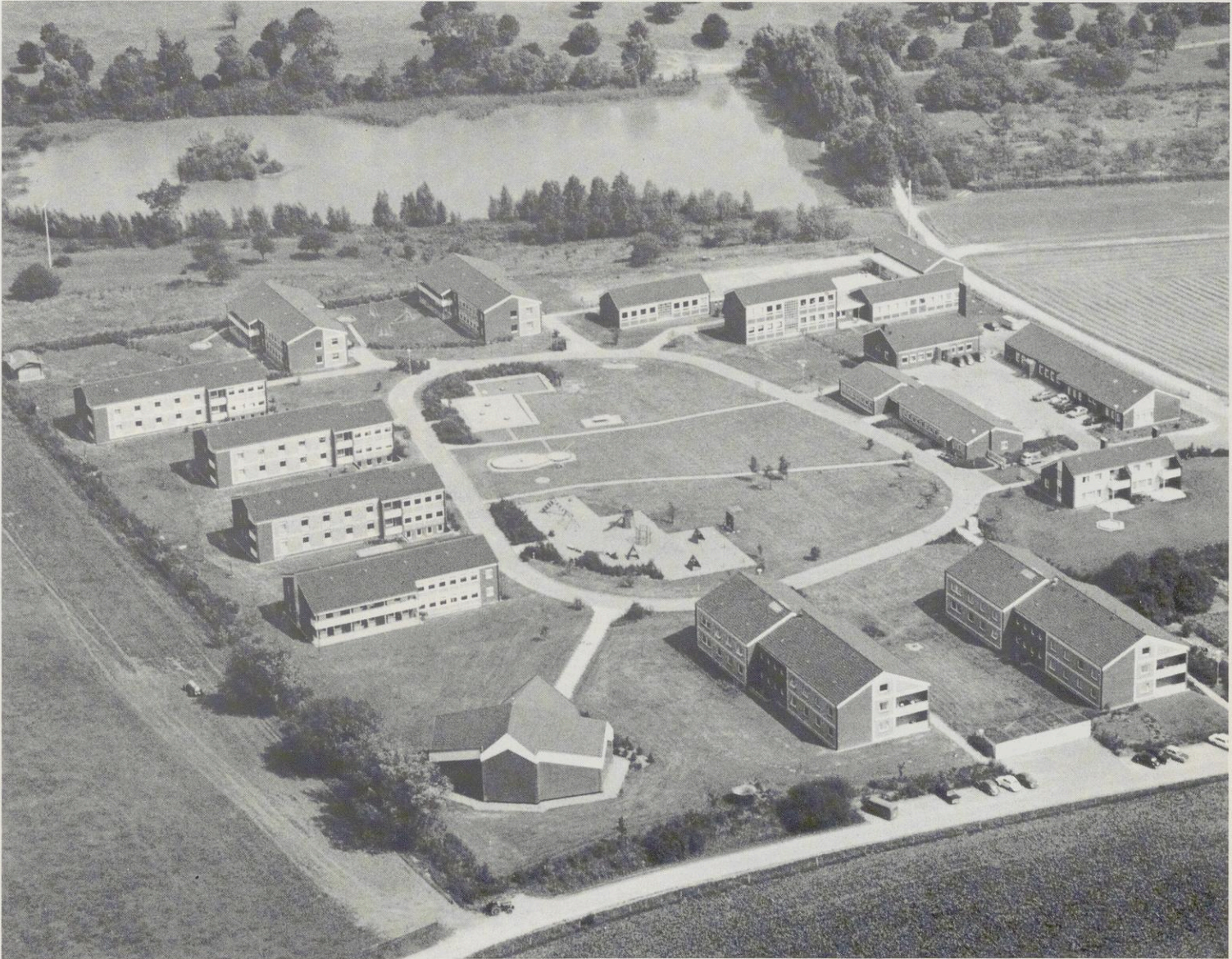
Oben rechts: Nach der »Spielperiode« kommt die »Bastelperiode«. Dann folgt die Zeit der Fertigung bestimmter Dinge, die sich verkaufen lassen. So lernen Behinderte sich im Leben zurechtzufinden.

Unten links: Jugendliche lernen gewisse Fertigkeiten.

Unten rechts: Die pädagogische Betreuung der behinderten Kinder bedarf einer Spezialausbildung der Erzieher.

Rechte Seite:
Das »Behindertenzentrum« Röderhof ist eine stattliche Anlage am Stadtrand von Hildesheim. Sie soll noch erweitert werden.

**Auch sie
sollen leben...**



Gemeint sind die behinderten Menschen neben uns, körperbehinderte, geistig behinderte, psychisch kranke Menschen. Es ist wirklich ein Fortschritt unserer Zeit, daß immer mehr Menschen auch verschiedenster Weltanschauung ein solches Lebensrecht bejahen. Wir müssen uns freilich davor hüten, daß wir nicht Entscheidendes übersehen, wenn wir heute zum Beispiel rücksichtsvoll vom Körperbehinderten sprechen. Der Körperbehinderte ist nicht nur körperlich behindert, seinem gesamten Leben

sind engere Grenzen gezogen als einem gesunden Menschen.

Die Diözese Hildesheim, allen voran Bischof Heinrich Maria Janssen, hat entscheidend geholfen auch in der Behindertenhilfe, und zwar in der Sorge um geistig behinderte Kinder und Jugendliche einen Beitrag der Kirche für die Gesellschaft zu leisten. Die Heimstatt Röderhof in Diekholzen-Egenstedt, vor einigen Jahren als Bildungsstätte mit einer eigenen Sonderschule und Pflegeheim als Werk des ganzen

Bistums errichtet, kann hundertvierzig geistig behinderte Kinder aufnehmen. Rund hundertfünfzig Mitarbeiter im Wohn- und Pflegeheim, in Küche, Wäscherei und technischem Dienst, dreißig Mitarbeiter in der Sonderschule sind bemüht, sie zu pflegen, zu betreuen und in ihrer Entwicklung zu fördern.

Das Niels-Stensen-Haus, eine Werkstätte für Behinderte im Morotini-Haus in Hannover, bereitet in Kooperation mit dem Behindertenzentrum in der Landeshauptstadt behinderte Jugendliche auf

Eine große Werksanlage wurde in Hannover von der Diözese Hildesheim erworben, um Werkstätten für Behinderte einzurichten.



eine Tätigkeit in der Wirtschaft oder in einer Behindertenwerkstatt vor. Das Morotini-Haus ist nach Dr. Carl Morotini benannt, der als Religionslehrer in Hannover wirkte und das erste kirchliche Heim für geistig behinderte Kinder einrichtete. Er starb in Nigeria, wo er in der Ausbildung von Katecheten tätig war. Im Niels-Stensen-Haus führt der Caritasverband auch Lehrgänge durch, in denen lernbehinderte junge Menschen vor der Vermittlung in eine Erwerbstätigkeit eine zusätzliche Förderung erhalten. Dem Niels-Stensen-Haus ist das Agnes-Neuhaus-Heim in Hannover, ein Wohnheim für geistig behinderte Jugendliche mit sechsunddreißig Plätzen, zugeordnet. Das Agnes-Neuhaus-Heim ist nach der Gründerin des Sozialdienstes katholischer Frauen benannt.

Das »Haus am Weiher« ist ein Wohnheim für geistig Behinderte in Hildesheim-Himmelsthür. Vierzig behinderten Frauen und Männern, die kein anderes Zuhause haben, will dieses Haus einen geschützten Lebensraum bieten. Andere ähnliche Einrichtungen sollen ihm folgen. Vor allem soll auch der Röderhof bei Hildesheim sehr erweitert werden. Durch Kauf einer großen Fabrik- und Verwaltungsanlage in Hannover hat das Bistum die Voraussetzung geschaffen für die Einrichtung von Behinderten-Werkstätten. Zur Stunde wird dafür im ganzen Bistum gesammelt; denn große Beträge müssen aufgebracht werden. Das Sammelergebnis soll das Geburtstagsgeschenk der Diözese für den Bischof zur Vollendung des siebenzigsten Lebensjahres sein. Persönliche Geschenke hat er sich bekanntlich verboten. Auch das ist ein Zeichen dafür, daß die Sorge um die Behinderten in der Diözese Hildesheim einen bevorzugten Platz einnimmt.

Diesen »Laternenzug« malten geistig behinderte Kinder.

Mancher sucht Rat, mancher nur den Teller Suppe. Das Schwesternhaus ist oft letzte Zuflucht. Unser Bild zeigt die tägliche Speisung der Männer, die »vor der Tür stehen« im Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern in Hildesheim.

Rat und Hilfe als Liebesdienst



Die Caritas wird das königliche Gebot des Evangeliums genannt. Ohne die Liebe kann die Kirche Jesu Christi nicht leben, und in der Liebe hat sich die Kirche immer wieder erneuert. Deswegen ist die Caritas das Maß für das wirkliche Leben der Kirche. Die tätige Liebe muß eine lebendige Gemeinde beseelen. Sie stellt sich jeder Not der Mitmenschen, jeder Frage der Ratlosen, jedem Warten auf Hilfe. Nicht jeder wird in gleicher Weise bereit sein, für den Dienst der Liebe in der Gemeinde zur Verfügung zu stehen. Aber in jeder Gemeinde muß es einen Kreis von Helfern geben, die den Dienst der Liebe

übernehmen, soweit das überhaupt neben der Sorge um die eigene Familie und neben der Leistung für den eigenen Beruf möglich ist. So gibt es in jeder Kirchengemeinde Menschen, die nach ihren Fähigkeiten gelegentlich oder ständig zur Verfügung stehen, um erste Hilfe dort zu leisten, wo die Hilfsmöglichkeiten einer Familie überfordert sind oder nachbarliches Helfen nicht möglich ist. Um unsere katholische Bahnmissionsmission beispielsweise scharen sich ehrenamtliche Mitarbeiter, manchem Geistlichen gehen in der Betreuung eines größeren Krankenhauses Helfer zur Hand. Die Bahnmissionsmission kennt

wohl jeder, der einmal in Deutschland die Eisenbahn benutzt hat. Tagein, tagaus tun auch auf den großen Bahnhöfen im Raum der Diözese Hildesheim Männer und Frauen einen Dienst der Caritas, der gerade in diesem Bistum mit seinem großen Anteil an der Zonengrenze dringend gefordert ist. Sicher ist die große Notzeit, in der der Hauptbahnhof Hannover mit seinem großen Bunker der tägliche Umschlagplatz für mehr als tausend Menschen ohne Obdach wurde, vorbei. Aber die Aufgabe der Kirche, für Menschen unterwegs dazusein, ist geblieben und wird immer noch wahrgenommen. In den Gemein-

»Schwester, können Sie mal eben kommen?« Sie ist motorisiert und ständig unterwegs, Menschen in Not zu helfen.



den sind es vor allem die Caritaskonferenzen oder auch die Elisabeth- und Vinzenzkonferenzen und die Ortsgruppen des Sozialdienstes katholischer Frauen und des Sozialdienstes katholischer Männer, in denen sich katholische Christen zu einem eigenverantwortlichen, ehrenamtlichen Dienst zusammenfinden. In den Caritaskonferenzen sind nur Mitarbeiter der Gemeinde tätig. Im Sozialdienst katholischer Frauen und Männer, der auf die Hilfe von Menschen in besonders schwierigen Lebenslagen ausgerichtet ist, sind Helfer überpfarrlich tätig.

Die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens in unserer Zeit hat soziale Institutionen geschaffen, die von Amts und Berufs wegen Menschen, die der Hilfe bedürfen, helfen sollen. Neben den staatlichen und kommunalen Dienststellen steht in erster Linie die freie Wohlfahrtspflege, die, in Spitzenverbänden der Wohlfahrt organisiert, bereit ist zur Hilfe jeder Art. Der Deutsche Caritasverband, auf Bundesebene und in den Diözesen organisiert, ist ein solcher Spitzenverband. Er vertritt gewissermaßen die institutionalisierte Caritas der Kirche. Zahllose Einrichtungen und Fachkräfte stehen im Dienst am Menschen in Not. Aber ein Wohlfahrtsverband ersetzt niemals die freie Liebestätigkeit der einzelnen Christen. Deswegen legt die Kirche großen Wert darauf, daß sie ein Heer von freiwilligen Helfern im gesamten Bereich der Caritas zur Verfügung hat.

Aber noch so viel guter Wille zu freier Liebestätigkeit kann fachliche Arbeit und beruflichen Dienst nicht überflüssig machen. Beides muß einander ergänzen. In der Diözese Hildesheim wird seit Jahren das Wort des Bischofs beachtet: Was eine Gemeinde aus eigener Kraft durch ehrenamtliche Kräfte auf dem Gebiet der Liebestätigkeit in Gang setzen kann, das muß sie in erster Linie tun. Erst bei schwierigen Fällen, in denen das caritative Tun der einzelnen nicht mehr hinreicht, in denen also die fachliche Betreuung gefordert ist, da soll der Caritasverband tätig werden. So soll es ein praktisches Hand-in-Hand-Arbeiten auf dem Gebiet der freien Liebestätigkeit geben.

An erster Stelle wird wohl die Beratung stehen; denn in zunehmenden Maße fragen die Menschen: »Was soll ich tun?« Sie fragen auch dort, wo es um Probleme des Lebens und um das Leben eines ungeborenen Kindes, um Erziehungsfragen und Eheschwierigkeiten geht. Die Antwort muß jemand geben, der wirklich Bescheid weiß und



Der Hildesheimer Caritasdirektor, Domkapitular Heinrich Schenk, der nicht nur der Organisator und Geschäftsführer des Diözesancaritasverbandes ist, sondern auch stets bemüht bleibt, das Werk der Caritas vom Geist des Evangeliums her lebendig zu erhalten, ist zugleich Vizepräsident des Deutschen Caritasverbandes mit dem Sitz in Freiburg/Brsg.

der für die Beantwortung ausgebildet ist. Der Caritasverband ist bemüht, wenigstens für jeden Landkreis und in jeder selbständigen Stadt eine Beratungsstelle in sozialen Angelegenheiten anzubieten. Daneben gibt es in Hannover und Hildesheim eine katholische Erziehungsberatungsstelle. In Hannover gibt es eine Beratungsstelle für Auswanderer oder auch zur Information für Frauen, die ins Ausland heiraten, und für Frauen und Männer, die im Ausland berufstätig sein wollen. Diese Beratungsstelle ist eine Einrichtung des Raphaelerwerkes. Außerdem sind zwölf Beratungsstellen des Sozialdienstes für Ausländer tätig. Die Frage der Gastarbeiter und Spätaussiedler hat meist auch einen caritativen Aspekt. Hier hilft durch eigene Maßnahmen der Caritasverband.

Vom Referat Ehe und Familie im Bischöflichen Seelsorgeamt wurden in Braunschweig, Celle, Goslar, Göttingen, Hamburg, Hameln, Hannover, Hildesheim, Lüneburg, Salzgitter und Wolfsburg katholische Eheberatungsstellen eingerichtet, die den Menschen helfen wollen in allen Fragen, die sich in der Ehe stellen. Viel häufiger als es früher der Fall war, haben die Menschen unserer Tage Eheprobleme, mit denen sie nicht fertig werden. In diesen Eheberatungsstellen stehen fachmännisch ausgebildete Eheberater zur Verfügung.

Und wenn es nicht einmal mehr zu einem Teller Suppe reicht? Jeden Tag wird still und bescheiden, ohne daß die Öffentlichkeit es groß zur Kenntnis nimmt, im Schwesternhaus eine Mittagsmahlzeit denen zubereitet, die hungernd an der Türe stehen. Hier wird praktische Hilfe geleistet. Oft ist es gerade das, was Menschen in Not suchen.

Wo immer die Kirche Hilfe anzubieten versucht, geht es ihren Mitarbeitern letztlich darum, Armen frohe Botschaft, Gefangenen Freiheit, Trauernden Freude zu verkünden, weil uns das alles in Jesus Christus geschenkt ist.

Mit Blaulicht und Sirene

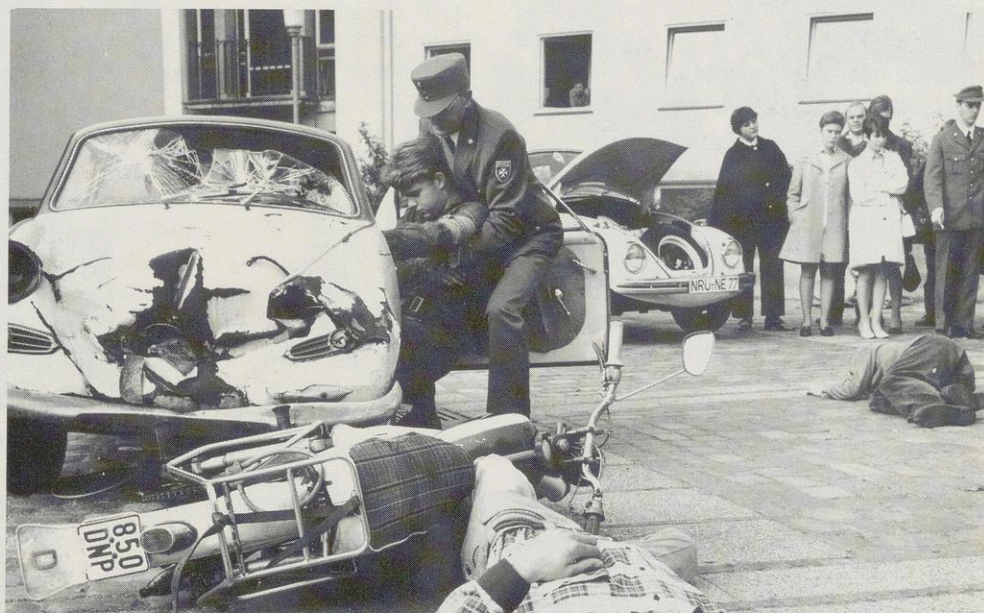
900 Mitglieder zählt der Malteser-Hilfsdienst im Bistum Hildesheim. Fast 50000 sind es in den 22 deutschen Diözesen zusammen. Als der Johanniter-Orden, erst sehr viel später Malteser-Orden genannt, zur Zeit der Kreuzzüge in Jerusalem zu wirken begann, gab es zwar noch keine Kraftwagen mit Blaulicht und Sirene, aber Krankenpflege trieben die Ordensritter, Ordenspriester und ihre dienenden Helfer schon damals. Nach dem zweiten Weltkrieg nahmen die dienenden Helfer als Malteser-Hilfsdienst einen erstaunlichen Aufschwung. Zusammen mit dem Deutschen Caritasverband bauten die Malteser diesen Hilfsdienst seit 1953 auf und aus. Seither kann man in allen deutschen Diözesen Menschen und Wagen mit dem weißen, achtspeitzigen Kreuz auf rotem Schild am Werk sehen.

Die Aufgaben sind kurz und klar so umschrieben: Laienhelfer, die nicht hauptamtlich im Gesundheitsdienst stehen, in »Erster Hilfe« auszubilden; Sanitätsdienst bei kirchlichen und außerkirchlichen Anlässen, besonders aber bei Katastrophen zu tun; Sonntagsdienste in Krankenhäusern zu leisten; Krankentransporte durchzuführen und sich an caritativen Betreuungsdiensten aller Art zu beteiligen.

Der Malteser-Hilfsdienst des Bistums Hildesheim hat seinen Sitz in der Bischofsstadt. Er ist aber auch in einer Reihe von andern Orten vertreten, so in Braunschweig, Buxtehude, Celle, Duderstadt, Friedland, Gieboldehausen, Göttingen, Hannover, Hameln, Nienburg und Walsrode. Das Jahr 1976 brachte gute Ergebnisse. 3600 junge Frauen und Männer wurden in »Erster Hilfe« ausgebildet. Das waren 1000 mehr als im Jahr zuvor. 6000 Personen lernten, wie man Sofortmaßnahmen am Unfallort durchführt. An Krankentransporten wurden 7700 gezählt. Demnächst wird in Braunschweig und Buxtehude ein Medikamenten-Notdienst eingeführt. Ihm ist die Aufgabe gestellt, alten, kranken und hilflosen Personen die ihnen ver-

schriebenen Medikamente zu besorgen und ins Haus zu bringen. Mit besonderer Umsicht nimmt sich der Malteser-Hilfsdienst der behinderten Kinder an, indem er sie in seinen 10 VW-Bussen befördert. Am 1. Februar 1979 kann der Hilfsdienst

im Bistum auf ein 20jähriges Wirken zurückblicken. Höhepunkt in seinen Erinnerungen ist der Katholikentag 1962 in Hannover. Damals stellte er seine hohe Leistungsfähigkeit vor aller Öffentlichkeit unter Beweis.



Sofortmaßnahmen am Unfallort durch den Malteser-Hilfsdienst Hannover. Nur harter Realismus bei dieser Demonstration kann vom Ernst

der Übungen überzeugen, die der Lebensrettung dienen.

Die Ausbildung vieler ehrenamtlicher Helfer ist Aufgabe

des Malteser-Hilfsdienstes. Das Photo zeigt Schwesternhelferinnen am anatomischen Modell im Caritas-Haus zu Hildesheim.



Seelsorge kennt keine Sprachgrenzen

In fast zwanzig Sprachen – so berichtet der Evangelist Lukas in der Apostelgeschichte – predigten die Apostel am ersten Pfingsttag der Christenheit zu Jerusalem. In fast zwanzig Sprachen müßten heute die Priester des Bistums Hildesheim predigen können, wollten sie allen ausländischen Gästen, Christen und Nichtchristen, die Frohbotschaft verkünden. Solche Sprachgenies sind selten. Immerhin aber verfügte das Bistum Hildesheim bis vor kurzem über einen – inzwischen nach Rom berufenen – Beichtvater, der mit seinen Beichtkindern englisch, französisch, neugriechisch, italienisch, kroatisch und spanisch sprechen konnte. Der Caritasdirektor in Hannover kann englisch, französisch, holländisch und italienisch Beichte hören. Andere Priester beherrschen drei und zwei Fremdsprachen. Da das Bistum auf der Höhe des Gastarbeiter-Zustroms bis zu 80 000 Männer,

Frauen und Kinder aufgenommen hat, ist und bleibt die außerordentliche Seelsorge eine schwierige Aufgabe.

Die vorhandenen und oft nur mit Mühe zu überwindenden Sprachbarrieren machen die erwünschte und sogar dem Kirchenrecht entsprechende Eingliederung der ausländischen Schwestern und Brüder in die Pfarrgemeinden nicht leicht. Auf Seelsorger aus den Heimatländern kann dabei nicht verzichtet werden. Mit ihrer Hilfe sollen Gottesdienst und Sakramente so weit wie nur möglich in der Muttersprache gefeiert werden. Traugespräche und Religionsunterricht sollen ebenfalls, wo es angeht, in der Muttersprache erteilt werden. Eine Reihe ausländischer Priester hat das Bistum bereits für die Seelsorge gewonnen. Mindestens einer von ihnen gehört dem Priesterrat der Diözese an. Um die Übersicht zu wahren und die Organisation der Ausländer-Seelsorge zu erleichtern, hat der Bischof einen Beauftragten für diesen Bereich eingesetzt. Seine Dienststelle befindet sich im Bischöflichen Generalvikariat zu Hildesheim. Für Italiener, Kroaten, Portugiesen, Slowenen, Spanier und Tschechen wurden Missionsbezirke, die meist mehrere Dekanate umfassen, begründet. An ihrer Spitze steht ein Priester des jeweiligen Heimatlandes. Nicht zu trennen von der Seelsorge, vielmehr ein wichtiger Teil von ihr, ist der Ausländer-Sozialdienst. Seine bisher zwölf Dienststellen sind aufs engste mit den Niederlassungen des Caritasverbandes verbunden.

Wie Adolf Kolping sich vor hundert Jahren der Handwerksgelesen nach dem Verlust der Familiengemeinschaft mit den Meistern annahm und ihnen mit den katholischen Gesellenhäusern Wohn- und Begegnungsstätten schuf, so muß die Kirche heute an die Freizeit der katholischen Ausländer denken und ihnen entsprechende Einrichtungen bauen und anbieten. Bisher wurden im Bistum dreizehn Freizeitheime gegründet. Sie ermöglichen die Begegnung mit

dem Nationaleseelsorger auch außerhalb des Gottesdienstes. So lange nicht alle sprachlichen Schwierigkeiten behoben sind, bleibt die volle Integration in die deutschen Pfarrgemeinden ein nicht oder nur teilweise erfülltes Gebot, wenn auch schon vielversprechende Ansätze zum erwünschten Ziel sichtbar geworden sind. Die Ausländerzentren werden dabei nicht überflüssig. Sie werden teils vom Caritasverband, teils von einem Gesamtverband katholischer Pfarrgemeinden, manchmal auch von der einzigen örtlichen Pfarrgemeinde getragen und sind damit schon Kontaktstellen für Ausländer und Einheimische.

Die Hauptsorge freilich muß den Kindern der ausländischen Gäste gelten. Es muß verhindert werden, daß sie durch den Aufenthalt in der Fremde kaum wiedergutzumachenden Schaden leiden. Mit dem staatlichen Schulzwang allein, so nötig er sein mag, ist ihnen nicht gedient. So merkwürdig es sich zunächst anhören mag, ihnen muß auch eine gründliche Kenntnis ihrer Muttersprache vermittelt werden, damit sie nach der Rückkehr in die Heimat ohne ernste Schwierigkeiten ins Berufsleben eintreten können. Ebenso wichtig ist für sie das Erlernen der deutschen Sprache. Nur so wird es dem Kind gelingen, Kontakt zu seinen deutschen Altersgenossen zu finden und allen Gefahren der Isolierung zu entgehen. Und sollten ausländische Kinder eines Tages vor dem Entschluß stehen, in Deutschland ins Berufsleben einzutreten, dann sind die Sprachkenntnisse unentbehrlich, wenn sie sich mit gleichen Startchancen behaupten wollen. Die katholische Kirche tritt immer und überall für die Muttersprache ein, und das nicht zuletzt aus religiösen Gründen. Wo eine katholische Schule im Bistum besteht, nimmt sie sich der ausländischen Kinder mit besonderer Sorgfalt und Hingabe gerade unter diesem Gesichtspunkt an, daß Gottesdienst und Muttersprache, Religion und Schule voneinander nicht zu trennen sind.

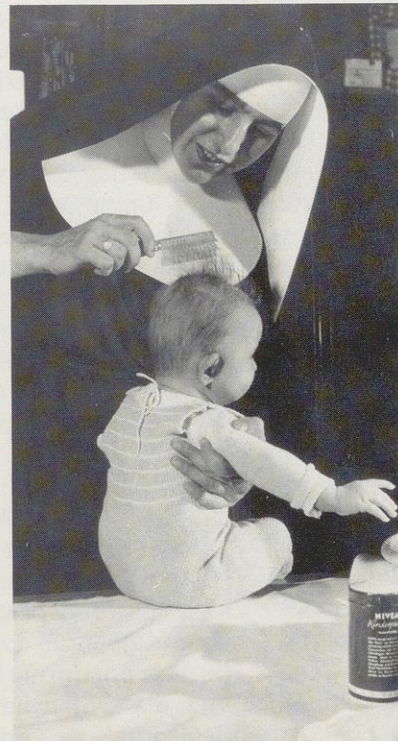
Oben links: Ihre Gottesdienste in der Muttersprache feiert die Hildesheimer Gemeinde der Spanier in der Antonius-Kirche. Nach der hl. Messe ist immer Gelegenheit, sich privat mit dem Seelsorger, hier mit Don Anselmo, zu unterhalten.

Hildesheims polnische Katholiken feiern ihre nationalsprachliche Gottesdienste in der Seminarkirche. Nach der hl. Messe kommt es oft zu familiärem Gespräch mit dem Seelsorger Pfarrer Jablonski.

Unten: Die 60. Wiederkehr des Tages von Fatima begehen Portugiesen, Ukrainer und Deutsche gemeinsam mit einer Prozession um die Sankt-Mauritius-Kirche zu Hildesheim.



Außen links: Eine heimatvertriebene Mutter. Das Grauen hat ihr Gesicht gezeichnet.



Links: Ein kleiner Mensch, der noch nichts von Leid und Not und Obdachlosigkeit weiß, aber sich wohlfühlt, weil er zum ersten Mal nach langem Weg richtig gepflegt wird.

Lagerpfarrer Dr. Josef Krahe (zweiter von links) mit Heimatvertriebenen am Tisch.



Friedland – »Zentralstelle der deutschen Not«

War es eine Laune der Geschichte, der Geographie, der Politik? Eines Morgens erwachte ein kleines Dorf tief im Süden des Bistums Hildesheim zu einer weltgeschichtlichen Rolle, zur »Zentralstelle der deutschen Not«, wie es ein Engländer formulierte.

Deutschland war nach dem Zusammenbruch im Jahr 1945 in vier Besatzungszonen aufgeteilt worden. Wo die britische Zone mit der amerikanischen und sowjetrussischen zusammenstieß, an diesem Drei-Zonen-Eck lag das Dorf Friedland mit dem landwirtschaftlichen Versuchsgut der Universität Göttingen. Dessen Pferde-, Kuh- und Schweineställe, bald verstärkt durch Nissen-Hütten und andere Baracken, bildeten im September 1945 den Verschiebebahnhof für rund zweieinhalb Millionen Menschen, die von Westen nach Osten verfrachtet und von Osten nach Westen gejagt wurden, Vertriebene, Flüchtlinge, Kriegsgefangene, Zivilversleppte, Evakuierte und Aussiedler. Die Bezeichnungen wechselten, die Schicksale blieben die gleichen. Hier in Friedland werden nun schon seit mehr als drei Jahrzehnten Hungerige gespeist, Dürstende getränkt, Zerlumppte neu bekleidet, Kranke gepflegt, Obdachlose beherbergt, Hoffnungslose wieder ausgerichtet, zu Tode Betrübte getröstet. Schon wenige Tage nach der Eröffnung des Lagers Friedland durch die britische Besatzungsmacht fanden sich die ersten Helfer der Caritas ein. Ihre ersten Wohn- und Schlafzimmer und Büros waren Ställe, falls sie dort überhaupt gleich Platz fanden.

Mutter Courage 1945

Seit der Herr selbst in einem Stall zur Welt kam, hat solche arme Herberge einen Strahl von Gottes Herrlichkeit eingefangen und daher für einen Christen keine Schrecken mehr. Zahllos sind die Episoden, die man erzählen könnte. Da kam auf einem weiten Umweg Schwester Hedwig aus Ermland als eine der ersten Frauen zur Hilfe nach Friedland.

Sie lief vor den tausend Gesichtern des Elends, die jeden Tag wechselten, nicht weg. Wie eine tapfere Mutter Courage sah man sie mit ihrem Handwagen vom Lager zum Bahnhof, vom Bahnhof zum Lager ziehen. Und wenn sie auch immer wieder im Dreck steckenblieb, sie holte Nahrungsmittel ein, beförderte Flüchtlingsgepäck, wenn es den matten Händen seiner Besitzer entfiel, machte aus ihrer Karre auch einen Krankenwagen, wenn er gebraucht wurde. Durfte man das Wort Jubiläum überhaupt in den Mund nehmen, wenn Schwester Hedwig 25 und 30 Jahre in Friedland gedient hatte?

Flötentöne zum Gottesdienst

Erster Lagerpfarrer war der schlesische Jesuitenpater Johannes Leppich. Er war es, der später wie ein Wirbelwind in die Großstädte einbrach, um ihnen moderne Volkspredigten zu halten. Er richtete die erste Notkapelle in einer Waschbaracke ein. Hinten in der Ecke war sein Gemüselager, das er immer wieder auf seinen Fahrten durch die benachbarten Landkreise auffüllte. Er predigte sich schier zu Tode und brach mit seinem Wort Keller und Scheunen der Bauern auf. Sie füllten sein Auto mit Kartoffeln und gaben ihm sogar hin und wieder einen Sack voll Brotgetreide mit – wirklich nur für Gottes Lohn. Da er keine Kirchenglocke hatte, zog er auf seiner Flöte blasend durch das Lager und holte auf diese Weise seine Gläubigen zusammen. Er mutete sich viel zu, viel zu viel, als Lagerpfarrer, als Seelsorger der ringsum auf die Dörfer verstreuten Katholiken, als Sammler von Lebensmitteln. Nicht einen Tag ruhte er sich von seinen Bettelpredigten aus. Dazu kam die erbärmliche Unterkunft. Er war kaum ein halbes Jahr im Friedland-Dienst, als man ihn auf einer Krankenbahre hinaustrug.

Aus dem Lager ging eine Pfarrgemeinde hervor

Ob wir den heil durch den Winter bringen? So überlegten und sprachen die sturmerprobten Frauen und Männer des Lagerdienstes, als sie den neuen Lagerpfarrer, den Kaplan Dr. Josef Krahe aus Köln erblickten. Sie brachten ihn nicht nur durch einen, sondern durch zwölf Winter, bis er 1960 Propst an der Sankt-Clemens-Kirche zu Hannover wurde. Heute ist er Botschaftsrat in Rom, Apostolischer Protonotar und Ehrendomherr der Kathedrale in Hildesheim. Bevor er jedoch Abschied von Friedland nahm, hatte er es erreicht, daß selbst die Spätheimkehrer aus Sibirien seinen Namen kannten. Zuerst bewohnte er ein paar Quadratmeter in einer Nissenhütte. Dann wurde er etwas vornehmer in einem Pferdestall, schließlich nach sieben Dienstjahren in einer Holzbaracke untergebracht. Schon in seinem ersten Dienstjahr 1948 organisierte er die Zusammenarbeit der freien Wohlfahrtsverbände. So wie er die Hilfsaktion damals unter die Verbände aufteilte, ist sie heute noch in Kraft. Er brachte es fertig, daß ihm die Engländer eine ganze Wagenkolonne anvertrauten, mit der er nach Köln fuhr. Dort hatten die Holländer nach Krahes und Werenfried van Straatens Bettelpredigten eine ganze Schiffsladung von Nahrungsmitteln und Gebrauchsgütern niedergelegt. Krahe verstand es, das Mitgefühl der ganzen Welt mit Predigten und Briefen zu mobilisieren. Von Papst Pius XII., aus der Schweiz, aus Nord- und Südamerika gingen große Spenden ein. Das Lager mußte auch menschlicher, wohnlicher, freundlicher werden. Ein Altenheim, ein Kindergarten, ein ordentlicher Aufenthaltsraum mit einer Bücherei wurden eingerichtet. Aber das alles war dem Seelsorger Krahe nicht genug. Etwas fehlte: das Friedland-Gedächtniswerk. Krahe sammelte unverdrossen Geld, um die Grundstücke zu kaufen, auf denen er bauen wollte. Und was wollte er bauen? Häuser für die

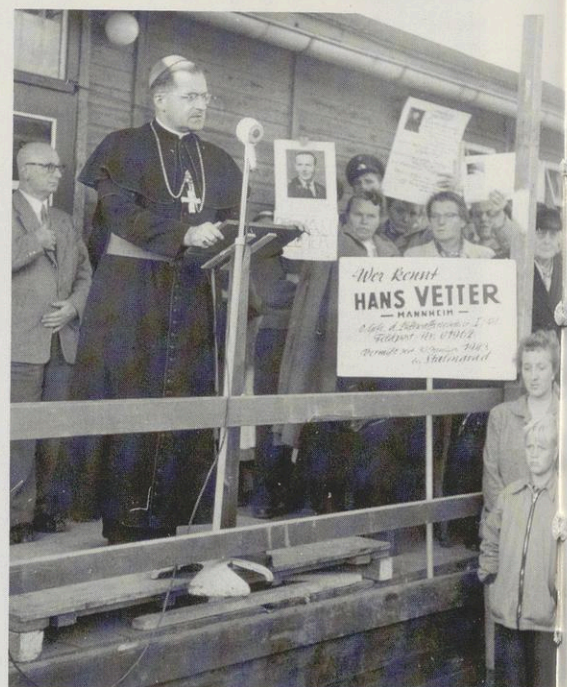
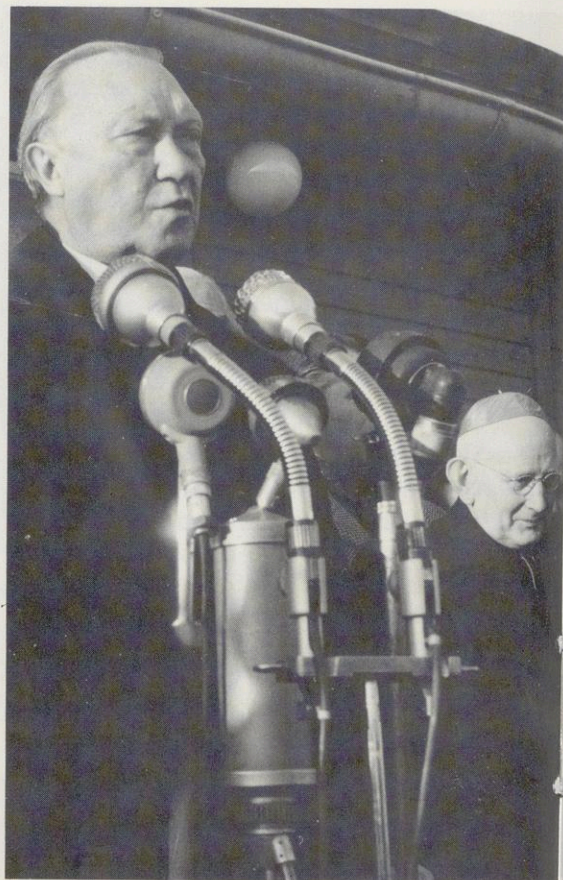
Frauen und Männer, die im Lager arbeiteten und in elenden Unterkünften lebten. Auf 120 Wohnungen in 65 Häusern blickt heute das Friedland-Gedächtniswerk. Aus der katholischen Lagergemeinde ist so eine Pfarrgemeinde Friedland geworden. Krahe wollte natürlich kein katholisches Getto in Südhannover haben. Die Siedlung war daher auch für evangelische Christen offen. Junge Belgier, Holländer, Dänen, Franzosen, Schweizer kamen als freiwillige Bauarbeiter und Vorboten der europäischen Gemeinschaft nach Friedland. Das Bonner Vertriebenenministerium nannte Krahe in einer Publikation »eine der großen, das Lagergeschehen seelisch und geistig durch Vorbild und Tat bestimmenden Persönlichkeiten«. Auch Josef Krahe mußte seinen gesundheitlichen Tribut an das Lagerleben bezahlen. Ein schweres Gelenkrheuma warf ihn für viele Wochen aufs Krankenbett.

Krahe und der Archipel Gulag

Schade, daß Alexander Solschenizyn dem Lagerpfarrer Krahe nie begegnet ist. In zeitlosen Nachtgesprächen mit Heimkehrern stellte Krahe eine Liste von 24 Straflagern zusammen, in denen deutsche Kriegsgefangene und Zivilverschleppte noch heimlich zurückgehalten wurden. Damals waren Solschenizyns drei Bücher über den Archipel Gulag noch nicht geschrieben. Archipel Gulag nennt Solschenizyn die Stacheldrahtkäfige, die wie Inseln über die ganze Sowjetunion verstreut sind und in denen Millionen von Menschen schufteten und verkamen. Mindestens 11000 verheimlichte Deutsche hatte Krahe schließlich in seinem Verzeichnis, das er dem Bundeskanzler Konrad Adenauer als eine der wertvollen Unterlagen vor seiner Rußlandfahrt zuleiten konnte. Wie nahe Krahe der Wahrheit gekommen war, erwies die Schlußzahl der Spätest-Heimkehrer. Es waren mit einigen Nachschüben 15000 Menschen.

Der Prophet Jonas im Kirchenfenster

Krahes liebstes Werk war die Kirche, die er für das Lager und die Gemeinde Friedland erbaute. Hier sollten nach dem in Stein gemeißelten Spruch die aus der Ferne Zurückkehrenden ihre Heimat und die Wanderer auf Erden den Frieden finden. Der Pfarrer selbst hat die Symbolfigur auf dem großen Kirchenfenster bestimmt, den Propheten Jonas, wie er nach dreitägigem Verschwinden im Abgrund wieder ans Tageslicht steigt. Sein Wort »Ich schrie um Hilfe aus dem Schoß der Unterwelt, und Du vernahmst mein Rufen« verstand niemand so gut wie die Frauen und Männer, die aus Sibirien kamen. Unzählige Spenden schickten die Heimkehrer nach Friedland, oft kleinste Beiträge, die sie sich vom Mund absparten, bis ihre Kirche stand. Kardinal Josef Frings hat sie dann geweiht. Er hatte nach Friedland ja nicht nur den Lagerpfarrer, sondern auch die größte Bauspende geschickt. Er war natürlich nicht der einzige prominente Besucher in der nunmehr zweiunddreißigjährigen Lagergeschichte. Neben Staatsoberhäuptern und Regierungschefs sah man über 150 Bischöfe aus allen fünf Erdteilen im Lager. Zweimal kam der Apostolische Nuntius in Deutschland, Bischof Aloysius Münch, der spätere Kardinal. Er war ein Mann der Kirche, aber auch ein Mann von Welt. Er brachte nicht nur den Apostolischen Segen mit, sondern auch 2500 Paar neue Schuhe und 40000 Zigaretten neben zahlreichen Kleiderpaketen. Josef Krahe hat schließlich noch ein Werk hinterlassen, ohne dessen segensreiche Wirkung das Lager kaum denkbar wäre. Krahe wurde zum Initiator der »Friedland-Hilfe« und gründete sie zusammen mit dem früheren Bundesvertriebenenminister Theodor Oberländer. Geld- und Sachspenden fließen auch heute noch nach Friedland, wenn sie auch einem inzwischen veränderten Personenkreis zugeordnet sind.





Linke Seite oben: Eine der großen Stunden im Lager. Bundeskanzler Konrad Adenauer spricht vor Spätheimkehrern, deren Freiheit er in Moskau erkämpft hat. Rechts vom Kanzler Bischof Joseph Godehard Machens.

Linke Seite unten: Auch Kardinal Julius Döpfner stattete dem Lager seinen Besuch ab. Hier richtet er das Wort an die Vertriebenen. Es werden immer noch Angehörige gesucht, oft nicht gefunden.

Oben: Die Kirche steht auf der Seite des Menschen. Man sieht dem angespannten Gesicht des Apostolischen Nuntius und Bischofs Aloysius Münch an, wie ihn die Berichte der ehemaligen Kriegsgefangenen ergreifen.

Unten: Einer, der für Friedland immer eine offene Hand hatte: Erzbischof Josef Kardinal Frings aus Köln bei einem Besuch im Lager Friedland.



»Hier baut der katholische Lagerpfarrer ...«

Nach Josef Krahe wurde Wilhelm Scheperjans Pfarrer und Lagerpfarrer von Friedland. Nein, sagte er sich eines Tages, und da war er kaum ein Jahr im Amt, diese Menschen darf die Bürokratie nicht in die Fänge bekommen und auseinanderreißen. Aus Bösekendorf im Obereichsfeld hatten sich fast alle Familien gemeinsam auf den Fluchtweg nach Friedland gemacht. Nur Pfarrer Scheperjans traute es sich zu, ihr Problem zu lösen, wenn auch einige Kritiker vermuteten, daß er an einem »Dachschaden« leide. Er gründete alsbald die »Siedlungshilfe der Friedland-Caritas« und bettelte sich zunächst einmal ein Startkapital zum Grundstücksankauf zusammen. Land in Sicht! Das konnte der ehemalige Marinepfarrer schon bald melden. Er kaufte 52000 qm Bau- und Gartenland und schenkte beides diesen Flüchtlingen, die nun in Neu-Bösekendorf, das in der süd hannoverschen Gemeinde Angerstein liegt, zusammenbleiben durften.

An Förderern fehlte es dem Pfarrer nicht. Bundespräsident Heinrich Lübke, Bundeswohnungsbauminister Paul Lücke, Sozialminister Kurt Partzsch, Finanzminister Alfred Kubel gehörten dazu. »Ich will euch ein neues Dorf aufsetzen.« So hatte es der Pfarrer versprochen. Vier Jahre später (1965) war sein gegebenes Wort mit 70 Wohnungen in 35 Häusern erfüllt. Von nun an konnte man immer öfter auf breiten Anschlagbrettern vor den Baustellen lesen: »Hier baut der katholische Lagerpfarrer im Grenzdurchgangslager Friedland, Monsignore Scheperjans, mit Unterstützung des Bundes und Landes ...« Und je nach Standort und Baujahr hieß es dann weiter: »48 Nebenerwerbsstellen mit 96 Wohnungen oder 127 Nebenerwerbsstellen mit 227 Familienwohnungen oder 46 Häuser mit 83 Familienwohnungen.« Pfarrer Scheperjans verließ Friedland nach zwölfjährigem Lagerdienst wegen seiner angeschlagenen Gesundheit. Aber vom Wohnungsbau für seine Friedländer kam er nicht mehr los. Inzwischen sind

schon 16 Siedlungen vollendet, im Bau oder in fester Planung. 1263000 qm hat der Pfarrer bisher angekauft und den Siedlern geschenkt. Immer handelte er nach seinem eigenen Caritas-Rezept: Er bettelte ohne Unterlaß, bis das Geld da war, erwarb dann die Grundstücke und verschenkte sie, gab sogar noch die Aufschließungskosten dazu. »Andere bauen glitzernde Rathäuser ...«, so hatte Nordrhein-Westfalens Innenminister Willy Weyer bei der Einweihung eines solchen Friedland-Dorfes gesagt. Wilhelm Scheperjans baute den Vertriebenen und Flüchtlingen Wohnungen, und er will dieses Werk fortsetzen, so lange ihm die Kraft dazu vergönnt ist und die helfenden Hände nicht fehlen. Über 1100 Häuser sind nun schon fertig oder im Bau. Einmal schenkte ihm eine Firma 350000 DM. Aber seine Caritas-Millionen setzten sich meist aus geringeren Beiträgen zusammen.





Linke Seite: Neubösekendorf wird eingeweiht mit 70 Wohnungen für die geflüchteten Bauern von Bösekendorf. In der Mitte Bischof Heinrich Maria Janssen mit seinem Generalvikar Adalbert Sendker. Ganz rechts der Bauherr: Msgr. Wilhelm Scheperjans, der hier sein erstes Friedland-Siedlungswerk des Caritasverbandes vorstellen darf.

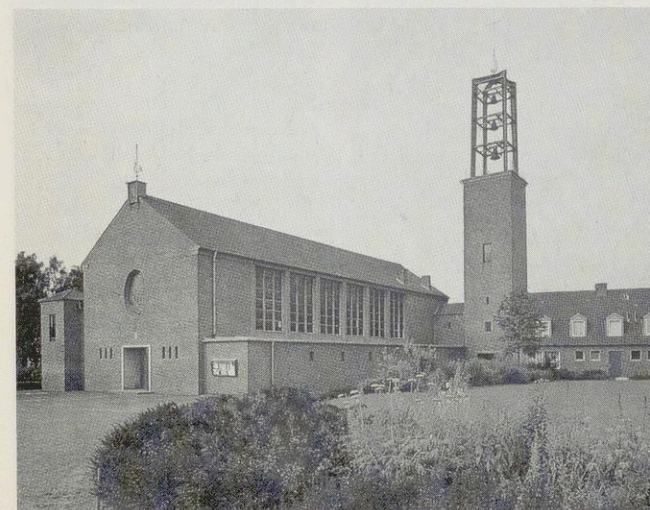
Bischof Heinrich Maria Janssen und der nordrheinwestfälische Innenminister Willy Weyer legen den Grundstein für eine Siedlung von 83 Wohnungen in Herzfeld und von 86 Wohnungen in Lippborg, beide zur Großgemeinde Lippetal gehörend. Hier fanden inzwischen 169 Familien von Spätaussiedlern, die alle über Friedland kamen, ihre Wohnung. Hinter dem Bischof der frühere Lagerpfarrer Msgr. Wilhelm Scheperjans, der Bauherr der Spätaussiedler.



Das Lager Friedland hat auch längst einen katholischen Kindergarten – für alle Kinder zugänglich.



Der vierte Lagerpfarrer Peter Görlich bei der Ausgabe von Männerkleidung in Friedland.



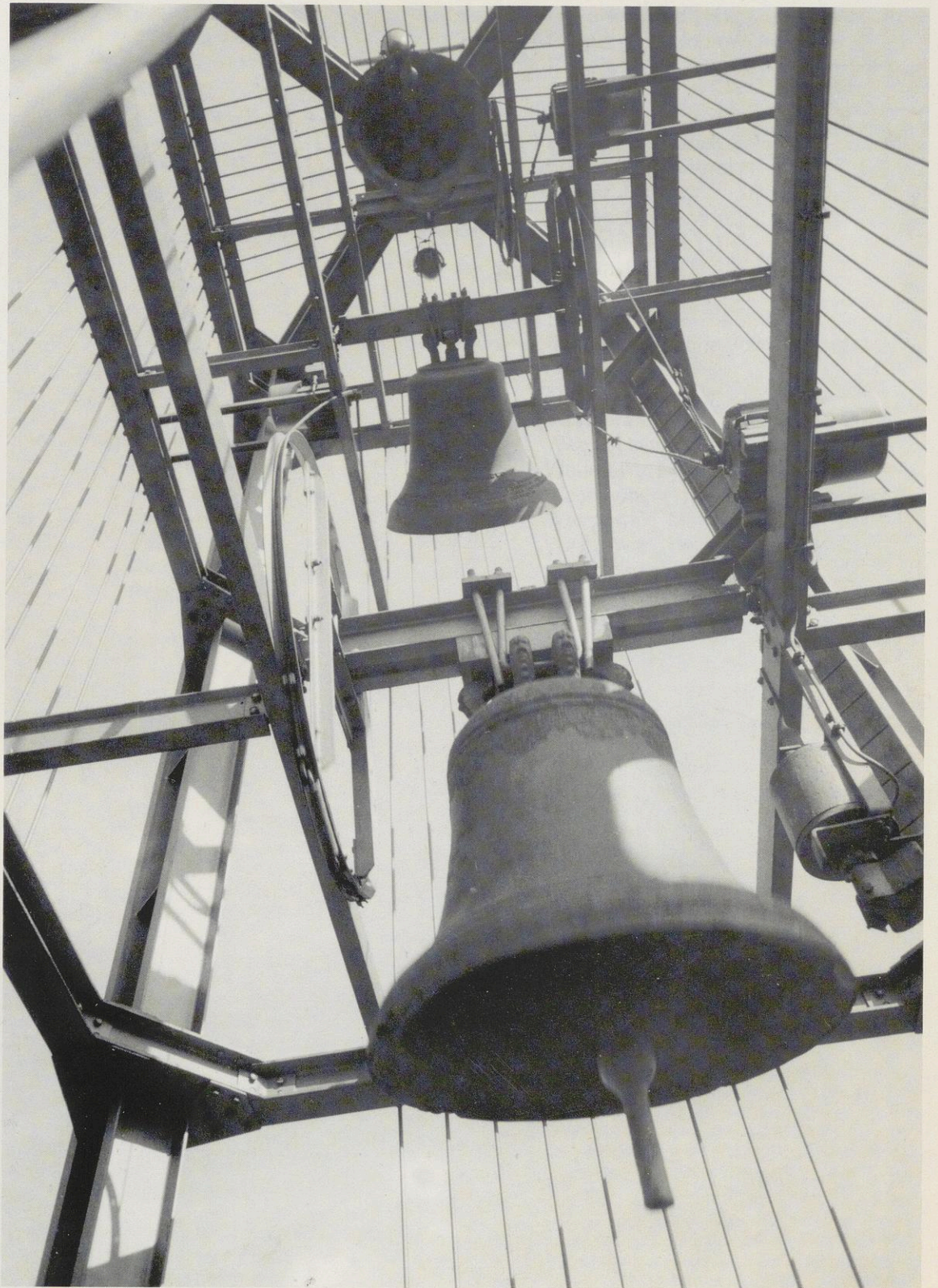
Die katholische Kirche St. Norbert in Friedland.

Noch kein Ende der Lager-Zeit

Das Lager Friedland ist immer noch offen, obwohl es kaum noch Vertriebene und Spätheimkehrer und nur noch selten Flüchtlinge gibt. Seit einiger Zeit sind es die Spätaussiedler, die vornehmlich aus Polen zu uns kommen. 40000 waren es im vergangenen Jahr 1976. Ein Drittel davon sind junge Menschen unter 18 Jahren. Neue schwierige Probleme tun sich auf, vor allem solche sprachlicher Art. 323000 DM hat die Friedland-Caritas im Jahr 1976 an Spenden erhalten, aber 623000 DM hat Pfarrer Görlich ausgegeben, ein Zeichen dafür, daß wir mit dem Nachkriegs-Elend noch lange nicht fertig sind. Wenn aber, wie erwartet, in den nächsten zwei, drei Jahren nochmals je 40000 Aussiedler eingetroffen sein werden, dann läßt sich das Ende des Lagers – jedenfalls in seinem derzeitigen Umfang – doch schon absehen. Darum denkt der vierte Lagerpfarrer Görlich hin und wieder daran, daß er eines Tages nur noch Seelsorger der Gemeinde Friedland sein wird, etwas wehmütig, weil die liebevoll gewonnene Arbeit enden, und doch voll Dank gegen Gott, weil die Not der vielen Jahre aufhören wird. Eines Tages wird dann Friedland in eine schlichte dörfliche Zukunft zurücksinken. Die Bilder des Grauens werden verblaßt und bald unbekannt sein. Aber die Gemeinde, die aus dem Lager hervorging, wird nicht aufhören, sich in der Kirche des hl. Norbert um den Altar zu versammeln, vor dem wie kaum vor einem zweiten Altar in der Welt gequälte Menschen ohne Zahl dankbar gebetet haben.

Für das Bistum Hildesheim aber wird Friedland auf immer ein Zeichen der Hoffnung bleiben, Hoffnung, die aus der Liebe lebt.

Die Glocken der Sankt-Norbert-Kirche in Friedland. Sie läuten Frieden – in eine zerrissene Welt hinein.



Archiv (103)
Abraham, Willehard (1)
Adamski, H. J. (9)
Aero-Lux (1)
Arntz, Ingeborg (9)
Artmann (1)
Berlin, Ingolf (1)
Breloer, Ewald (13)
Dahl (1)
Dieselhorst, Christa (1)
Dodenhatt, R. (1)
Ehlers, Heinz (1)
Engler, Hans (2)
Engler, Ursula (1)
Fleige, Toni (3)
Geldmacher, Robert (1)
Giesel, Joachim (1)
Hahnel (1)
Harstick, Günter (1)
Hauschild, Wilhelm (2)
Hildesheimer Allgemeine Zeitung (1)
Historisches Museum Hannover (1)
Hoppe, Otto (6)
Jeiter, Jos. (6)

Jeiter, Michael (8)
Jürgens, Gerhard (3)
Kaegbein (1)
Kaltenbach, Max (1)
KNA-Bild (7)
Keutner, Oswald (1)
Klein, W. (1)
Kluwe (2)
Knipping (1)
Koberg, Heinz (1)
Kommerein, H. (1)
Konowalczyk (5)
Krause, B. (1)
Lier (2)
Mai, E. (1)
Mellin, Jochen (2)
Moudry, Georg (1)
Müller-Cassel, Erich (1)
Müller, Karl (1)
Musmann, Heinz (3)
Opitz (1)
Paul, Fritz (3)
Pino (1)
Poppe (1)

Raudisch, Erich (1)
Reimers, Friedrich Wilhelm (1)
Röderhof (3)
Rosenstock (1)
Scheer, Wolfhard (3)
Schmidt-Glassner, Helga (1)
Schürmann, Berndt (1)
Schulz, Otto (1)
Slominski, Jos. A. (8)
Sperling, Helda (1)
Steffen, Erich (1)
Storm (1)
Strake (2)
Südhanoversche Volkszeitung,
Duderstadt (3)
Thoericht, Karl (1)
Veitle, Peter (1)
Weber, Heinrich (1)
Wehmeyer, Hermann (65)
Wesemüller (1)
Wesslowski, Matthias (1)
Wesslowski, Heinz (13)
Wisch, Joachim (1)

